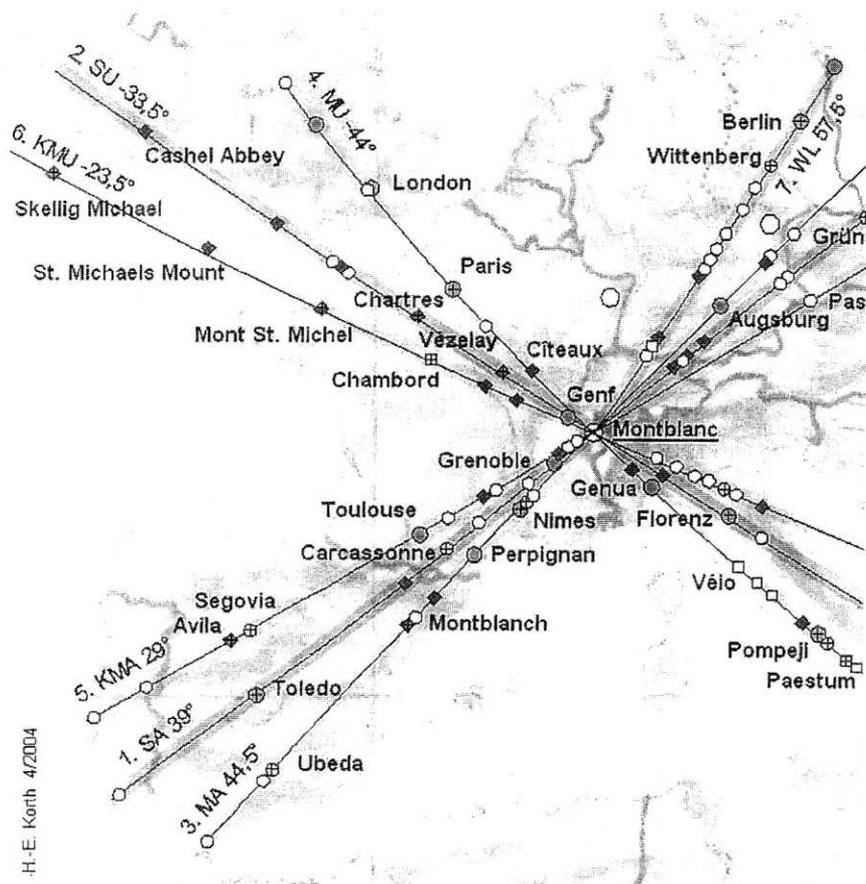


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2005



Jahrg. 17, Heft 1, April 2005



ISSN 0947-7233

Titelbild: Europa-Magistralen des Montblanc [Grafik H.-E. Korth; zu seinem Artikel ab S. 172]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139 D-82166

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Autorenregister** der *Zeitensprünge*

Stichwortverzeichnis: www.chrono-rekonstruktion.de eingerichtet von

Andreas Otte. Anmeldung über andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2005 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990 -1991 je 20,-; 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 je 32,50; 1999-2000 je 35,- ; 2001-2002 je 37,50 ; 2003 = 32,- ; 2004 = 35,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung),

Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 17, Heft 1
April 2005

Editorial

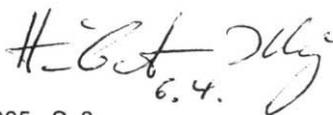
Ostern fällt heuer so früh, dass diese Ausgabe der *Zeitensprünge* zeitgleich zum Jahrestreffen in Zürich erscheint. Passend dazu enthält sie einen Aufsatz von W. Frank, in dem es höchst erhellend um den Ostertermin geht – ein erheblicher Zugewinn für den Kalenderbezug der Phantomzeitthese, wird doch ein beharrlich totgeschwiegenes Wissen über die Kalenderreform von 1582 ans Licht gebracht.

Währenddessen erläutert H.-E. Korth, warum Zürich als Tagungsort gewählt worden ist: weil es auf einer jener uralten Orientierungslinien groß geworden ist, die durch Europa ziehen. Der zunächst aberwitzig erscheinende Gedanke einer Landvermessung 'vor aller Zeit' wird durch Hans Krahes Hydronomie und ähnliche Arbeiten gestützt: Die europäischen Gewässernamen sind in Wortsubstanz und -bau dermaßen einheitlich, dass sie auch einheitlich vergeben sein müssen, was von frühester Übersicht zeugt. Insofern dürfen wir gespannt sein, wohin uns diese Idee tragen wird.

Für die Arbeit mit unseren Buchtexten und Aufsätzen steht nun ein mächtiges Instrument komplett zur Verfügung: Für *alle* Bücher des Mantis Verlages, für *alle* Zeitschriftenausgaben seit dem ersten Interdisziplinären Bulletin (1984) sind die Stichwortverzeichnisse in der von A. Otte gepflegten Datenbank enthalten (s. www.chrono-rekonstruktion.de → Datenbank → Stichwort-Abfrage). Damit sind Rückgriffe auf mittlerweile 9.000 Seiten *Bulletin* und 5.500 Buchseiten wesentlich einfacher geworden (gerade auch bei den Büchern ohne Stichwortverzeichnis). Die Erfahrung lehrt erfreulicherweise, dass das von uns erarbeitete Material bei weitem nicht so schnell veraltet, wie bei konkurrierenden Thesen und Ansätzen des Main-streams.

Wer dieses Editorial liest, hat für dieses Jahr sein Abonnement erneuert. Für diese Unterstützung unserer Arbeit darf ich mich besonders herzlich bedanken. Es wäre besonders schön, wenn noch einige Patenabos hinzukämen, weil die letztjährige, leider den Umständen angemessene Anzahl von 13 Stück bislang (4) nicht erreicht ist, aber auch noch weitere Bibliotheken Belegexemplare erhalten sollen.

Eine gute Lektüre wünscht oder
mit besten Grüßen bis Zürich verbleibt



H. E. Korth
6.4.

21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582

Werner Frank

Dieser Beitrag ist ein Plädoyer dafür, dass die Argumentation von Illig [ab 1991], die Gregorianische Kalenderreform und deren Zeitkürzung um 10 Tage zur Untermauerung seiner Phantomzeitthese heranzuziehen, richtig ist. Zum Verständnis – und zur Beurteilung – ist allerdings die Kenntnis einiger Fakten unbedingt notwendig, die im folgenden vorausgeschickt werden.

1. Ein Kalender ist ein Hilfsmittel, um per Tageszählung die astronomisch bedingten Jahreszeiten, repräsentiert durch die 4 Jahreseckpunkte – Frühlingstagundnachtgleiche, Sommersonnwende, Herbsttagundnachtgleiche und Wintersonnwende – auf stets den gleichen Zähltagen zu halten. Hierzu ist es notwendig, die Länge eines Jahreszeitenzyklus – genauer: eines tropischen Jahres – möglichst genau zu kennen. Die zwei Tagundnachtgleichen werden auch als *Äquinoktien*, die beiden Sonnwendpunkte als *Solstitien* bezeichnet.

2. Die Länge des tropischen Jahres – und nur dieses liegt unserem bürgerlichen Kalender zugrunde – war bei der Kalenderreform von Julius Caesar zu glatt mit $(365 + \frac{1}{4})$ Tagen angenommen worden, im folgenden als *julianisches Jahr* bezeichnet. Diese Ungenauigkeit bedeutet, dass die Frühlingstagundnachtgleiche jedes Jahr um etwa 6 Stunden rückwärts wandert, was nach 4 Jahren durch einen Schalttag kompensiert wurde. (Schon Hipparch war ca. -150 bekannt, dass das Jahr etwas kürzer war und rechnete mit einem Defizit von 5 Minuten).

3. Die Differenz zwischen tropischem und julianischem Jahr ist 1252 in den Alphonsinischen Tafeln veröffentlicht worden, einem Ephemeridenwerk, herausgegeben von König Alfons X. von Kastilien. Dort wird die Jahreslänge als $(365 + \frac{1}{4} - \frac{3}{400})$ Tage bezeichnet. In Minuten und Sekunden ausgedrückt, sind dies 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten, 12 Sekunden, also ca. 11 Minuten weniger als das julianische Jahr (aktueller Wert 48 min 46 sec).

4. Diese rund 11 Minuten addieren sich in 128 Jahren zu einem vollen Tag, um den sich das astronomische Geschehen, die 4 Jahreseckpunkte gegen den Kalender verschieben, und zwar rückwärts, d.h. die Äquinoktien und Solstitien liegen alle 128 Jahre einen Tag früher als die ursprünglich einmal festgeschriebenen Daten.

5. Das abendländische (römische) Christentum feierte den Ostersonntag am 1. Sonntag nach dem 1. Vollmond nach dem Frühlingsäquinoktium. Der Ter-

min wurde nicht nach astronomischen Beobachtungen, sondern nach einem zyklischen Rechenverfahren, dem *computus ecclesiasticus*, ermittelt. Spätestens seit Dionysius Exiguus (um 525) wird für das Frühlingsäquinoktium der 21. März benützt (XII. ante Kalendas Aprilii), woraus sich als der früheste Ostertermin der 22. März ergibt, als der späteste der 25. April. Diese beiden Daten sind die *termini paschalis*, die Ostergrenzen, die im folgenden sehr wichtig sind. (Im Osten war dagegen teilweise eine Praxis üblich, die den 14. Nisan des jüdischen Kalenders als Pascha nahm – der jüdische Monat Nisan begann mit dem „Ersten Neulicht des Neuen Mondes“, also war 14 Tage später Vollmond und damit „Pascha-Ostern“. Diese Praxis ist als sog. *Quartodecimanismus*, die *Vierzehntageregel* bekannt.) Das zyklische Rechenverfahren benützte den sog. *Metonschen Zyklus*: 19 Julianische Jahre entsprechen 235 synodischen Mondumläufen (Genauerer s. Frank [2002]). Dieser Zyklus macht jedoch in 304 Jahren einen Fehler von 1 Tag, um den der Vollmond früher eintritt als berechnet.

6. Speziell dieser ‘Fehler’ im Metonschen Zyklus führte dazu, dass nach einigen Jahrhunderten der berechnete Vollmond nach dem 21. März, dem nicht in Frage gestellten Frühlingsäquinoktium, nichts mit dem tatsächlich eingetretenen zu tun hatte; als Folge wurde Ostern ‘zum falschen Zeitpunkt’ gefeiert. Wird beispielsweise aus dem *computus ecclesiasticus* der Vollmond auf den 22. März berechnet, dann wird Ostern am darauf folgenden Sonntag (zwischen 22. und 29 März) gefeiert, Ist der Mond aber bereits am 20. März voll, so müsste Ostern nach dem 19. April stattfinden.

7. Seit dem 12. Jh. wurde von Gelehrten bemerkt, dass das Frühlingsäquinoktium mehrere Tage vor dem 21. März lag. Dies führte zu mit großer Vehemenz vorgetragenen Forderungen nach einer Revision des bestehenden Kalenders. Der Grund waren die immer öfter auftretenden Diskrepanzen zwischen der etablierten Regel zur Berechnung des Ostertermins, dem *computus ecclesiasticus* und den darin benutzten zwei astronomischen Phänomenen, dem Frühlingsäquinoktium und dem Erscheinen des Vollmondes. Es waren unter anderen die Gelehrten Roger Bacon und Robert Grosseteste in England, der Kardinal Pierre d’Ailly auf dem Konzil von Konstanz und der Kardinal Nikolaus Cusanus auf dem Konzil zu Basel, die in sehr detaillierten Schriften eine Reform des Kalenders forderten mit dem Ziel, das kirchliche Rechenverfahren zur Bestimmung des Ostertermins mit dem Lauf von Sonne und Mond in Einklang zu bringen [ausführlich Kaltenbrunner 1876]

8. Auf dem Konzil von Trient (1545–1563), dem berühmten Tridentinum, auf dem sich die Kirche nach den Stürmen der Reformation wieder zusammenfand, wurde dann endlich dem Papst der Auftrag erteilt, den Kalender so zu reformieren, dass ein über Jahrhunderte funktionierendes Rechenschema

zur Osterterminberechnung entworfen werden könnte, wobei weitgehende Übereinstimmung mit den astronomischen Daten angestrebt wurde.

9. Es war dann Papst Gregor XIII., der 1570 eine Kalenderkommission berief, die 1575 einen Entwurf zur Reform vorlegte, der von dem Calabreser Arzt Luigi Liglio ausgearbeitet war, das so genannte *Compendium*. Dieser Entwurf sah folgendes vor:

a) Das Frühlingsäquinoktium ist auf den 21. März zurückzusetzen, dazu müssen 10 Tage im Kalender ersatzlos gestrichen werden. Wie dies zu geschehen habe, darüber wird zunächst nichts gesagt.

b) Um das Frühlingsäquinoktium langfristig auf diesem Termin zu halten, ist eine zusätzliche Schaltregel einzuführen, welche berücksichtigt, dass das Jahr 11 min kürzer als das julianische Jahr ist. An der Jahreslänge, mit der gerechnet wurde, lassen sich alte und neue Schaltregel mühelos ablesen: Man nahm den Wert aus den Alphonsinischen Tafeln, also $(365 + \frac{1}{4} - \frac{3}{400})$ Tage. Danach wird alle 4 Jahre ein Schalttag eingefügt (so seit Caesar), und in 400 Jahren müssen 3 Schalttage ausfallen, was dann durch die Formel erreicht wird: Jahre mit am Ende zwei Nullen sind künftig keine Schaltjahre mehr, außer ihre ersten beiden Stellen sind durch 4 teilbar.

c) Das Rechenverfahren, der *computus*, wird so modifiziert, dass künftig keine Fehler mehr bei der Vorausberechnung des Ostertermins auftreten, insbesondere kann der Ostersonntag nie vor den Frühlingsvollmond geraten. Dieser letzte, als ausgesprochen genial anzusehende Teil des *Compendiums* ist zwar das Herzstück der Reform, er ist jedoch für die hier behandelte Fragestellung nicht von Interesse, da er sich nur mit dem Mondlauf beschäftigt.

10. Dieses *Compendium* wurde nun von der Kommission an zahlreiche Fachleute an Universitäten und Akademien im In- und Ausland geschickt mit der Bitte, es gründlich zu prüfen, Änderungsvorschläge zu machen und diese gegebenenfalls zu begründen; es wurden sozusagen Gutachten angefordert.

11. In der am 24. Februar 1582 unterzeichneten päpstlichen Bulle *Inter gravissimas* [1582] wird angeordnet, dass im Oktober desselben Jahres 10 Tage aus dem Kalender gestrichen werden sollen, und zwar folgt auf den 4. unmittelbar der 15. Oktober. Grund für die Wahl dieses Zeitraumes: Nur geringer Einfluss auf kirchliche Feste. Zweck der Wahl von 10 Tagen: Zurücksetzen des Frühlingsäquinoktiums auf den 21. März, dorthin, „wo die Väter des Konzils von Nicaea es gesetzt hatten“. Die Bulle beruft sich ausdrücklich auf dieses Konzil von Nicaea im Jahre 325.

Die in 1-11 beschriebenen Ereignisse und Sachverhalte sind unstrittig. Ihre Kenntnis ist zum Verständnis für die folgenden Ausführungen nötig.

Interessant ist zunächst die gutachterliche Reaktion auf das *Compendium*. Wie viele Antworten eingingen, ist nicht genau zu ermitteln. Kaltenbrunner nennt einige Namen. Zunächst referiert er ausführlich die Stellungnahme des Wiener Ordinarius **Fabricius** [Kaltenbrunner 1877, 493]. Dieser

„meint, es sei der Natur der Sache viel angemessener, wenn der Stand Julius Cäsars wiederhergestellt würde, mit dem sozusagen die Römische Monarchie und die christliche Kirche begann. Demgemäß plädiert er für die Auslassung von **13** Tagen“ [ebd., 493].

Auch die Schriften von Bischof **Hugolinus Martellus** und des venezianischen Musikdirektors **Josephus Zerlinus** enthalten die Forderung nach **14** Tagen Korrektur [zitiert ebd., 494].

Schmid [1884, 64] berichtet in seiner Arbeit, dass sich die Paduaner Professoren **Macigni** und **Moleto** mit Nachdruck dafür ausgesprochen haben, das Äquinoktium auf den 25. März zu setzen. Es gab noch weitere Gutachten, die eine größere Korrektur als die 10 Tage forderten; sie schwankten zwischen **12** und **15** Tagen [ausführlich Schmid 1884, 65 f.].

In der Literatur nicht genannt werden folgende vier Stellungnahmen, die mir in der Vatikanischen Bibliothek vorlagen. So sagt der Erzbischof von Patras und Koadiutor von Siena, **Alessandro Piccolomini**, in seiner Stellungnahme [Piccolomini 1578], dass das

„Äquinoktium auf irgend ein Datum, welches als angemessen angesehen werden kann, zurückgesetzt werde (ich [Piccolomini] jedoch werde zeigen, daß der 24. oder 25. März allen anderen Vorschlägen vorzuziehen sei)“
[Übertragung W.F.].

Die Begründung zielt dann auf die Zeit, „da unser Erlöser seine irdische Zeit durchlebte“.

In die gleiche Richtung geht auch die Argumentation von **Giovanni Bernardo Rastelli**, „Philosoph und Mathematiker in Perugia“. Er schreibt:

„Zur Zeit Caesars und bevor Christus geboren wurde, lag das Winter-solstitium auf dem 25. Dezember und das Frühlingsäquinoktium auf dem 25. März, wie es bei Columella, Plinius, Macrobius und anderen heißt; 1579 wird es am 10. März festgestellt, es ist somit dem 25. März fast 15 Tage voraus“ [Rastelli 1579].

Er schließt daraus, dass der Grund für dieses Zurückwandern eine kürzere Jahreslänge als die Caesarianische ist und will **15** Tage ausgelassen sehen. Er gibt also eine der wenigen astronomischen Begründungen.

Eine weitere Schrift, von **Giorgio Caretti** [1579], *ex Marchionibus Saonae. Iur. Cons. Serenissimi D.D. Ducis Mantuae, et Montisferratae Senatoris*, als *commentariolus* bezeichnet, plädiert für das Auslassen von **14** Tagen im Dezember 1580, um das Frühlingsäquinoktium auf den 24. März zu bringen.

Caretti nimmt an, dass dieses 1579 auf dem 10. März liegt. Vorteil: keine Änderung der Sonntagsbuchstaben im Jahr 1580.

Besonders 'witzig' ist die Stellungnahme des „Priors von St. Silvestre in Mantua“, *Franciscus Paulini*, der zunächst versichert, er würde sich, „ungeachtet seiner der Kirche unterbreiteten Vorschläge, deren Urteil in allem unterwerfen.“ (*Haec quaecunque et quantulacunque sint, examinanda ecclesiae Romanae propono, cuius iudicio ea, meque omnibus in rebus submitto*). Dieser Autor plädiert umständlich für eine Festsetzung des Ostersonntages auf den 27. März; Mariä Verkündigung sei auf den 4. April zu legen. In hervorgehobenem Fettdruck folgt sodann:

„Atque equidem iniquum est, ut Ecclesia Dei, quae a Spiritu sancto regitur, ab opinionibus variis Mathematicorum dependeat“ /..im übrigen ist es unerhört, dass die Kirche Gottes, die vom Heiligen Geist regiert wird, von der verschiedenen Meinungen der Mathematiker abhängen soll [Übersetzung W.F.]

Im weiteren bekommt Silvester keinen Sonntagsbuchstaben, d.h. Paulini hat damit einen immerwährenden Kalender geschaffen, wobei dafür zu sorgen ist, dass der 27. März immer auf einen Sonntag fällt. Im Schaltjahr wird der 24. Februar doppelt gezählt. Die neue Schaltregel – in 400 Jahren müssen 3 Schalttage ausfallen – wird akzeptiert.

Allen diesen Gutachten ist gemeinsam, dass sie zwar die neue zusätzliche Schaltregel begrüßen, aber heftig gegen die 10 auszulassenden Tage opponieren. Zusammengefasst lautet die Argumentation: Wenn schon das Äquinoktium zurückgesetzt werden muss, dann unter Auslassen von 13 oder besser 14 Tagen auf den 25. März, 'da, wo es zur Zeit Caesars bzw. zur Zeit des Kreuzestodes unsere Herrn Jesus Christus lag'. [kein wörtliches Zitat, sondern aus den verschiedenen Gutachten zusammengefasst; W.F.]

Von einigen Autoren wird ausdrücklich gegen die Nicaea-Regel polemisiert und diese als willkürlich bezeichnet. Dahinter steht natürlich unausgesprochen eine einfache Rechnung: Lässt man 10 Tage aus, so entsprechen diesen, aufsummiert, $10 \times 128 = 1.280$ Jahre, (s. o. unter 4). Geht man von 1582 diese 1.280 Jahre zurück, so landet man im Jahre 302, d.h. dicht bei Nicaea. Es ist interessant, dass die Gutachter offenbar die Wahl des Frühlingsäquinoktiums für frei verfügbar hielten, sonst hätten sie nicht so eindeutig für das Auslassen von 13 bzw. 14 Tagen plädiert.

Der von Illig vertretene, immer wieder kritisierte Standpunkt [vgl. 1999, 35-64] ist also bereits im Vorfeld der Reform Streitpunkt gewesen. Es gab zahlreiche Stimmen, die sich an der definitiven Korrektur von 10 Tagen störten und sie für nicht weitgehend genug hielten.

wird die Arbeit von *Josef Schmid* [1905] herangezogen. Schmid schreibt als ausgewiesener Kenner der alten und mittelalterlichen Geschichte, es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass auf besagtem Konzil vom 21. März oder vom Benutzen des Metonschen Zyklus überhaupt die Rede war. Erhalten ist nur in einem Sendschreiben der hierzu relevante Satz:

„Wir geben Euch aber noch die freudige Nachricht, daß in betreff des hochheiligen Osterfestes Einigkeit herbeigeführt wurde, indem nämlich [...] alle morgenländischen Brüder, die sich bisher nach den Juden richteten, von nun an das Osterfest mit den Römern, mit uns und allen feiern werden, die mit uns übereinstimmen“ [Schmid 1905, 53].

Charles W. Jones [1943] wirft die gleichen Fragen wie Schmidt auf:

„Did th council construct a 19-year cycle? Did it prescribe its use by the whole church? Did it enunciate any definite rules by which the date could be ascertained?“ / Hat das Konzil einen 19-Jahres-Zyklus konstruiert? Hat es seinen Gebrauch der ganzen Kirche vorgeschrieben? Hat es irgend eine andere Regel aufgestellt, mit der das Datum festgelegt werden kann?

Er beruft sich zunächst auf *Duchesne* [1880], der diese Fragen negativ beantwortet habe. Dann diskutiert er die Fragen jedoch hinweg, da 'es so gewesen sein muss' [W.F.]. Zu Recht wird in den drei Arbeiten vermutet, dass es um das Eliminieren der Quartodecimalregel geht (s. o. unter 5), nachzuweisen ist jedoch auch dieses nicht.

Also lautet die nächste Frage: Wann lag das Frühlingsäquinoktium eigentlich auf dem 21. März? Eine gründliche Untersuchung und Diskussion dieser Frage findet sich bei den Jesuitenpatres *Giovanni Battista Riccioli* (1598–1671) und *Dionysius Petavius* (*Denis Petau*, 1583–1652), die die oben zitierte Überlegung von Clavius aufgreifen.

In Ricciolis Werk *Chronologiae reformatae ... tomus primus* findet sich in Kap. XXII über „De Anno Iuliano“ (Über das julianische Jahr) das folgende (*nicht wörtlich übersetzte*) Statement:

Wenn man mich fragt, auf welchem Tage das bürgerliche Äquinoktium (aequinoctium civile) zur Zeit Julius Caesars lag, so antworte ich mit Petavius [1628, Kap. XXVII, 368 f.], dass es am 25. März war, da das mittlere Aequinoctium nach den Parisinischen Tafeln im 1. Julianischen Jahr (45 v. Chr.) am 24. März 21 std 11 min nach Mitternacht in Rom lag [also praktisch am 25. März; W.F.]. Das wahre Äquinoktium war am 22. März, 23 Std, 36 min.

In der Überschrift zu Kap. XXX, Canon XVI steht: „Das bürgerliche Frühlingsäquinoktium oder das kirchliche, von den Hebräern zur Zeit Christi und vorher beobachtete geeignet zu bestimmen“:

„Julius Caesar und Sosigenes [dessen beratender Astronom; W.F.] wussten natürlich, dass das wahre Äquinoktium den 23. März nicht überschreitet

Will man nun verstehen, was die „Väter der Reform“, das ist die Kommission unter der Schriftführung von P. *Christophorus Clavius* S.J. (1537–1612) veranlasst hat, diese gewichtigen Argumente zur Seite zu schieben und dennoch nur 10 Tage zu korrigieren, so liest man am besten in dem Buch von Clavius [1603] *Romanae Calendarii Explicatio* nach, die dieser im Jahre 1603 im Auftrag vom Nachfolger Gregors XIII., Papst Clemens VIII. verfasste. Dort steht in Kapitel III [Übertragung aus dem lateinischen Text von W.F.]:

„Es gibt verschiedene Meinungen über die Zurücksetzung des Äquinoc-tiums. Einige meinen, man solle es da belassen, wo es zur Zeit – d.i. um 1580 – liege, das heißt auf dem 11. März. Andere sagen, man solle es auf den 25. März legen, den Tag von Mariä Verkündigung (dies incarnationis Domini), weil sie der Meinung sind, dass Christus am Tag des Äquinoc-tiums empfangen wurde. Die meisten sind jedoch der Meinung, dass man es auf den 21. März setzen solle, da es dorthin von den Vätern des Nicaenischen Konzils gesetzt wurde. Diese Meinung machte sich Papst Gregor XIII. zu eigen, weil damit am wenigsten Neuerungen und Unbequemlichkeiten in der Kirche einhergingen.“

Des weiteren unterscheidet Clavius [Cap. V, 84, Abs. 13] ein „Aequinoctium duplex, Astronomicum seu verum et Ecclesiasticum sive politicum“, also „ein zweifaches Äquinoc-tium, nämlich ein astronomisches oder wahres und ein kirchliches oder politisches“ [Übers. W.F.]. Es ist Clavius wohlbewusst, dass zwischen diesen beiden Daten ein Unterschied sein kann. Er fährt fort:

„Die Kirche ist frei, was das Äquinoktium und den Mond angeht, in der Wahl des Tages der Osterfeier. Ihr liegt mehr an dem Frieden der Gläubi-gen bei der Osterfeier als an einem akkuraten Äquinoktium und einer [korrekten] Beobachtung des Mondlaufes“ [Übertr. W.F.].

Es folgt noch eine ausführliche Begründung, dass bei Wahl irgendeines ande-ren Termins als dem 21. März die Breviere und Missalia (Messbücher) umge-schrieben werden müssten. Ziel der Reform war eben, mit einem Minimum an Änderungen gegenüber der bisherigen kirchlichen Praxis auszukommen. Dem Aufsatz von Ziggelaar in den *Proceedings* [1983] entnimmt man weiterhin, dass es auch mit Rücksicht auf die Orthodoxe Kirche geschah, die sich jeder anderen Regelung gegenüber von vornherein gesperrt hätte.

Hieraus erhellt, dass es primär nicht um das wahre astronomische Äqui-noktium ging, sondern um den Erhalt der Ostergrenzen vom 22. März und 25. April. Der Bezug auf Nicaca musste sozusagen als Schutzbehauptung herhal-ten, auf dass die Zeitbrücke vom Ufer bei 1580 zurück, um 10 x 128 Jahre auf das Jahr 300 gleichsam ihren Ausgangsbrückenkopf finde.

Es ist also zu untersuchen, welche Aussage das Konzil von Nicaea bezüg-lich des Ostertermins und seiner rechnerischen Bestimmung machte. Hierzu

[selbst im Schaltjahr nicht; W.F.]. Im ersten Julianischen Jahr, d.h. 45 v.Chr. fiel es auf den 22. März, 15 Std nach Mittag. Dennoch setzten sie das bürgerliche (civile) auf den 25. März, wie man von Plinius und Columella erfährt. Ebenso lehrt Ovid im dritten Kapitel seiner 'Fasti', der Eintritt der Sonne in den Widder erfolge zur Zeit am 22. oder 23. März, und dennoch wird das bürgerliche Äquinoktium auf den 25. gesetzt. Er spricht nämlich vom 5. und letzten Tage der Quinquatrorum Minervalium [Fest zu Ehren der Minerva, das 5 Tage nach den Iden = 15. März gefeiert wurde, dauerte vom 19. - 23. März; s. Georges].“ [Übertr. W.F.]

Es folgte noch eine Berufung auf Eudoxos (griechischer Wissenschaftler, 408–355), der das Äquinoktium aus Beobachtungen bestimmt hat.

„Denn er wirkte circa um 368 v. Chr., wie wir aus den Jahren der Olympiaden von Diogenes Laertius lernen. In jenem Jahr [...] ereignete sich das Frühlingsäquinoktium am 25. März, 3 ½ Stunden nach Mittag.“

Damit stellte Riccioli klar, dass der 25. März als Äquinoktie *nicht* der astronomischen Situation zur Zeit von Caesar entsprach. Es handelt sich bei diesem Datum aus dem römischen Festkalender wohl um ein viel älteres Mithras-Datum. Illig [1999b, 52 f.] hat das nachzuweisen versucht, blieb aber an der Angabe „28.3.“ für Eudoxos 'hängen'. Indem sich Riccioli ebenfalls auf Eudoxos beruft, wird klar, dass Illig einem bei Georg Unger [1892] falsch berichteten Eudoxos-Wert Glauben geschenkt hat. Weiter schreibt Riccioli:

„Endlich die Väter von Nicaea und Alexandria, im Jahre 325 n.Chr.: obwohl das wahre Äquinocetium am 19. März + 19 ¼ Stunden nach Mittag lag, (was bürgerlich – politice – der 20. März ist), waren sie der Ansicht, das Äquinocetium besser auf den 21. März zu setzen, um desto sicherer zu sein, dass Ostern [erst] nach eingetretenem Äquinocetium zu feiern sei, wobei der Frühlingsbeginn schon stattgefunden hat.“ [Übersetzung W.F.]

Dieser letzte Satz entstammt zweifellos dem Denken der Reformer von 1582, denn man war bestrebt, in keinem Fall mit dem Ostertermin vor den Frühlingsvollmond zu geraten, was sich in der Epaktenrechnung von Liglio widerspiegelt, die jedoch das Thema dieser Untersuchung nicht berührt, da sie sich mit dem Lauf des Mondes befasst.

Aus dem Vorhergehenden schließt man unschwer, dass das astronomische Äquinoktium zur Zeit der Reform Caesars um den 23./22./21. März lag, unter Berücksichtigung der Fehlergrenzen von $(128 : 2) = 64$ Jahren.

Die Nicaea-Zuweisung, die sich nicht nur in der päpstlichen Bulle, sondern auch bereits in Liglios *Compendium* und später dutzendweise in Clavius *Explicatio* findet, wird von Schmid [1905, Kap. IX] schlicht als falsch bezeichnet. Stellt man sich auf diesen Standpunkt und nimmt die Schriften von Riccioli und Petavius ernst, so folgt daraus, dass die Korrektur von 10 Tagen

zwar innerkirchlich verständlich ist, aber ein wesentliches Ziel der Reform, nämlich den Wiederanschluss an das astronomische Geschehen verfehlt hat, es sei denn, die ausgelassenen 10 Tage treffen auf den 21. März zur Zeit der Caesarschen Reform – dann aber sind eindeutig ca. 300 Jahre zu viel im Kalender, wie es Illig mit seiner Phantomzeithypothese sieht.

Hier folgt eine hypothetische Tafel der Äquinoktien unter Berücksichtigung des Wertes von Eudoxos, wobei jedesmal 128 Jahre für das Zurückweichen von einem Tag angesetzt sind:

Jahr	Frühlingsäquinoktium	Zahl der korrigierten Tage
-368	25./24. März	-
-240	24./23.	-
-112	23./22.	-
17	22./21.	-
145	21./20.	-
273	20./19.	10, in der Nähe von Nicaea
401	19./18.	9
529	18./17.	8
657	17./16.	7
785	16./15.	6
913	15./14.	5
1041	14./13.	4
1169	13./12.	3
1297	12./11.	2
1425	11./10.	1
1553	10./09.	0

Diese Tabellenwerte sind alle mit der Unsicherheit von $128 : 2 = 64$ Jahren zu verstehen! Man sieht, dass die Korrektur von 10 Tagen zwar im Zeitfenster von Nicaea landet, aber nicht am 21. März. Dies erscheint mir als eine wichtige Stütze der Phantomzeit-These von Illig.

Macht man diese Rechnung in umgekehrter Richtung, beginnt mit dem Jahr 1582 und einem Äquinoktium am 11. März, lässt aber die ca. 300 Phantomjahre aus, so ergibt sich folgendes.

Jahr	Frühlingsäquinoktium
1582	11./12. März
1454	12./13.
1326	13./14.
1198	14./15.
1070	15./16.

942	16./17.
Ca. 300 Phantomjahre gestrichen	
514	17./18.
386	18./19.
258	19./20.
130	20./21.
2	21./22. Hier liegt -45 BC (Caesar) in der Nähe.
-127	22./23.
-255	23./24.
-383	24./25.

Der Wert für -383 stimmt im Rahmen der Fehlergrenzen gut mit Eudoxos überein, was ebenfalls für die Illigsche These spricht.

Eine ausführliche Darstellung des hier behandelten Themas ist in Vorbereitung.

Literatur

- Caretti, Giorgio (1579), *De Anno Curso... Mantova, ex officina Francisci Osanae*
- Clavius, Christophorus (1603), *Romani Calendarii Explicatio, Romae, apud Aloysium Zanettum, Cap. III, S. 73*
- Duchesne, L.M.D. (1880), *La question de la p que au Concile de Nic e*, in: *Revue des questions historiques* XXVIII, 5-42
- Frank, Werner (2002), *Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlingstagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen? Zeiteinspr nge* 14, 4, 646-655
- Georges, Karl Ernst (1913/1918), *Lateinisch-Deutsch, Ausführliches Handwörterbuch Elektronische Ausgabe Digitale Bibliothek 2002*
- Illig, Heribert (1991): *Die christliche Zeitrechnung ist zu lang*; in: *Zeiteinspr nge* 3, 1, 4-20
- (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht?*, München
- Inter Gravissimas (1582) (zitiert nach einer Sammlung päpstlicher Bullen, Romae, Apud ...Blados Typographarios Camerales 1588),
- Jones, Charles W. (1943), *Bedae Opera de Temporibus*, The Mediaeval Academy of America, Cambridge, Massachusetts, 17 ff
- Kaltenbrunner, Ferdinand (1876), *Die Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform, Sonderdruck aus: Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien*, 82, 289
- (1877) *Die Polemik über die Gregorianische Kalenderreform in: Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien*, 87, 493
- Petavius, Dionysius (1628), *Opus de Doctrina Temporum*, Paris, sumptibus Sebastiani Cramoisy, Liber Quartus
- Piccolomini, Alessandro (1578), *De nova Ecclesiastici Calendarii ... forma libellus*

Senis, apud Lucam Bonettini

Proceedings of the Vatican Conference to commemorate its 400th Anniversary 1582 - 1982 (Ed. G.V. Coyne, M.A. Hoskin and O. Pedersen, 1983), Specola Vaticana, Città del Vaticano

Riccioli, Giovanni Battista (1669), *Chronologiae reformatae...tomus primus*, Bononiae, ex typographiae Haeredis Dominici Barberii, Cap. XXII, De anno Juliano, 44 ff

Schmid, Josef (1905), Die Osterfestfrage auf dem ersten allgemeinen Konzil von Nicäa, Wien

Unger, Georg (1892): Chronologie; Teil F der 1. Hälfte des 1. Bandes des Handbuchs der klassischen Altertums-Wissenschaft in systematischer Darstellung: Einleitende und Hilfsdisziplinen, München

Ziggelaar, August (1983), The Papal Bull of 1582 Promulgating a Reform of the Calendar, in: *Proceedings* 201-242

Prof. Dr. Werner Frank, 91807 Solnhofen, Ferdinand-Arauner-Straße 4
wfxfrank@t-online.de

Die Christianisierung über den Limes Reihengräber, irische Mission, Bistümer

Heribert Illig

Zusammenfassung: Im Licht neuer Forschungen bricht die irische Mission des 7. Jhs. südlich des Limes weg. Damit entfällt eine weitere Christianisierungswelle für die heute deutschen Gebiete. So stellt sich die Frage, inwieweit die Gründungsdaten der Bistümer und die Fundsituation diesseits und jenseits des Limes bei Gültigkeit der Phantomzeitthese zusammengeführt werden können. Dabei ist auch Armin Wirschings zuletzt geäußerte These zu prüfen, der zufolge die für die Reihengräberfelder vorgegebenen Zeitintervalle zwar auf der Zeitachse zu verschieben, aber nicht zu verkürzen seien.

Fränkisch-sächsische Christianisierung

Welches Land musste eigentlich öfters missioniert werden als das einstige Germanien?

Ab 313 war das Christentum im römischen Reich gleichberechtigt mit anderen Religionen und konnte sich seit Konstantin d. Gr. ungehindert ausbreiten. **391** avancierte es zur *Staatsreligion*; andere Religionen ließ Theodosius verbieten. So war auf ehemalig römischem Territorium und damit auch westlich und südlich des germanischen Limes bis ca. 476 Christentum der 'Normalfall'.

Ab 456 beherrschte Aegidius das Gebiet um Soissons als Magister militum. Er vererbte es 464 seinem Sohn Syagrius, der auf diesem letzten weströmischen Gebiet **486** von Chlodwig geschlagen und hingerichtet worden ist.

Chlodwigs Taufe von **496/99** hätte somit mit einer Unterbrechung von lediglich 10, 13 Jahren den christlichen Glauben zumindest bei den Franken des Kerngebietes fortgeführt.

Unter Theoderich d. Gr. (**493–526**) gehörten Raetien und Noricum zum oströmischen Reich; damals war der Arianismus Staatsreligion. Dies wird von heutiger Forschung verstärkt hervorgehoben [vgl. I/A 24; aktuell Wamser 2004, 391]. Der Arianismus war in Theoderichs Hauptstadt Ravenna vorherrschend, um dort 540 wieder vom byzantinisch-orthodoxen, in Bayern bereits ab 536/37 vom 'katholischen' Glauben abgelöst zu werden.

Ein Jahrhundert später, **ab ca. 585**, kamen *irische Mönche* im Gefolge von *Columban d. J.* ins heutige Frankreich, die primär Franken und Burgunder weihten und so eine irisch-fränkische Klosterbewegung auslösten, weniger das Volk missionieren. Columban selbst musste wegen Streitigkeiten mit

dem merowingischen König Theuderich II. aus den fränkischen Kernlanden bis Oberitalien weichen. Ab 615 setzt sich die irische Mission nach Südosten bis Salzburg fort.

Ein weiteres Jahrhundert später, um **690**, begann die *angelsächsische Mission*, die in der Mitte des 8. Jhs. dominant geworden sein soll. Bonifaz als Bischof von Mainz setzte die Bistumsordnung in Süddeutschland durch.

Ab 772 folgt die drakonische *Staatsmissionierung* der Sachsen unter Karl dem Großen (bis 804) – und trotzdem geht das Heidentum in seinem Herrschaftsgebiet bis ins 11. Jh. noch immer nicht unter.

Im 9. Jh. beginnt die Slawenmissionierung durch Kyrill und Method in Mähren, die sich **ab 948** bei den nördlichen Slawen mit Gründung der Bistümer von Brandenburg, Magdeburg und anderen (s.u.) fortsetzt.

Wie viele dieser Missionierungswellen belässt die Phantomzeitthese?

Irische Mission in Bayern – nur eine Rückprojektion

Prof. Dr. Knut Görich sprach im Rahmen einer Ringvorlesung der Uni München über *Irische Mönche in Bayern*. Tenor seines Vortrages war [Görich]:

„Lange Zeit hat sich die Vorstellung gehalten, dass die christliche Mission des 7. Jahrhunderts auch in Bayern zu einem erheblichen Teil von irischen Mönchen getragen wurde, jedoch gibt es dafür kaum sichere Belege“.

Keine Zweifel äußerte Görich an den Klostergründungen des Hl. Columban, der als Haupt dieser iro-schottischen Bewegung ab 585 in Frankreich, insbesondere in Luxeuil gewirkt hat. In Bayern habe die Mission erst 615 mit Eustasius eingesetzt, der aus Burgund, nicht aus Irland gestammt hätte. Dass der Columbanschüler Agilus bereits 617 das Kloster Weltenburg am Donaudurchbruch gegründet habe, ist erst nach 1930 aufgekommen; die Annahme resultierte aus der problematischen Deutung einer Buchmalerei aus dem 11. Jh. Heute ist eine iro-fränkische Gründung Weltenburgs nicht mehr haltbar. Als Nicht-Iren haben auch Emmeram, Korbinian, Rupert, Magnus und Arianus zu gelten. Die irische Mission des Hl. Alto, der u.a. in Altomünster verehrt wird, war eine Fälschung durch Othlo von Regensburg, gegen 1080 ein Rückgriff auf den offenbar beliebten Topos einer irischen Mission – in Wahrheit die Auskleidung einer Fiktion mit dem aktuellen Geschehen einer iro-schottischen Klostergründung in Regensburg.

Obendrein ist mittlerweile klar, dass es sich hier nicht um 'flächendeckende' Mission, sondern um Peregrinatio, um Pilgerschaft und Askese gehandelt hat, also um ein Zeichensetzen inmitten weltlichen Treibens.

Genau genommen kennen wir nur zwei irische Mönche zwischen 650 und 800: Kilian und jenen Virgil, der die Bischofsliste von Iona in die Salzburger Verbrüderungsbücher aufnehmen ließ. Doch beide waren keine Missionare

im Sinne des Wortes, auch wenn Virgil als Salzburger Bischof die Mission der Karantanen am Herzen gelegen haben soll.

Görich schilderte nun die zweite iro-schottische Bewegung, die gegen 1070 mit dem Iren Marianus einsetzte, der nach Regensburg zu dem ebenfalls irischen Inklusen Mercherdach († um 1080) fand. Marianus starb kurz nach 1081, worauf immer mehr irische Mönche zu seinem Grab strebten. Sie gründeten um 1090 das Schottenkloster St. Jakob in Regensburg. (Auch die Bezeichnung „schottisch“ meint das irische Element. Die Ausstrahlung des Klosters bis Würzburg, Eichstätt, Nürnberg, Erfurt und selbst Kiew ist nachweisbar.

Die Anfänge dieser Bewegung waren nach 100 Jahren schon vergessen und wurden erst um 1300 als freie Erfindung niedergeschrieben. Dazu wurde unbekümmert Geschichte geklittert: Marianus rückte vom 11. ins 8. Jh., damit er Karl d. Gr. begegnen konnte. Der soll damals vor Eroberung des noch heidnischen Regensburg bei Marianus und damit außerhalb der Stadtmauern sein Lager aufgeschlagen haben. So ist gegen 1300 eine Geschichtsfälschung kreiert worden, die keiner Fakten bedurfte. Der Rat der Stadt berief sich noch um 1400 auf Karls fiktiven Schlachtensieg. Görich fasste zusammen:

„Am Beispiel von St. Jakob läßt sich auch zeigen, dass der Mythos der irischen Mission bereits im Mittelalter für die Konstruktion legitimierender Geschichtsbilder bedeutsam war.“

Und er stellte abschließend fest, dass man „über irische Mönche in der Frühzeit fast nichts sagen kann“.

Damit wird – nun über Görich hinausgehend – der Schluss zwingend, dass die irische Mission des frühen Mittelalters in Bayern die Rückübertragung der ‘zweiten Welle’ in die Agilolfingerzeit darstellt! Diese Rückprojektion entbehrt selbstverständlich jeder materieller wie geistlicher Grundlage. Unbenommen bleibt die Rolle Columbans, der von Gallien nicht nach Bayern vorstößt, sondern, von Theuderich II. verjagt, über das Bodenseegebiet nach Oberitalien ausweicht und dort das Apenninenkloster Bóbbio gründet, in dem er 615 stirbt. Aber die späteren Protagonisten dieser ‘irischen Mission’ sind Erfindung. Das gilt vor allem für Kilian, jenen Missionar, der nach seinem Tod (689) bereits vergessen war und erst Generationen später von Bonifaz (752) entdeckt worden sein soll – eine selbst in Würzburg als Fiktion akzeptierte Geschichte. Die enge Parallelität beider Missionswellen hinsichtlich Peregrinatio und Askese bei fehlender Mission ist von Görich hervorgehoben, aber die Konsequenz daraus nicht erkannt worden.

Wir haben hinter die ‘erste’ irische Klosterbewegung in Bayern schon 2002 ein Fragezeichen gesetzt [I/A 560]; nun entfällt sie ersatzlos. Doch ab wann zeigen sich nördlich der Alpen Spuren kirchlicher Ordnung?

Wann setzt die Diözesan-Ordnung ein ?

Wer im Internet offizielle Web-sites der katholischen Bistümer aufruft, findet für die deutschen Bistümer auf einst römischem Gebiet keine oder fast keine Gründungsdaten. Allzu widersprüchlich scheinen die schriftlichen Nennungen zu sein, sowohl untereinander wie im Hinblick auf archäologische Befunde.

Deutlicher sind die vorausgehenden Bistümer in der Schweiz und in **Frankreich**. Für die gallischen Bistümer sind Gründungen im 3. und 4. Jh. realistisch.

„In der Tat hat mich die Beschäftigung mit 21 Civitates in dem Eindruck bestärkt, daß die Bistumsorganisation Galliens sich im wesentlichen unter Konstantin und dessen direkten Nachfolgern vollzog und nur in wenigen Städten schon in vorkonstantinischer Zeit von einem Bischof geleitete Christengemeinden bestanden, wie dies unzweifelhaft in Lyon, Vienne und Arles der Fall war, denen im Norden nur Reims, daneben wahrscheinlich noch Autun an die Seite gestellt werden können. Alle übrigen Civitates sind mit höchster Wahrscheinlichkeit erst nach dem sog. Mailänder Edikt [Toleranzedikt, 313; H.I.] Bischofssitze geworden, z. T. sogar Jahrzehnte später“ [Brühl I, 247].

Insofern helfen hier Geschichtsatlantiken mit eindeutigen Gründungsdaten nicht weiter. Ihnen zufolge entsteht Lyon im 3. Jh. oder um 170, Bourges im 6. oder 3. Jh. und Rouen um 600/800 oder bereits 260 [Putzger 61 contra Harms 37].

Für die **linksrheinischen Gebiete** gibt es merkwürdige Doppelungen bei den Bistumsgründungen. Unsere Sichtung läuft von Nord nach Süd:

Köln: Christengemeinde spätestens im letzten Viertel des 3. Jhs. „Die Gründung des Bistums wird man frühestens in das ausgehende 3., wahrscheinlich sogar erst in die frühen Jahre des 4. Jahrhunderts anzusetzen haben“ [Brühl II, 16]; um die Mitte des 6. Jhs. wird es *neu organisiert*, ähnlich in Mainz und Straßburg [Brühl II, 24].

Mainz: Bistumsgründung „im 2. Viertel des 4. Jahrhunderts“ [Brühl II, 102]; 343 werde das Bistum Mainz erstmals sicher erwähnt [lexikon.eventax.de/Mainz]. Laut Brockhaus gibt es eine gesicherte Bischofsreihe ab 540, das *Lexikon des Mittelalters* nennt mit Sidonius einen ersten Bischof aus der Mitte des 6. Jhs. Der dortige Erzbischof wird 975 zum „Primas“ ernannt und ist als einziger neben dem Papst mit „papa“ anzureden. Das gewaltige Territorium grenzt an Hamburg und Magdeburg, Salzburg und Trient; zu Mainz gehören außerdem Prag samt Olmütz von 973 bis 1344, Brandenburg von 948 bis 983.

Trier: aus den vier römischen Provinzen Belgicae und Germaniae die Stadt mit der wohl ältesten römischen Abkunft (Konkurrenten sind Mainz und

Augsburg), mit Sicherheit auch mit der ältesten christlichen Tradition. Christengemeinde ab letztem Viertel des 3. Jhs., Bistum für 314 belegt, dessen Anfänge in der Zeit „um 270/80“ [Brühl II, 75]. Der Trierer Dom (346 fast fertiggestellt) war eine Doppelkirche riesigen Ausmaßes, „die selbst so bedeutende Kirchenbauten Constantins wie die Grabeskirche in Jerusalem oder die römische Bischofskirche um gut das Doppelte übertrifft“ [Brühl II, 78].

Worms: Bistumsgründung dunkel. Ein katholisches Bistum ist ab Mitte des 4. Jhs. allenfalls zu vermuten; ein arianisches Bistum im 6. Jh. ließe sich denken [Brühl II, 121].

Metz: Bistum „schwerlich vor ca. 330“ [Brühl II, 51].

Speyer: dessen Anfänge müssen analog Straßburg und Worms „noch in die 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts gesetzt werden“ [Brühl II, 140].

Straßburg: Bistum ab vielleicht 330/40 bis ca. 400/20, neuerlich ab 570 [Brühl II, 158].

Den schriftlichen wie archäologischen Befunden lässt sich in herkömmlicher Sicht entnehmen, dass ein reichschristliches Gebiet des 4. Jhs. in der Völkerwanderungszeit durch Bevölkerungsumschichtungen zum Heidentum zurückkehrt, doch ab dem 6. Jh. wieder als christlich gelten kann (doch s. u.).

Wenden wir uns den südlichen Grenzgebieten zu. Für die **Schweiz** werden folgende Daten genannt:

381 **Martigny** (*Octodurus*), dann **St. Maurice**, dann ab ca. 580 **Sitten** (Sion, Sedunum). In Martigny ergrabene Kirchenbauten des 4. Jhs. [Glaser 190 f.].

4./5. Jh. **Chur** (bereits 160?); gegen 600 umfasst es Graubünden, Vorarlberg und Südtirol bis Meran, womit es an *Trient* anschließt, dessen Existenz seit dem 4. Jh. belegt ist)

4. Jh. **Kaiseraugst** (*Augusta Raurica*), ab 7. Jh. in **Basel**

4. Jh. **Genf**; unter der heutigen Kathedrale (Baubeginn um 1160) fand sich ein Gewirr spätantiker und frühmittelalterlicher Grundrisse [Titelbild ZS 1/99]. Paradoxerweise schloss Pfister [161 f.] ausgerechnet aus dieser Fülle, dass der Abstand zwischen Antike und Mittelalter viel entschiedener zu kürzen sei, im Verständnis von Winzeler (s. S. 128) um 500 Jahre. Noch bizarrer liegt der Fall bei St-Prex westlich von Lausanne mit insgesamt 10 Bauphasen von Spätromisch bis Hochromanik [Pfister 163 f.].

5. Jh. **Avenches** (*Aventicum*), gegen 500 nach **Lausanne**

5./6. Jh. **Windisch** (*Vindonissa*).

Der Tessin gehörte zu den Bistümern *Como* und *Mailand*; am Südende des Luganer Sees steht mit dem Baptisterium von *Riva San Vitale* (5. Jh.) das älteste erhaltene kirchliche Gebäude der Schweiz (Spuren einer zeitgleichen

Basilika sind nachgewiesen). Dieselbe Zeit repräsentieren Fresken in Chur (St. Stephan) und Pilasterkapitelle in Avenches [HistLds] – es gibt demnach nicht allein schriftliche Quellen.

Für das ca. 30 km nordwestlich von Zürich gelegene *Windisch* sind im 6. Jh. Bischöfe belegt. Dieses Bistum wird 585 [wikipedia] nach **Konstanz** verlegt und zum eigentlichen Alamannen-Bistum. Früher wurde die Verlegung unter Dagobert I. (623–639) gesehen, später um 600 [Brühl II, 184], dann wegen einer Bauinschrift bei 590. Konstanz reicht phantomzeitlich bis fast nach Norddeutschland, bevor es um 800 unter Mainzer Fittiche gekommen sein soll.

Das Bistum Konstanz hatte um 600 als Ostgrenze die Iller. Da nach dem Fall des Limes die Rückzugslinie Bodensee-Iller-Donau das römische Reich abgrenzte, wäre ein östlich anschließendes Bistum Augsburg bis zum bitteren Ende durchwegs auf römischem Territorium gelegen. Gleichwohl ist die Situation verworren: Brühl [II, 209] hält dieses Bistum nicht einmal im 4. Jh. für „zweifelsfrei gesichert“, setzt es dann aber doch als existent voraus [ebd., 211]. Gesehen wird eine Neugründung „etwa im 3. Viertel des 7. Jahrhunderts“ [ebd., 210] oder eine Erneuerung um 738 [lexikon.eventax.de/ Augsburg].

Damit ist die Phantomzeit erreicht, in der die Diözesanordnung weiter nach Nordosten ausgegriffen haben soll. Zum einen in **Bayern**:

739 *Freising, Passau, Regensburg, Salzburg* (von Bonifaz nicht akzeptiert)

740 *Eichstätt*

741 *Würzburg*

? *Neuburg/Donau-Staffelstein*, das bereits vor 810 in Augsburg aufgeht;

798 *Salzburg* (diesmal unter Virgil)

Zum anderen in **Norddeutschland**:

783 *Osnabrück*

787 *Bremen*

800 *Minden*

804 *Halberstadt*

805 *Münster* (die Gründung durch Liudgar wird heuer gefeiert; s. S. ???)

815 *Hildesheim*

831 *Hamburg* (bereits 846 zu Bremen; Neugründung 1995)

Erst nach einer markanten, jahrhundertlangen Pause geht es weiter mit Bistumsgründungen für die **Slawen-Mission** [dtv 143], wobei zu beachten ist, dass die Bistümer der eigentlichen Mission vorausgehen:

948 *Schleswig, Oldenburg, Havelberg, Brandenburg*

- 966 *Posen*
 968 *Magdeburg, Meißen, Merseburg, Zeitz* (ab 1028 *Naumburg*)
 973 *Prag* (für Böhmen)
 975 *Olmütz* (für Mähren)
 1000 *Gnesen* (für Polen)
 1001 *Gran* (für Ungarn)
 1007 *Bamberg*.

Österreich, lange durch die gegeneinander fälschenden Bistümer Passau und Salzburg sowie Brixen abgedeckt, hinkt deutlich nach:

- 1072 *Gurk* (Steiermark; 1787 nach *Klagenfurt*)
 1218 *Seckau*, 1786 nach *Graz*)
 1469 *Wien* (Abtrennung von Passau; 1722 Erzbistum)
 1783 *Linz, St. Pölten* (Abtrennung von Passau; die übrigen noch später).

Dafür hat es eine erstaunliche Frühgeschichte. So wurden für 343 norische Bischöfe genannt [Noll 11]; im heute Südtiroler, damals bayerischen Bistum Säben und in Kärnten/Karantainen sind sowohl Schriftzeugnisse wie archäologische Überreste bekannt.

Am **Alpensüdsaum** wurden bereits ab dem 4. Jh. Bistümer gegründet. Im 6. Jh. reicht die fränkische Macht mitsamt der ihrer baierischen 'Untertanen' bis in den Ostalpen (einst Binnennoricum); fränkische Bischöfe sollen zwischen 540 und 560 bei Ernennungen norischer Bischöfe Einfluss genommen haben [Glaser 44]. Folgende Bistümer am Übergang zwischen Italien und dem Alpenraum werden genannt:

Aguntum (*Dölsach* bei Lienz, im Drautal; gegen 500 nach *Lavant* verlegt).

Ausgrabungen sowohl in Aguntum (Bischofskirche von ca. 400) wie in Lavant (zwei frühchristliche Kirchen; 5./6. Jh.) [Glaser 141-146].

Celje (*Cilli, Celeia*; Slowenien); ausgegraben eine Kirche und ein Baptisterium, um 400, innerhalb der antiken Stadt [Glaser 65 ff.] .

Emona (*Ljubljana, Laibach*; Slowenien); frühchristlicher Baukomplex mit Baptisterium [Glaser 83 ff.].

Ptuj (*Pettau, Poetovio*; Slowenien); Mosaikreste einer frühchristlichen Kirche [Glaser 95].

Säben (*Klausen*): 579 Ingenuin als erster nachweisbarer Bischof. Von 591 bis 769 schweigen alle Quellen. Im 10. Jh. geht Säben auf *Brixen* über.

Teurnia (*St. Peter im Holz, Tiburnia*; nahe Spittal); ausgegraben eine Bischofskirche mit zwei Bauphasen im 5./6. Jh., zweite Kirche (ab 450), Hospitium und weitere Häuser [Glaser 131-141; teurnia].

Virunum (bei Maria Saal, Klagenfurt); Luftaufnahmen einer frühchristlichen Kirche [Glaser 120 f.].

Zuglio (*Julium Carnicum*; Friaul); Reste zweier Kirchen um 400 und einer weiteren von 490 [Glaser 91 ff.].

Die binnennorischen Bistümer – Aguntum, Celeia, Poetovio, Teurnia und Virunum – fallen bald nach dem ersten Vorstoß der Slawen, 591 [Bajuwaren 282; Spindler 133, 147 f.]. Für Ufernorikum (entlang der Donau) ist allenfalls ein von Fälschungen überwuchertes Bistum *Lorch* zu nennen.

Wenn fränkisches Territorium fast durchwegs von Diözesen abgedeckt war und Franken sich selbst im weit entfernten Drautal bei Bischofsernennungen einmischten, dann dürfen wir für das gesamte agilolfingisch-merowingische Bayern zwischen Iller und Krain im 6. Jh. eine oder mehrere Diözesen voraussetzen, wohl ähnlich ausgedehnt wie die späteren von Passau und Salzburg. Erster Kandidat ist Augsburg: Diese einst römische Verwaltungs- und Handelsstadt dürfte 591 als „ecclesia Augustana“ angesprochen worden sein; dort gab es einen spätantiken oder frühmittelalterlichen Bischofsthron [Wamser 393]. Anzumerken bleibt, dass die Haustradition von St. Peter in Salzburg das Eintreffen des Hl. Rupert schon 582 ansetzt, nicht erst 696 oder 714 [vgl. I/A 524]. Dagegen wurde Bischof Virgil von uns bereits aus dem 8. Jh. verwiesen und durch das Entstehen der Virgils-Verehrung im 12. Jh. ersetzt [I/A 526].

Damit wäre plausibel gemacht, dass bereits vor 614||911 im Land südlich des Limes und der Donau eine Kirchenprovinz bestanden haben muss. Wie steht es dann nach 614||911?

Klaus Weissgerber [1999, 589, 599 f.] hat hier vor Jahren den Weg gewiesen, indem er das Wirken eines Bonifaz im frühen 10. Jh. motivierte. Konkret spricht er von der Taufe vieler Thüringer kurz nach 933. Im Bewusstsein dessen, dass Bistumsgründungen die Missionsarbeiten nicht abschlossen, sondern ihnen vorausgingen, lässt sich sagen:

Die auffällige Gründungslücke zwischen 815 und 948 entfällt: Jene Bistumsgründungen, die bislang zwischen 739 (Freising) und 815 (Hildesheim) gesehen werden (das flüchtige Bistum Hamburg außer Acht gelassen), rücken in die Zeit zwischen 590 und ca. 950. Diese Umdatierung erscheint gerade bei jenen Bistümern leicht, deren Entstehen bislang nicht fixiert werden konnte. Das rührt sicher nicht allein von Phantomzeitproblemen her, sondern auch davon, dass sich die Errichtung eines Bistums oder einer Diözese, die Ernennung eines Bischofs in verschiedenen Epochen kirchenrechtlich unterschiedlich darstellen [vgl. Glaser 44-51]. Gerade die Frühzeit muss mit der Nennung von Bischofsnamen bei Synoden oder mit mehr oder weniger dubiosen Bischofslisten auskommen [Brühl 1975/90 passim]

Entsprechend dieser Rekonstruktion wäre die Christianisierung mit Oberhirten stetig von Süd und West nach Nord und Ost über Deutschland und die angrenzenden Nachbarländer – in heutigen Bezeichnungen bis Ungarn, Tschechien und Polen – vorgedrungen: bis ca. 600 für den Raum diesseits des Limes; ab 600 und 614||911 jenseits des Limes bis in die slawischen Gebiete hinein. Politisch gesehen ist klar: Da kein Zeitgenosse wusste, das die bis Norddeutschland anbrandende Ungarngefahr 955 beendet sein würde, gab es keinen Grund mit Bistumsgründungen zuzuwarten. Das bestätigt die Gründung von vier Bistümern im Jahr 948.

Dabei entfällt die irischo-schottische Mission des 7. Jhs. für Süddeutschland, die angelsächsische für den gesamten Bereich. Da die Angelsachsen überhaupt erst ab ca. 600 missioniert worden sein sollen (Auftrag durch Papst Gregor I.), entfällt bei Streichung der Phantomzeit die Möglichkeit, dass Angelsachsen ihrerseits nach ein, zwei Generationen den Kontinent missioniert hätten. Nachdem aber auch England bereits unter den Römern christlich beeinflusst war, besteht gleichwohl die Möglichkeit, dass Angelsachsen vor und nach 614||911 im späteren Deutschland als Missionare auftraten.

Die spezielle Überlieferungsschwäche für Bayern in den damaligen Grenzen mag eine damals noch bestehende Arianisierung überdecken, wie sie bei den Burgunden und bei den Langobarden Oberitaliens bekannt ist. Die Langobarden sollen zwar kurz vor 600 durch die agilolfingische Theudelinde erste 'katholische' Impulse in ihrem Königshaus erhalten haben, doch Columban gründet 614 zwischen Genua und Pavia das Kloster Bóbbio zur Missionierung der Arianer! Demnach wäre arianisches Glaubensgut in Oberitalien bei Gültigkeit des Zeiteinsprungs von 614||911 noch im 10. Jh. virulent gewesen – ähnlich vielleicht bei den mit den Langobardenkönigen verschwägerten Baiernherzögen, deren Gebiete zeitweilig arianisch gewesen waren

Auf Spurensuche

Wenn die Christianisierung das Land überzieht, sollten sich davon auch später noch Spuren finden lassen, üblicherweise Kirchen und Begräbnisse.

Kirchenbau in Bayern vor 614||911

Die iroschottischen Klostergründungen am Ende des 11. Jhs. und im 12. Jh. finden inmitten von Christen statt. Die erste 'Klosterwelle' sollte man sich laut Görlich ähnlich vorstellen, was dahingehend interpretierbar wäre, dass bereits im frühen 7. Jh. christliche Gemeinden bestanden. Nun hat die Forschung in Bayern etliche Holzkirchen der Zeit um 600 oder der ersten Hälfte des 7. Jhs. zugewiesen: Aschheim, Germering St. Jakob, Herrsching, Staubing und Westheim – dazu möglicherweise zwei Steinkirchen in Eichstätt und

Solnhofen um 600. Anwander und ich haben die Umdatierung weiterer, nachgewiesener Kirchen in die Zeit vor 614 gefordert: Buchendorf, Gundelfingen, Herrenchiemsee und Thalfingen [I/A 194-226]. Damit war Bayern vor 614 keineswegs ohne christliche Gemeinden.

Das überrascht nicht, lassen sich doch schon im 6. Jh. christliche Spuren erkennen. Die gerade genannte Theudelinde, Tochter des ersten bayerischen Herzogs Garibald (554–594), ist katholisch und verhilft nach ihrer Heirat mit König Authari den Langobarden zur Konversion vom arianischen zum 'katholischen' Glauben. Obendrein soll sich das Bilden des Baiernvolks bereits ab 536/37 unter merowingischer und damit 'katholisch' getaufter Oberhoheit abgespielt haben.

Reihengräberfelder

Bei den Reihengräberfeldern und den ihnen nachfolgenden Kirchhöfen stehen mittlerweile drei Meinungen im Raum: Die Beigabensitte endigt

- gegen oder kurz nach 700 (herrschende Lehre)
- bereits gegen oder kurz nach 600 (Anwander/Illig)
- vor oder bis 1000 (Wirsching).

Der tatsächliche Unterschied ist nicht sehr groß: Die Vorschläge von Wirsching, Anwander und mir liegen bei der Gleichsetzung 614||911 keine 100 Jahre, sondern ca. 75 Jahre auseinander; und ohne Phantomzeit liegt 700 auch nur ein Jahrhundert von 600 entfernt. Es fragt sich, ob die bislang erzielbare Trennschärfe überhaupt eine These herausheben kann. Säume der Unsicherheit ergeben sich durch

a) die starke Verzögerung im ganzen Frankenland, das auf die Taufe seines König Chlodwigs samt 3.000 Mannen (aus Gregor von Tours werden die Jahre 496, 498 oder 499 errechnet) nicht spontan mit Glaubenswechsel zu reagieren scheint.

b) die Unsicherheit, ob jede Beigabenlosigkeit für einen Wechsel zum Christentum spricht;

c) die Unsicherheit, wie lange die Ausbreitung von Deutschlands Westen und Südwesten bis in den Norden und Nordosten gedauert haben mag.

a) Zur 'Taufresistenz' der Franken

Die Frage, warum die Franken immer wieder missioniert werden mussten, ist wiederholt gestellt worden. Während bei Goten oder Langobarden Führungsschicht und 'Fußvolk' nach ersten Kontakten mit Byzanz rasch zum Arianismus wechselten, brauchen die Franken und ihre Verbündeten in herkömmlicher Sicht mehr als auffällig lang für die 'Katholisierung'.

Einen Teil dieser Rätsel löst die Phantomzeitthese, indem sie für das 'deutsche' Frankenland dem frühen 'Katholizismus' mehr Ausbreitung zuge-

steht, die irische Mission und die fränkischen Zwangstaufer ersatzlos streicht und eine letzte Mission allenfalls in der ersten Hälfte des 10. Jhs. erwartet. Dunkel bleibt zunächst die zögerliche Christianisierung ab Chlodwig.

b) Beigabenbräuche

Anwander und ich haben den Nachweis geführt, dass nicht nur für Bayern eine Zeitgrenze bei oder kurz nach 700 gezogen worden ist [I/A 85 f.], nach der bald nur noch beigabenlose Gräber zu verzeichnen sind. Wirsching [575] hat uns auch für den weit entfernten Raum von Trier darin bestätigt, zitiert er doch Böhnert wie folgt: „die Beigabensitte ist mit dem um 700 festgelegten Ende der Stufe 4 abgekommen“. Wir sahen einen Grund für diese Grenzziehung darin, dass man sich zumindest für Bayern an einen Papstbrief von 716 gehalten hat, in dem die erste 'bayerische' Bistumsordnung genannt worden ist. Er impliziert eine hinreichende Anzahl von Christen auf diesem Gebiet und die Durchsetzbarkeit einer Kirchenordnung. Nachdem dieser Brief in Fälschungsverdacht gekommen ist, müsste sich die Grenzlinie nach 740 verschieben [vgl. I/A 556 f.], was gelegentlich vorgeschlagen wird (s.u.). Zwei Meinungen seien wiedergegeben, von 1975 und dann von 1997:

„Etwa um 700 erlischt am Mittelrhein die Sitte der Grabbeigaben, der Niederrhein folgt einige Jahrzehnte später“ [Janssen bei Borger, 220].

„So ist das vereinzelte Vorkommen von Männergräbern mit Beigaben der vollständigen Bewaffnung im 8. Jahrhundert charakteristisch für eine sozial herausgehobene Schicht der Bevölkerung. Lang- und Kurzschwert, Flügellanzenspitze, Schildbuckel sowie gelegentlich Steigbügelpaar und Pferdezaumzeug sind das Ensemble dieser Beigaben, die in reichen Männergräbern der Niederlande und Nordwestdeutschlands oft verbreitet sind. Westlich des Rheins wird die Tracht- und Waffenbeigabe um 700 bereits aufgegeben, östlich des Rheins im christlichen Süddeutschland dagegen bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts, im heidnischen Norddeutschland bis zum Ende des 8. Jahrhunderts beibehalten“ [Schmid in S-B 33f.].

Diese zum Teil widersprüchlichen Eckdaten empfehlen sich einer Prüfung, für die hier zwangsläufig nur wenige Stichproben gemacht werden können.

Natürlich gibt es vereinzelt viel ältere, frühchristliche Bestattungen. So sind bei St. Gereon in Köln auf dem Gelände eines seit dem 1. Jh. belegten römischen Gräberfelds frühchristliche Gräber des 4. Jhs. nachgewiesen [Brühl II, 31]. Doch das bestätigt nur das Vordringen des Christentums.

Krefeld, das nordwestlich von Düsseldorf und damit westlich des Rheins auf Römergebiet liegt, bietet ein ganz anderes Bild. Das römisch-fränkische Gräberfeld von *Krefeld-Gellep* besticht nicht nur durch seine Größe von mindestens 6.000 aufgedeckten Gräbern [Fehr], sondern auch dadurch, dass

Römer wie Franken hier bestattet worden sind. Obendrein sind in dieser Gemarkung die Gefallenen des Aufstandes von +69 samt Pferden beigesezt worden. Die Belegung des eigentlichen Gräberfeldes wird vom Ende des 3. Jhs. bis zum Ende des 7. Jhs. datiert. Es gilt als das größte zusammenhängende, modern ausgegrabene Gräberfeld der Völkerwanderungszeit in ganz Europa [Pirling bei Borger, 214].

„Während fast alle römischen Gräberfelder des Rheinlandes zu Beginn des 5. Jh. abbrechen, setzt sich die Belegung des Friedhofes von Gellep ungestört fort. Allerdings geht ein großer Teil der Bevölkerung **kurz nach der Mitte des 4. Jh.** dazu über, seine Toten ohne Beigaben zu bestatten. Ungefähr gleichzeitig beginnt man, die Gräber statt in SN- in WO-Richtung anzulegen, der Kopf des Toten im Westen mit Blick nach Osten. Dies wird von nun an die nahezu ausschließlich geübte Art der Bestattung. Beide Erscheinungen, die Aufgabe der Beigabensitte und die Orientierung der Gräber sind sicher auf den beginnenden Einfluß des Christentums zurückzuführen“ [ebd., 214; Hvhg. H.I.].

Hier läge also die Grenze zur Christianisierung bereits bei 360, ein überraschend früher Ansatz für ein Gebiet, das keineswegs an Trier und damit an ganz früh christianisierte Gebiete angrenzt. Ab da gibt nur ein kleiner Teil der Bevölkerung den Toten noch Wegzehrung mit für die Reise ins Jenseits; Waffen und Schmuck werden vereinzelt noch gefunden [ebd.]. Allerdings bestatten die Franken gerade dort im frühen 6. Jh. noch überaus fürstlich, wie das Ausnahmegrab Nr. 1782 mit seinen kostbaren Beigaben bestätigt hat. Weitere fünf extrem große Gräber, schon in antiker Zeit ausgeraubt, werden sogar dem späten 6. Jh. zugerechnet.

Während also die romanisierte Bevölkerung schon gegen 350 zum Christentum übertritt, gibt sich die fränkische Herrenschrift noch gegen 550 heidnisch. Angesichts der Chlodwig-Taufe wäre genau das Umgekehrte zu erwarten gewesen, so dass sich die Frage stellt, ob diese Grabfunde eigentlich für Heidentum stehen oder etwa dafür, dass fränkische Oberhäupter auch als Christen nicht auf prunkvolle Beigaben verzichtet hätten. Etwas derartiges lässt sich aus dem nächsten Befund samt Beurteilung schließen.

In **Friedberg**, östlich von Augsburg, wurden 25 Gräber aufgefunden und der Zeit um 680 – 700 zugewiesen. Ein 6 Jahre altes Mädchen trug an einer Perlenkette ein silbernes Pektoralkreuz aus einer byzantinischen Werkstätte.

„Der Befund von Friedberg zeigt, wie problematisch es ist, Entwicklungen wie das Ausklingen der Beigabensitte und die Aufgabe der Reihengräberfelder in der Zeit um 700 mit dem Vordringen des Christentums zu erklären. In Friedberg bestattete eine christliche Adelsfamilie nach dem Brauch ihrer Vorväter und nicht bei einem sicher bereits in der Nähe vorhandene Gotteshaus“ [Christlein bei Borger, 227].

Denn die Herren wurden

„ mit allen Attributen ihres Standes und ihrer Wehrfähigkeit versehen, als da sind: zweischneidige Spatha, einschneidiger Sax, Lanze, Schild, Sporn und – als pars pro toto – Pferdetrense und Sattel samt Steigbügeln“ [ebd.].

Steigbügel belegen zumindest ein frühestes Datum, verbreiten sie sich doch in Deutschland erst ab ca. 570 und sind auch im frühen 10. Jh. noch selten [Illig 1996, 120]. Das bestätigt sich in Staubing bei Weltenburg: Dort enthielten kostbar ausgestattete Gräber auch Steigbügel, während weibliche Familienmitglieder bereits aufgenähte Kreuzchen aus Goldblech trugen; datiert werden die Funde bislang in die erste Hälfte des 7. Jhs. [Christlein bei Borger, 228].

Wechseln wir zu dem nahen Bischofssitz **Augsburg**, dessen Kontinuität seit der Spätantike nach wie vor in Frage steht. Im

„Bereich der St. Ulrich und Afra-Kirche wurde ein großer Friedhof entdeckt, dessen christlicher Charakter schon aus der Seltenheit von Grabbeigaben ersichtlich ist. Neben zahlreichen Gräbern des 4. Jahrhunderts wurde eine beträchtliche Anzahl merowingischer Gräber des 7. Jahrhunderts freigelegt, unter denen die Gräber 1 und 8 als Kleriker- und möglicherweise Bischofsgräber herausragen.“ [Brühl II, 208]

Hier muss erneut eine auffällige Lücke festgestellt werden: Nicht einmal am seit der Antike verehrten Afra-Grab konnten bisher zweifelsfrei in das 5. oder 6. Jahrhundert zu datierende Gräber nachgewiesen werden. Auch hier klafft eine Lücke von mindestens einem Jahrhundert [Brühl II, 209]. Und weiter:

„Auf keinen Fall dürfen die bei St. Afra gefundenen Klerikergräber der Zeit um 600 mit der Frage der Wiedererrichtung des Bistums in einen Kausalzusammenhang gebracht werden. Während so mit einer *mindestens* zwei Jahrhunderte währenden Unterbrechung der bischöflichen Sukzession in Augsburg gerechnet werden muß, sollte die Kultkontinuität am Grab der hl. Afra trotz fehlender datierbarer Gräber aus dem späten 5. und frühen 6. Jahrhundert nicht bezweifelt werden“ [ebd., 211].

Brühl plädiert hier für einen kontinuierlichen Kult der hl. Afra (vielleicht † 304), der als solcher plausibel wäre, doch durch Gräber *nicht* bestätigt wird. Ähnlich sieht es in **Regensburg** aus:

„Dieses sogen. 'Große Gräberfeld' [an der Kumpfmühler Str.] mit ca. 6000 Gräbern, an der großen Heerstraße nach Augsburg gelegen, war nachweislich vom 2. – 4. und 6. – 7. Jahrhundert belegt“ [Brühl II, 230].

Dazu merkt Brühl [II, 230, Fn. 109] an:

„Die besondere Problematik der Datierung spätantiker und frühmittelalterlicher Gräberfelder allgemein liegt in der Beigabenlosigkeit der meisten Gräber des 5. und 6. Jh., deren chronolog. Einordnung daher Schwierigkeiten macht“ .

Dieser Befund ist rätselhaft. Könnte er bedeuten, dass es eine erste Christianisierungswelle gab, die ab Mitte des 4. Jhs., von Westen her kommend, die Bevölkerung dazu gebracht hat, als Getaufte auf Grabbeigaben zu verzichten? Doch im 6. Jh., also zu einer Zeit, da die Völker ihre neuen Wohnsitze fast durchwegs erreicht hatten, wäre neuerlich mit Grabbeigaben begonnen worden, die dann bis 700 oder 750 Usus gewesen wären? Hier stellt sich allerdings die Frage, woher die Gräber ohne Beigaben eigentlich ihre Datierungen bezogen haben. Sind die Datierungen nur physikalischer Herkunft, können sich hier die verschiedenen Grabbräuche zeitlich ineinander schieben.

Bei Gräbern mit Beigaben sind Datierungen eher nachvollziehbar. Wirsching [575, 577] hat mit seinen Zitaten darauf verwiesen: Datiert wird weniger mit C14 als mit Münzen, geprägt von merowingischen Münzmeistern und byzantinischen Kaisern, auch wenn der Archäologe lieber von fest datierbaren Grabinventaren und dendrochronologischen Befunden spricht [Fehring 64]. Wir erinnern uns jedoch an die Probleme mit byzantinischen Münzen [Martin 2000] und daran, dass diese Münzen, mühsam anhand der herrschenden Chronologie und Herrscherliste überhaupt erst Kaisern zugewiesen, kreisschlüssig nun diese Chronologie stützen müssen:

„Die gefundenen Münzen sind bisher auch über die fraglichen Jahrhunderte verteilt worden, weil jedermann sie für existent hielt. Um Illig mit Münzen widerlegen zu können, sind sie von neuem über nun 300 Jahre weniger zu verteilen. Wenn sie dann alle übrig bleiben, hat der Münchner Privatgelehrte ein starkes Argument gegen sich. Wenn nur wenige übrig bleiben, braucht überhaupt erst eine Debatte um Fälschungen zu beginnen“ [Heinsohn 2000].

So können einschlägige Fehlinterpretationen zu scheinbar archäologisch unergründlichen Zeiträumen am Übergang von Spätantike zum Frühmittelalter geführt haben. Das ist keine Spekulation mehr, sondern anhand der Münchner Byzanz-Ausstellung aktuell nachvollziehbar. Wie auf S. 118 f. ausgeführt, gibt es in der reichen Ausstellung für die Zeit von 643–900 kein einziges Exponat, dessen Datierung ohne mindestens einhundertjähriges Schwankungsintervall auskäme. Doch in den abschließenden Ausstellungsräumen, die den byzantinischen Einflüssen auf Bayern gewidmet sind, gibt es plötzlich doch auf 20, 30 Jahre genau datierbare Exponate für diese Zeiten. Sie stammen durchwegs aus bayerischen Gräbern, die mit ihren Beigaben sehr wahrscheinlich wegen byzantinischer Münzen bis nach 700 gedehnt werden. Gezeigt werden in diesem Kontext zwei Solidi für 616/25 und 661/63 [Wamser 405, 402]. Die sonstige Ausstellung zeigt zum geringsten Teil Funde aus Gräbern mit bekanntem Inventar, sondern fast durchwegs Funde, die aus geplünderten Gräbern stammen. So wird hier deutlich, dass die bajuwarischen Grä-

ber 50–100 Jahre später als die sonstigen byzantinischen Funde datiert werden. Das erhärtet den Verdacht, dass beim Versuch, die Funde absolut zu datieren, die falsch zugewiesenen und datierten Münzen auch zu falsch datierten Fundhorizonten geführt haben.

c) Wie lange Grabbeigaben ?

Wir kommen damit zu Wirschings These [2004], wonach bei Reihengräberfeldern die Länge der bisherigen Zeitabschnitte auch nach Streichung der Phantomzeit beibehalten werden soll:

„Zusammengefasst und geringfügig gerundet, bedeuten die Untersuchungsergebnisse nichts anderes, als dass auf den linksrheinischen, merowingerzeitlichen Friedhöfen in rund 250 Jahren Belegungszeit (450–700) rund 550 Jahre geschriebene Geschichte abgedeckt sind“ [Wirsching 577].

„Weil 250 Jahre Belegungszeit der Reihengräberfelder mit 250 Jahren realzeitlicher Geschichte korrespondieren müssen“ [ebd., 578], reicht für Wirsching die Belegung der Reihengräberfelder bis 1000:

„Weil es in der Realzeit keine Lücke geben kann, bestehen keine Bedenken, eine Belegung der Gräberfelder über das Jahr 614 hinweg anzunehmen. Die Reihengräber in Bayern entfallen keineswegs als Zeugen der Phantomzeit [Illig/Anwander 93], sondern bürgen auch dort für eine Belegung der Friedhöfe bis um die Jahrtausendwende“ [Wirsching 578].

Es geht hier nicht nur um die zeitliche Zuordnung von Bestattungen, sondern um die Christianisierung des Landes, es geht auch um die Frage, inwieweit die für Bistumsgründungen genannten Daten für flächendeckende Christianisierung stehen. Wir haben deshalb vor „einfacher, linearer Umformung“ gewarnt [I/A 2002, 557], wie sie Wirsching jetzt [2004] vorgeschlagen hat.

Unsere Skepsis bezog sich vor allem darauf, dass die dem 6. und 7. Jh. zugeschriebenen Reihengräberfelder Bayerns fast alle südlich des Limes liegen, die dem 8. und 9. Jh. zugeschriebenen Reihengräberfelder hingegen ohne Ausnahme nördlich der alt-römischen Grenze [I/A samt Karte 90 ff.]. Dies wäre absurd, weil entweder Nordbayern bis 700, Südbayern ab 700 unbesiedelt gewesen wäre oder die Toten 400 Jahre lang jeweils nur in den südlichen oder nur in nördlichen Landesteil zur Beisetzung gebracht worden wären [ebd., 92]. Anders gesprochen: Ausgerechnet auf ehemals römischem Gebiet wäre bis zur vorgegebenen Zeitgrenze 700 heidnisch bestattet worden; danach nur noch im nicht-römischen Norden, dort aber nur beigabenlos (christlich). Hier ist ein Datierungsschema ad absurdum geführt worden. Eine lineare Verschiebung bis zum Jahrtausendende wird diesen Umständen nicht gerecht. Und bei den Junktims 'Beigaben = heidnisch' und 'beigabenlos = christlich' bedarf es wesentlicher Modifikationen.

Auch hier hilft die Münchner Byzanz-Ausstellung von 2004/05 weiter. Sie stellt klar, dass die Christianisierung des Landes wenig mit der Beigabensitte zu tun hat, ist doch das byzantinische Reich seit seinem Gründer Konstantin I. immer christlich geprägt gewesen. Eine Auswertung der wenigen archäologisch gesichteten Gräberfelder [Wamser 380] ergab nun:

Jh.	Gräberzahl	Region	Anteil an Gräbern mit Beigaben
4.-6.	360	Rumänien, Schwarzmeerküste	40 %
5.-6.	190	Olympia, Peloponnes	36 %
6.-7.	244	Anatolien, Bogazköy	11 %
7.	56	Tigani, Peloponnes	50 %
7.		Sizilien	35 %
7.		Anatolien	nahe 0 %
7.	bis 65	Karthago	nur vereinzelt Keramik und Münzen.

Damit ist klargestellt, dass weniger der christliche Glaube als die Fortsetzung spätantiker Bestattungsbräuche der jeweiligen Region die Beigabenhäufigkeit dominiert. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, dass linksrheinisch die Fürsten sich noch zu einer Zeit mit überreichen Beigaben bestatten lassen, zu der das 'Fußvolk' längst zu beigabenlosen Bestattungen übergegangen ist. Begräbnisse mit Beigaben erlauben demnach nicht den einfachen Konnex „heidnisch“. Unbezweifelbar ist allerdings, dass in den heute deutschen Gebieten die Beigabensitte bis zum Ende des 1. Jtsds. aufgegeben worden ist.

Sachsen und Friesland

Der Norden, der ja nicht zur Römerzeit, sondern frühestens unter Karl d. Gr. christianisiert worden sein soll, kann hier zur weiteren Klärung beitragen. So stellte die Paderborner Ausstellung von 1999 für das einstige **Sachsen** fest, dass hier die Beigabengrenze eher bei 800 gezogen worden ist, 100 Jahre nach der angeblichen Christianisierung:

„Im späten 7. Jahrhundert deutet sich ein Abbruch der meisten Gräberfelder des Münsterlandes an [...] An der Wende zum 8. Jahrhundert wird eine Vielzahl von Friedhöfen neu angelegt [...] Im Unterschied zum fränkischen Raum – und auch in eindeutigen Widerspruch zu den Ergebnissen der Sachsenkriege – bestehen die Friedhöfe, teils sogar unter Beibehaltung der Beigabensitte, noch bis weit in das 9. Jahrhundert“ [Grünewald in S/W III, 255].

Ähnlich spricht sich ein Standardwerk aus: Es ist zu erkennen, dass „das Aufhören der Beigabensitte – im Rheinland und Trierer Land um 680, in der Pfalz und bei den Alamannen um 700, in Bayerisch-Schwaben um 720, in Bayern und am Niederrhein bis zur Mitte des 8. Jh. und in

Nordwestdeutschland um die Wende zum 9. Jh. (Stein 1967), in Nord- und Osteuropa noch später – z. T. erst geraume Zeit nach der Christianisierung erfolgte, mithin kaum unmittelbare Folge der Mission sein kann“ [Fehring 79].

Ganz offensichtlich sind Karls mit Feuer und Schwert durchgesetzten Missionsergebnisse unvereinbar mit dem vorliegenden Bodenbefund. Dieses Problem erledigt sich mit Streichung der Phantomzeit.

Bei Gleichsetzung von belegten und gelebten Jahren, wie sie Wirsching vorschlägt, würden hier die Reihengräber nach 614/911 ebenfalls bis 1000, die Beigabensitte aber bis weit ins 12. Jh. hinein reichen. Derselbe Katalog teilt mit, dass in Dortmund-Wickede – dort wurden 97 Gräber ergraben – Kugeltöpfe als Beigaben in Gräbern des 9. und 10. Jh. gefunden worden sind [Brink-Kloke in S/W III, 276]. Das verstößt innerhalb der herrschenden Lehre eindeutig gegen die Missionierung nach den Sachsenkriegen. Bei Gültigkeit von Wirschings These wären jedoch Gefäßbeigaben noch bis ins 13. Jh. üblich gewesen – Jahrhunderte nach der Christianisierung.

Ostfriesland fehlt der direkte Kontakt zur Antike, weil es nach einer Siedlungsunterbrechung von etwa 200 Jahren nach Absinken des Sturmflutpegels erst im 7. Jh. neuerlich besiedelt wird [Schmid 1997 in S-B 29]. Indem wir uns auf die Publikation von Antje Sander-Berke von 1997 stützen, erfahren wir gleich eingangs, dass dort „heidnische Bestattungen [...] bis in das 9./10. Jh. belegt“ sind [S-B 6]. ‘Schlimmer’ noch für Wirschings These:

„So wurde nach archäologischen Befunden noch bis zum 10./11. Jahrhundert verschiedentlich auf heidnischen Friedhöfen weiterbestattet, also trotz der in den Kapitularien Karls des Großen angedrohten Strafen am heidnischen Glauben festgehalten“ [Schmid in S-B 48].

Somit würde hier bei Wirschings ‘linearer Verschiebung’ der Übergang zu Beigabenlosigkeit erst im 13. oder sogar 14. Jh. stattfinden! Dadurch käme es zwangsläufig zu dramatischen zeitlichen Verwerfungen.

„Ab der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts werden in der Regel die alten Gräberfelder – und damit auch die mancherorts noch immer praktizierten heidnischen Gewohnheiten der Totenbestattung – ‘aufgegeben’; jetzt erst konnte die Beerdigung der Toten auf den Kirchhöfen, unmittelbar an den Kirchen, allmählich zur dörflichen Selbstverständlichkeit werden“ [Schmid in S-B 20].

Mit den erst im 10., gemäß Wirsching im 13. Jh. auftretenden Kirchhöfen müsste natürlich auch der Kirchenbau entsprechend später angesetzt werden. Hier stoßen wir neuerlich auf heikle Diskrepanzen. Das erste Dilemma: Die herrschende Lehre leidet darunter, dass sich in Friesland trotz der ‘Karolingi-

sierung' kein Kirchenbau des 8. oder 9. Jhs. nachweisen lässt, obwohl doch ein Willehad schon 780/81 mit Kirchbauten begonnen habe und sie nach dem Aufstand von 782 wieder herstellen habe lassen [ebd., 18] – umso mehr ab 804 nach Ende der Kriegszüge. Für Wirsching würden jedoch mit den Kirchhöfen auch die Kirchen erst im 13. Jh., allenfalls 12. Jh. auftreten. Die archäologische Situation widerspricht beiden Blickwinkeln gleichermaßen:

„Erst im Laufe des 10. Jahrhunderts kam ein verstärkter Kirchenbau in Gang“ [ebd., 20].

So kennt der Archäologe dort keine Holzkirche vor dem 10. Jh., Steinkirchen erst ab dem 12. Jh. [Schmidt in S-B 20; Haiduck in S-B 51]. Und nachdem der weitere Kirchenbau innerhalb der romanischen Entwicklung fixiert ist, ergeben sich für die schriftgläubige 'Orthodoxie' wie für Wirsching unüberwindliche Schwierigkeiten.

Zweites Dilemma: Wenn der Ausbau der kirchlichen Organisationsstrukturen ab 950 anläuft [Schmidt in S-B 20], fällt auf, dass der Bremer Bischof noch im 11. Jh. gegen heidnische Riten einschreiten muss. Für die herrschende Lehre ist das beunruhigend spät, soll doch das Land schon im 8. und 9. Jh. (ab der Taufe Widukinds, 785) christianisiert worden sein. Gemäß Wirsching müsste aber der Bischof noch im 14. Jh. gegen heidnische Riten wettern, weil auch dann noch Gräber mit Beigaben zu finden gewesen wären. Eine lineare Verschiebung der Gräberfunde führt hier in die Irre. Wenn aber die Dauer der Fundperioden in diesen späten Zeiten gekürzt werden muss, so ist ihre jeweilige Dauer auch nahe 614||911 zu prüfen. Wir werfen noch einen zweiten Blick auf friesische Funde. Während

„Beigabensitte mit vollständigen Waffenausrüstungen in der Zeit um 800 endet, zeugen etwas später in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts noch einzelne kostbare Funde des Reitzugs und der männlichen Tracht von der gehobenen sozialen Stellung ihrer Träger“ [Schmid in S-B 35].

Hier sieht Peter Schmid die Beigabengrenze erst bei 850. Bei Gültigkeit von Wirschings linearer Zeitversetzung gerieten wertvolle Funde bis ins 12. Jh., wo sie rein stilistisch nicht mehr unterzubringen sind. Denn Schmid fährt fort: Zur Tracht

„gehören verzierte bronzene Sporen, Schnallen, Beschläge und Riemenenden, wie sie im Karolingerreich üblich waren [...]. Da man im christianisierten fränkischen Kerngebiet bereits beigabenlos bestattete, finden sich Beigaben dieser Art nur in Gräbern der eroberten, noch weitgehend heidnischen Randgebiete des Karolingerreiches“ [ebd., 35 ff.].

Die Reihung der Funde ist also bindend; belässt man die bislang angesetzten Zeiträume, dann gerät man tatsächlich bis ins 12. Jh. – doch dort ist bereits die Ottonik überwunden, im Kunsthandwerk dominiert die Hochromanik.

Wir sind demnach gut beraten, die bisherigen Zeitansätze nicht einfach linear zu verschieben, sondern zu prüfen und gegebenenfalls zu kürzen. Auffällig erscheint der Umstand, dass in Ostfriesland – wie oben angeführt – für das 5. und 6. Jh. Funde fehlen. Nachdem wir dasselbe bei Grabbeigaben auch andernorts feststellen mussten – bereits ab 350 in Krefeld-Gellep, ab 400 in Augsburg – stellt sich die Frage, inwieweit durch Falschdatierungen die einstige Kontinuität bei den Bestattungen zerrissen worden ist. C14 wäre hier ein schlechter Helfer, da es ja an der herrschenden Chronologie geeicht worden ist.

Zwischen Wirsching, Anwander und mir lässt sich vermittelnd vorschlagen: In Westdeutschland enden die Gräber mit Beigaben vor 614||911, in Südostdeutschland enden sie über 614||911 hinaus bis vielleicht 940, an der Ost- und Nordgrenze fast bis 1000. So wird auch Kontakt geschaffen zu den Slawen im östlichen Mitteleuropa, die bestattungsmäßig bislang rätselhaft lange hinterherhinken, obwohl doch schon ab Mitte des 10. Jhs. Bistümer für ihre Gebiete gegründet werden.

„In den Kerngebieten des Merowingerreiches, in der Isle de France und den nördlich und östlich angrenzenden Gebieten setzte dieser Vorgang [Gräber ohne Beigaben; H.I.] schon im späten 6. Jahrhundert ein. Waffen gelangten kaum noch in die Gräber, ebensowenig Speise und Trank. In Austrasien, Alamannien und Baiern, aber auch bei den Langobarden in Italien dagegen ist die Entwicklung um beinahe hundert Jahre verschoben [...] Nur ganz im Osten des Reiches, in den fränkischen und bairischen Ausbaugebieten, am oberen Main sowie an Naab, Regen und der Enns, treten bis weit in die Karolingerzeit beigabeführende Körpergräber auf. Sie schlagen räumlich, zeitlich und kulturell die Brücke ins östliche Mitteleuropa, wo bei den Slawen *Jahrhunderte später* als im Merowingerreich der Übergang von der Brand- zur Körperbestattung unter ostfränkischem und kirchlichem Einfluß einsetzt“ [Menghin in Bertram, 25; Hvhg. H.I.].

Die Slawen sind anerkannter Weise bereits im 6. Jh., vielleicht sogar noch früher gen Westen vorgedrungen (s. S. 46 [Glahn]). Um ihnen zu Karls und Samos Zeiten Funde zuschreiben zu können, geriet die wechselseitige Zuordnung ab dem 10. Jh. in Unordnung. Auch hier führt die Phantomzeitthese zur Klärung.

Resümee: Fränkisch-sächsische Christianisierung

Nunmehr lässt sich eine neue Übersicht über die Christianisierung im heutigen Deutschland geben.

Ab 313 wird das Christentum im römischen Reich zur Staatsreligion (391) und kann sich ungehindert ausbreiten. Christentum ist bis 476 und 486

(Syagrius) der 'Normalfall'. Die 'gemeinen' Bestattungen im Westen Deutschlands verzichten bereits auf Beigaben.

Chlodwigs Taufe von 496/99 führt mit einer Unterbrechung von lediglich 10, 14 Jahren den christlichen Glauben zumindest bei den romanisierten Franken fort. Davon werden auch Franken auf nichtrömischem Gebiet erfasst.

Unter Theoderich d. Gr. (493–526) gehören Raetien und Noricum zum oströmischen Reich; damals ist der Arianismus Staatsreligion. Bayern kehrt ab 536/37 zum 'katholischen' Glauben zurück.

Nach 550 sind im gesamten Gebiet westlich und südlich des Limes Bistümer und Bischöfe zu erwarten. Vor allem die gehobenen Schichten verzichten noch nicht auf prunkvolle Grabbeigaben.

Ab ca. 585 kommen *irische Mönche* im Gefolge von *Columban d. J.*, die primär Franken und Burgunden weihen und so eine irisch-fränkische Klosterbewegung auslösen, weniger das Volk missionieren. Diese Bewegung erreicht im Südosten des Reiches vor 614||911 allenfalls Salzburg. Nach dem Zeitsprung breiten sich in rascher Folge Klöster aus.

Ab dem späten 6. Jh., über 614||911 bis 948 sind jene Bistumsgründungen anzusetzen, die bislang der angelsächsischen Mission zugeschrieben wurden. Die Grabbeigabensitte läuft aus: im Südosten bis 940, im Norden und Osten bis 1000.

Nach 911 beginnt die Slawenmissionierung, die sich **ab 948** bei den nördlichen Slawen mit Gründung der Bistümer von Brandenburg, Magdeburg und anderen (s.u.) nach Osteuropa fortsetzt. In Mähren und anderen Gebieten ergeben sich Überschneidungen zwischen orthodoxen und 'katholischen' Missionsgebieten. Die Slawen passen sich in ihren Bestattungsgewohnheiten viel rascher dem 'deutschen' Westen an, als bislang erwartet.

Literatur

- Bajuwaren = Wilflinger, Rainer (21988): Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788: Ausstellungskatalog Rosenheim/Mattsee; München · Salzburg
- Bertram, Marion (Hg., 1995): Merowingerzeit. Die Altertümer im Museum für Vor- und Frühgeschichte (Staatliche Museen zu Berlin); Mainz
- Borger, Hugo (Hg., 1975): Das neue Bild der alten Welt. Archäologische Bodendenkmalpflege und archäologische Ausgrabungen in der Bundesrepublik Deutschland von 1945-1975 (Ausstellungskatalog); Köln
- Brühl, Carlrichard (1975/90): Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert. Band I: Gallien. Band II: Germanien. Belgica I, beide Germanien und Raetia II; Köln · Wien
- dtv = dtv-Atlas zur Weltgeschichte. Bd. 1 (1964); München
- Fehr, Hubert (2003): Fürstengräber des frühen Mittelalters; in:
<http://www.archaeologie-online.de/magazin/thema/2000/03/d2.php3>
- Fehring, Günter (21992): Einführung in die Archäologie des Mittelalters; Darmstadt

- Fuchs, Karlheinz (Hg., ³1998): Die Alamannen; Ausstellungskatalog hg. vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg; Stuttgart
- Glaser, Franz (1997): Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise; Darmstadt
- Görich, Knut (2005): Bekehren und belehren : Irische Mönche in Bayern; Mitschnitt auf Bayern alpha, 10.02.05, 18.00 - 18.30
- Harms (1965): Geschichts- und Kulturatlas; Berlin u. a.
- Heinsohn, Gunnar (2000): Rätselhafte dreihundert Jahre; Leserbrief in: FAZ, vom 15.2. 2000
- HistLdS = Historisches Lexikon der Schweiz
www.lexhist.ch/externe/protect/deutsch.html
- I/A = Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit; Gräfel-fing
- Martin, Paul C. (2000): Können Münzen Karl den Großen retten?; in: ZS 12 (1) 88-112
- Menghin, Wilhelm (o.J.): Die Langobarden. Archäologie und Geschichte; Stuttgart
- Noll, Rudolf (1981): „Einführung“ und „Erläuterungen“ zu *Das Leben des Heiligen Severin*; in: Eugippius; Passau
- Pfister, Christoph (1999): Zur langen Baugeschichte des Mittelalters; in: ZS 11 (1) 139-164
- Putzger, F.W. (⁸⁷1965): Historischer Weltatlas; Bielefeld u. a.
- Reiß, Robert (1994): Der merowingerzeitliche Reihengräberfriedhof von Westheim (Kreis Weißenburg-Gunzenhausen). Forschungen zur frühmittelalterlichen Landesgeschichte im südwestlichen Mittelfranken; Nürnberg (Germanisches Nationalmuseum)
- S-B = Sander-Berke, Antje (Hg., 1997): Fromme Friesen. Mittelalterliche Kirchengeschichte Frieslands (Ausstellungs-Begleitband); Osnabrück
- Spindler, Herbert (²1981): Handbuch der bayerischen Geschichte. Bd. 1; München
- Stein, Frauke (1967): Adelsgräber des 8. Jh. in Deutschland; Berlin
- S/W = Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): 799 Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn; Katalog in drei Bänden; Mainz
- Teurnia = www.landesmuseum-ktn.at/Landesmuseen/Teurnia/teurnia_geschsta.html
- Wamser, Ludwig (Hg., 2004): Die Welt von Byzanz. Europas östliches Erbe; Katalog zur Ausstellung vom 22. 10. 2004 - 03. 04. 2005 in der Archäologischen Staatssammlung München; Stuttgart
- Weissgerber, Klaus (1999): Zur Phantomzeit in Thüringen II; in: ZS 11 (4) 583-612

Schliemanns Fluch oder Das wundersame Verschwinden des Münsteraner Bistumsgründers

Werner Thiel

„Wer hat schon so eine strahlende Gründerpersönlichkeit wie Münster mit seinem Liudger.“ [G. Isenberg in den WN vom 26. 03. 2004].

Im Jahr 2005 feiern die Stadt Münster und die Diözese Münster den 1200. Jahrestag der Bistumsgründung. Am 30. März 805 soll der Missionar Liudger als Bischof von Münster in Köln geweiht worden sein. Von keinem geringeren als durch Kaiser Karl „den Großen“ wurde ihm der Bischofsstab und das Bistum Münster zugesprochen. Für diesen runden Feiertag haben Diözese und Stadt ein volles Programm ausgearbeitet, nachzulesen im Internet unter: www.liudger-wird-bischof.de

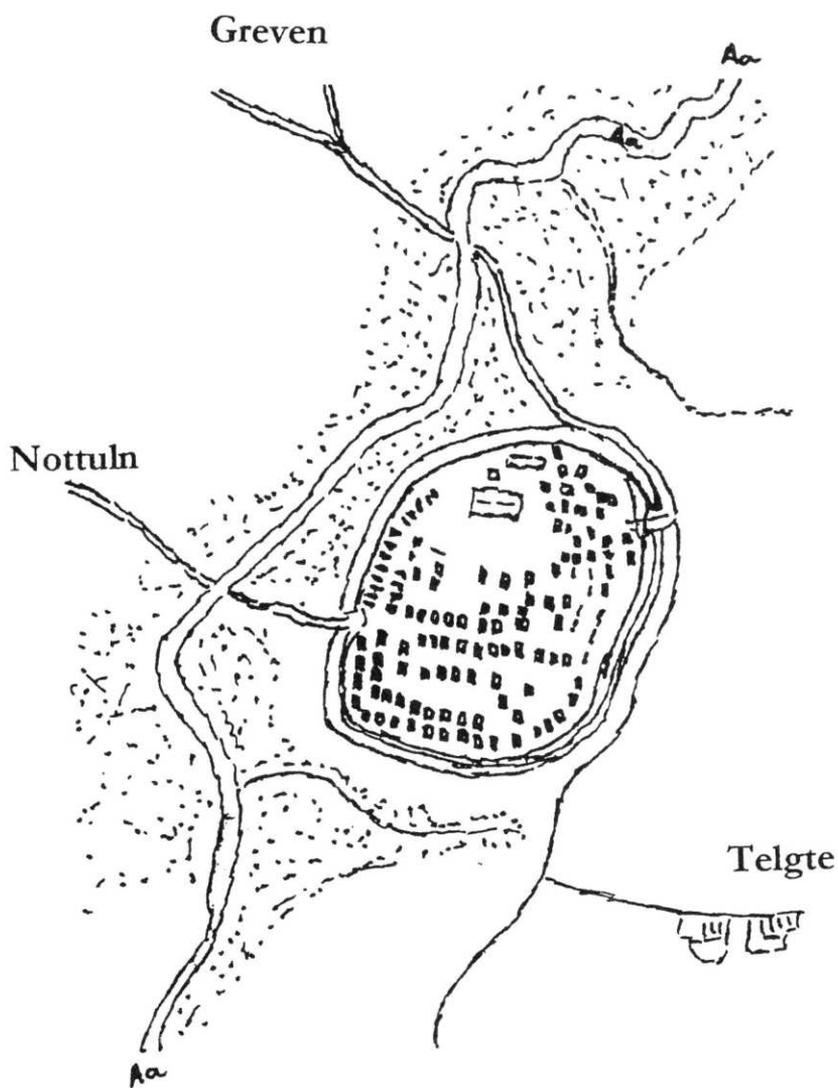
Ein Problem bereitet den Verantwortlichen etwas Kopfzerbrechen: Sie können ihres Liudgers nicht so richtig am Ursprung des Bistums, auf dem Domhügel zu Münster habhaft werden. Besonders Dr. Aurelia Dickers, Stadtarchäologin von Münster, kommt bei Nachfragen in Erklärungsnot. Zwar hält die Frau tapfer zu Liudger und seinem Wirken. Trotzdem muss die Wissenschaftlerin ihrem Auftraggeber und den Katholiken in Münster immer neue Hiobsbotschaften übermitteln. Ihre Erklärungen nehmen seit Jahren immer neue Windungen in Kauf, um dem Phänomen Liudger noch auf den Fersen zu bleiben, denn bei den ihm zugeschriebenen Bauten stellen sich immer wieder Differenzen zwischen geschriebenen Quellen und ergrabenen Fakten heraus.

Mittels Zitaten aus Artikeln und Interviews der letzten Jahre möchte ich diese Entwicklung in Andeutungen darstellen. Wichtige Äußerungen stammen auch von Dr. Gabriele Isenberg, der Direktorin des Westfälischen Museums für Archäologie.

„Das traditionelle Münsterbild rutscht weg“ [G. Isenberg lt. Heil] 22. 09. 2004].

Siedlung „Mimigernaford“

„Ein Dom auf der grünen Wiese? Das ist heute unvorstellbar und war es in der Vergangenheit nicht weniger. Daher ging man bislang davon aus, dass rund um die münstersche St.-Paulus-Kathedrale bereits das sächsische Dorf 'Mimigernaford' gestanden hatte, als der Missionar dort 805 seinen Bischofssitz errichtete“ [Heil, 22. 09. 2004].



Münster im 9. und frühen 10. Jahrhundert
(Umzeichnung eines Bildes des Stadtmuseums Münster)

„Von der ersten Entwicklungsphase der Sakralbaukunst im Bistum (ab etwa 780 bis Mitte des 11. Jahrhunderts) sind wir allerdings nur lückenhaft unterrichtet. Ausgrabungen brachten Fundamente des frühen 9. Jahrhunderts ans Licht; Architekturteile 'aufgehenden' Mauerwerks haben sich kaum vor dem 11. Jahrhundert erhalten. So läßt sich z.B. das Aussehen des ersten Bischofskirchenbaus in Münster, der unter dem heutigen Dom vermutet wird, nur spekulieren, gefunden wurde bisher nichts“ [Holwig 1994].

„Von der ersten Grabung bis zur Dokumentation stellt sich die Frage, was den damaligen Missionar Liudger dazu getrieben hatte, hier in diese rauhe und sumpfige Gegend zu kommen, um einen Bischofssitz zu gründen“, erläutert die Wissenschaftlerin Dr. G. Isenberg einen Punkt [MZ, 02. 03. 2004].

„Die bisher prognostizierte sächsische Siedlung gibt es rund um den Dom eindeutig nicht [...] fasst die Wissenschaftlerin die neuen Forschungsergebnisse zusammen“ (Dr. G. Isenberg [WN, 04. 03. 2004]).

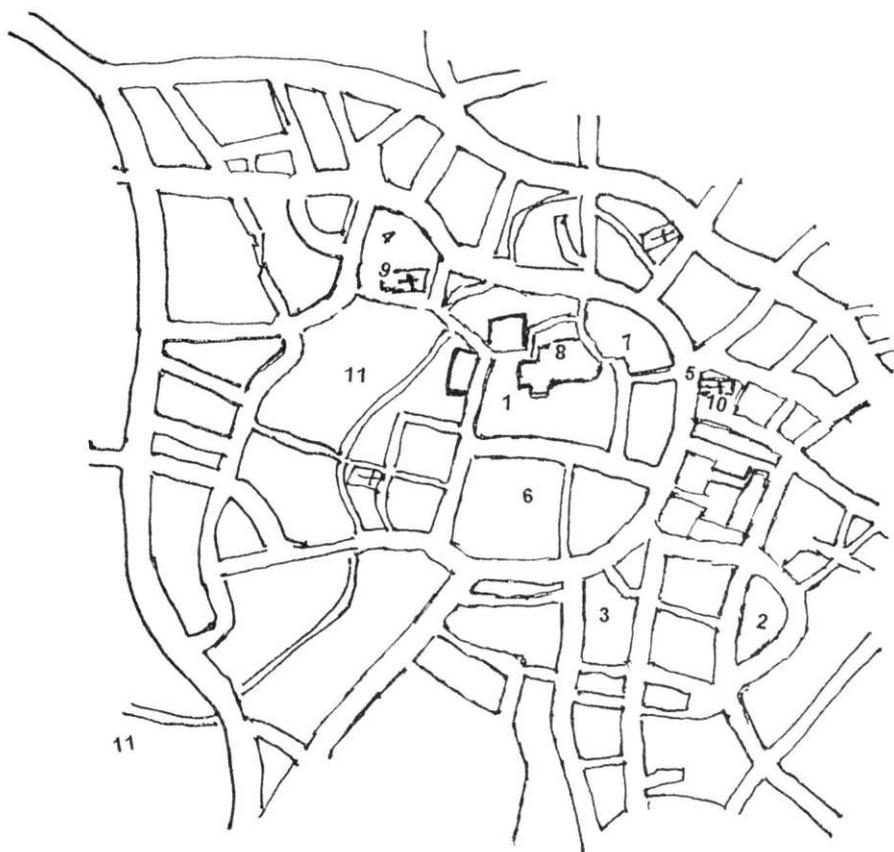
„Die seit dem Jahr 2000 laufenden Auswertungen der Grabungen auf dem Horsteberg [...] erbrachte das 'klare Ergebnis', dass der Domhügel zu Beginn des 9. Jahrhundert unbesiedelt war: Im 'Fundschleier' der Grabung fand sich keinerlei sächsische Keramik, sondern nur aus der späteren Karolingerzeit.“ [ebd.]

„Dendrochronologische Analysen der Hölzer haben laut Isenberg ergeben, dass alle Spuren der Domberg-Siedlung in die erste Hälfte des 9. Jahrhundert zu datieren sind. Das macht die Annahme einer sächsischen Bebauung in diesem Areal schwierig, befinden wir uns mit den Funden doch schon in karolingischer Zeit, erklärt sie.“ [WN, 11. 11. 2004]

„Außerdem wird die bisher gängige Datierung für den Wall der Domburg auf die Zeit kurz vor 800 in Zweifel gezogen. 'Wahrscheinlich', so Dr. Martin Kroker, Wissenschaftlicher Referent im Museum in der Kaiserpfalz in Paderborn, 'fällt der Bau der Befestigungsanlagen nicht in die Zeit Liudgers, sondern muss auf das Ende des 9. Jahrhunderts datiert werden'.“ [An., 02. 02. 2005]

Archäologie: "Diese Wissenschaft, die sich schon vor Jahren ins Erdreich der einstigen Domburg rund um die Bischofskirche gewühlt hatte, fördert nun ganz neue Erkenntnisse zu Tage: 'Das sächsische Dorf ist gestorben'" [Heil, 22. 09. 2004].

„Jetzt ist der Bispinghof unser Kandidat für die sächsische Siedlung namens Mimigernafort', schmunzelt die Archäologin“ Dr. G. Isenberg [WN, 04. 03. 2004].



Im Text angesprochene Ausgrabungsflächen in Münster 1: Siedlung „Mimigernaforð“/Domhügel 2: Ausgrabung Stubengasse 3: Ausgrabung Königstraße 4: Ausgrabung Überwasserkirche/Damenstift 5: Grabung „Am Drubbel“ 6: „Georgskommende“ 7: Mersmann/Roggenmarkt 8: Dom 9: Überwasser/ Liebfrauenkirche 10: St. Lamberti 11: Aa

„Die Stadt [Münster; W.T.] kann dem Hl. Liudger dankbar sein. Denn dieser gründete gewissermaßen in einer Bauerschaft an der Aa ein Bistum, was für die Karolingische Zeit, die für ein solches Unterfangen eigentlich eine in sich geschlossene Siedlung, eine ‘civitas’, vorschrieb, ungewöhnlich ist“ (Erklärung nach Dr. Gabriele Isenberg [WN, 21. 07. 2004]).

„Münster wäre ohne Liudger zumindest für einige Jahrhunderte vermutlich ein ziemlich tristes Kaff im Sumpf geblieben.“ [WN, 21. 07. 2004]

„Das 1993 groß gefeierte Stadtjubiläum hat für Dr. Stefan Thier vom Stadtmuseum keine reale Grundlage im Jahr 793“ [Völker, 25. 02. 2005]

Ausgrabung Stubengasse:

„Historische Karten und Schriften hatten dies schon lange vermuten lassen. So wird die Stadtgründung Monasterias rund um den Domhügel in den alten Dokumenten auf das frühe 9. Jahrhundert datiert“ [Münsterland, 3/99].

„Die Geschichtsforschung vermutet eine Besiedlung des Areals zwischen Loerstraße, Stubengasse und Clemensstraße schon im 9. Jahrhundert. Zur Zeit der Stadtgründung Münsters sollen dort, wie der schriftlichen Überlieferung zu entnehmen ist, zwei landwirtschaftliche Höfe gestanden haben: im Norden Hof Nerdinck, der dem Domkapitel gehörte, im Süden der bischöfliche Hof Eschhues. [...] Der Hof Nerdinck war möglicherweise mit jenem Wassergraben (Gräfte) umgeben, der auf der ältesten Ansicht dieses Areals dargestellt ist“ [Das unterirdische Münster; 1998].

„Für die Zeit davor [vor dem 16. Jh.; W.T.] gibt es nur wenige schriftliche Quellen und keine historischen Stadtansichten. Auf dieser Grundlage hatte man beispielsweise bisher an der Stubengasse zwei Höfe des 9. Jahrhunderts vermutet. Ein Irrglaube, wie die Grabungen nun belegen“ [westline.de, gesehen 20. 01. 2005].

„Dank der Grabungen können wir jetzt die Siedlungsgeschichte dieses Stadtquartiers von seinen Anfängen im 12. Jahrhundert erzählen“, so Dr. Aurelia Dickers [ebd.].

Ausgrabung Königstraße

„Zwei von ihnen [den drei Abfallgruben; W.T.] stammen nämlich aus einer Zeit, in der nach bisherigen Erkenntnissen das Areal eigentlich noch gar nicht besiedelt war – aus dem 12. und dem 11. Jahrhundert“ [Kalitschke, 26. 11. 2004].

„In der Grube aus dem 12. Jahrhundert entdeckten die Archäologen Material, das noch viel älter ist. Ein tönerner Henkel aus dem 9. Jahrhundert“ [ebd.].

„Stadtgeschichtlich“, sagt Dickers vorsichtig, „müssen wir uns daher an dieser Stelle etwas vorstellen, was wir uns bisher nicht vorstellen konnten.“ [ebd.]

Ausgrabung Überwasserkirche/Damenstift

„Im Moment gibt es noch mehr Fragen als Antworten, sagt Dickers. Zum Beispiel die Frage, ob das Stift-Gelände schon vor 1040 besiedelt war. Oder ob hier die legendäre erste Kirche des Heiligen Liudger lag woran Dickers allerdings nicht glaubt.“ [WN, 23. 08. 2003]

„Die Archäologen, die dort seit längerem graben, haben jetzt unter den vor zwei Wochen entdeckten, sarkophag-ähnlichen Gräbern aus dem 11. Jahrhundert weitere, vermutlich deutlich ältere Gräber entdeckt. Nach Einschätzung von Stadtarchäologin Dr. Aurelia Dickers ist es durchaus möglich, dass sie bereits aus dem 9. Jahrhundert stammen“ [WN, 09. 09. 2004].

„Unterhalb des Kopfnischengrabes allerdings entdeckten die Archäologen vier weitere Grabstellen auf einer Fläche von zehn Quadratmetern. Und die sind deutlich älter. ‘Es handelt sich um beigabenlose christliche Gräber’, schildert Dickers. Ein Indiz dafür, dass sich hier schon vor der Stiftsgründung ein Friedhof befand. Das wiederum würde mit einiger Sicherheit bedeuten, dass hier auch eine Kirche stand.“ [ebd.]

„So kamen Mauerreste und weitere Strukturen ans Tageslicht, die laut Dickers ebenfalls älter sein könnten als das Damenstift. Auch hier fällt die Datierung 9. Jahrhundert, drei Scherbenfunde bestätigen diese Einschätzung. Freilich, so Dickers, müsse erst geklärt werden, ob die Funde im 9. Jahrhundert vor Ort in den Boden kamen – oder später von einer anderen Stelle herbeigeschafft wurden.“ [ebd.]

„Das Postumus-Geldstück [römisch, um 269; W.T.] entdeckten Stadtarchäologin Dr. Aurelia Dickers und Überwasser-Grabungsleiter Dr. Ulrich Holtfester in einer Grube, die wohl im Hochmittelalter, also um das Jahr 1000 herum, angelegt wurde. Wie kam die Münze in die Erde? ‘Sie wurde’, vermutete Dickers, ‘mit Erde gefüllt, die von einer anderen Stelle herbeigeschafft wurde.’ Diese andere Stelle könnte ihrer Ansicht nach im Bereich der einstigen Domburg gelegen haben“ [Kalitschke, 03. 11. 2004].

„Eine kürzlich gefundene römische Münze lässt indes die Vermutung zu,

dass schon im dritten Jahrhundert Menschen zumindest auf einzelnen Hofstellen in Münster lebten.“ [WN, 26.11.2004]

„Und damit steht auch so gut wie fest, dass die Geschichte Münsters nicht umgeschrieben werden muss. 793 wurde die Stadt erstmalig urkundlich erwähnt, ‘vielleicht’, so Dickers, ‘gab es hier schon ein paar Jahre zuvor eine Siedlung.’ Doch zwischen dem vierten und achten Jahrhundert spielte sich rund um die Aa nach heutigen Erkenntnissen gar nichts ab.“ [Kalitschke, 03.11.2004]

„Auf eine ältere Siedlung lassen ferner Gruben, Pfostenlöcher und die Überreste kleiner Grubenhäuser schließen. Oder auch Fundstücke wie Fragmente Badorfer Keramik, die aus dem 9. Jahrhundert stammt. Aber Vorsicht: ‘Eine Scherbe macht noch keine Siedlung’, warnen die Fachleute vom Grabungsteam vor voreiligen Schlüssen.“ [MZ, 09.09.2004]

„Aufgrund neuester Untersuchungsergebnisse wagte sie [Dr. Gabriele Isenberg; W.T.] die Hypothese, dass die sächsische Siedlung Mimigernaford gar nicht auf dem Domberg stand, sondern jenseits der Aa auf dem Areal der heutigen Überwasserkirche.“ [WN, 11.11.2004]

„Bislang war man davon ausgegangen, dass St. Lamberti das erste Gotteshaus außerhalb der Domburg gewesen sei, um 1000 errichtet. Doch auch dies könnte zur Debatte stehen. An der Stelle der Liebfrauen-Überwasserkirche wird derzeit gegraben.“ [Heil, 22.09.2004]

Grabung „Am Drubbel“

„Die Verfärbungen, die längst verrottete Holzpfosten in den Tiefen des Drubbel hinterlassen haben, beweisen, dass dieses Gebiet bereits vor dem 10. Jahrhundert besiedelt war. [...] In der Umgebung der Pfosten haben wir keine Funde gemacht. Es kann sein, dass sie aus dem 9. Jahrhundert stammen oder bereits während der römischen Kaiserzeit in den Boden gelangten.“ [WN, 23.08.2002]

„Wir kommen wohl nicht so weit zurück wie wir gehofft hatten’, seufzt Dr. Aurelia Dickers. Das heißt auf gut Deutsch: Die so genannte Marktsiedlung aus dem 10./11. Jahrhundert ist bei den Ausgrabungen am Drubbel nicht gefunden beziehungsweise nachgewiesen worden“ [WN, 07.02.2003].

„Aber die unterste Siedlungsschicht [...] datiert wohl nicht vor dem frühen 12. Jahrhundert.“ [WN, 07.02.2004]

Dr. Aurelia Dickers: „Bisher war die gängige These, dass sich am Drub-

bel die Marktsiedlung des 10. und 11. Jahrhundert befand. Die Grabung hat gezeigt, dass sie dort nicht lag.“ [WN, 09. 2004]

Wunschgrabung „Georgskommende“

„Hier lag ein Althof, der im 10. Jahrhundert in den Besitz des Bischofs überging, der sich zu einem der Hauptwirtschaftshöfe des Bischofs entwickelte und der vermutlich im 12. Jahrhundert zur bischöflichen Burg ausgebaut wurde. Auch das ist eine mit Sicherheit hochspannende Stelle, über die wir ebenfalls nichts wissen, die wir aber nur dann anpacken werden, wenn es wirklich nötig ist.“ (Dr. Aurelia Dickers [WN, 09. 2004])

Ein weihnachtlicher Glücksfall

„Das ist ein absoluter Glücksfall.' Stadtarchäologin Dr. Aurelia Dickers ist begeistert. Bei Bauarbeiten im hinteren Bereich des Giebelhauses Mersmann am Roggenmarkt 3-4 wurden aussagekräftige Überreste aus dem Randbereich der Domburg gefunden. [...] 'Vor uns liegt ein kompletter Querschnitt, an dem wir die Siedlungsabfolge ablesen können, möglicherweise bis zurück in die römische Kaiserzeit vom 1. bis 4. Jahrhundert', führte Dickers gestern am Ausgrabungsort vor Augen“ [BFB, 21. 12. 2004].

Resümee

„Immer öfter gelangen den Archäologen Funde aus der Frühzeit, zuletzt rund um die Überwasserkirche und am Drubbel. Siedlungen konnten allerdings dort für die Zeit vor dem 9. Jahrhundert nicht nachgewiesen werden.“ [-kal-, 26.11.04]

“Münster war zuerst Bischofssitz und wurde dann erst langsam eine Siedlung. Sehr ungewöhnlich, kommentiert Stadtmuseumsleiterin Dr. Barbara Rommé. Nachdem Liudger 805 zum ersten Bischof ernannt wurde, stand zunächst die Domburg allein auf grüner Wiese [ohne Schutzwälle vor Heidensachsen; W.T.]. Im damaligen Mimigernaford [archäologisch unauffindbar; W.T.] gab es neben Kloster und Bischofssitz allenfalls ein paar kleine Höfe - Hütten, die an Nur-Dach-Ferienhäuser in Urlaubssiedlungen erinnern. Münster entwickelte sich als Stadt erst 100 bis 200 Jahre nach der Gründung des Bischofssitzes“ [Völker, 25. 02. 2005].

Ein Trost

„Historisch hieb- und stichfest ist nur das Datum: Am 30. März des Jahres 805 wurde der friesische Missionar und Bistumsgründer Liudger (Ludge-

rus) zum Bischof geweiht. Insofern feiert das Bistum Münster im kommende Jahr ganz zu Recht seinen 1200. Geburtstag.“ [WN, 26. 03. 2004]

Schliemanns Fluch

„Die Möglichkeit, seinen Gründer geschichtlich zu greifen, hat kaum ein Bistum“, sagt die Archäologin [Dr. G. Isenberg; W.T.] fasziniert“ [Heil, 22. 09. 2004].

Heinrich Schliemann kam als Kaufmann zu Wohlstand und machte sich als Selfmade-Archäologe berühmt. Schliemann sorgte durch seine Entdeckung von Troia für noch etwas anderes. Er begründete eine Art Ursprungsmythos der Archäologie – zumindest in Deutschland. Was ist das Besondere an Schliemanns Arbeit?

Er verankerte Homers *Ilias* und *Odyssee* in realer Erde und an massivem Fels. Schliemann sorgte dafür, dass die Phantasiewelt des Troianischen Kriegs, Helena und all die Helden einen realen Bezug bekamen. Somit erdete Schliemann ein literarisches Werk mittels archäologischer Techniken in der Realität.

Dieser Erfolg Schliemanns – so meine Überlegung – liegt wie ein Fluch über der Stadtarchäologie. Da wird berichtet von Bistumsgründern und Heiligen aus dem Frühmittelalter, niedergeschrieben in alten Büchern, über Jahrhunderte aufbewahrt in Bibliotheken von Klöstern und Kirchen.

Die Erwartungen an den Archäologen – aber auch häufig das eigene Verständnis – ist, diese schriftlichen Quellen mittels Spaten und Kelle im Untergrund der Städte zu belegen. So wie Schliemann mittels Troia die *Ilias* belegte, so soll die Archäologie hier und heute den großen Karl oder den heiligen Liudger bestätigen.

Wenn dieses dann trotz aller Anstrengungen nicht gelingt oder mehr Zweifel und Fragen auftauchen als Antworten, dann ergibt sich der Selbstzweifel als Reaktion, keineswegs die Frage nach der Glaubwürdigkeit der schriftlichen Quellen. Insofern wissen die Archäologen zwar, was ihr Fach ihnen abverlangen würde:

„Auch wenn wir etwas nicht finden, ist das sehr wohl ein wissenschaftliches Ergebnis. [...] Als Wissenschaftler muss man die Offenheit haben, auch solche Ergebnisse anzuerkennen“ [Dr. A. Dickers, WN, September 2004].

Leider sind die ArchäologInnen im Falle von Liudger und dem Gründungsmythos von Münster zu dieser wissenschaftlichen Offenheit nicht in der Lage. Damit stellen sie sich in eine Reihe mit vielen anderen Mitgliedern ihrer Zunft, obwohl ihnen eines sehr wohl klar ist: „Die Stadtgeschichte [von Münster; W.T.] muss neu geschrieben werden“, fordert Isenberg“ [Völker, 25. 02.05].

Literatur

- BFB (2004): Ein Keller lässt tief blicken. Glücksfall: Bei Arbeiten am Roggenmarkt wurde Relikt aus dem Spätmittelalter freigelegt; in: MZ, vom 21. 12. 2004
- Bistum Münster = Das Bistum Münster, 2. Band: Kunst, Musik, Bildung (1994); Editions du Signe, Strasbourg/Frankreich
- Das unterirdische Münster (1999), Infoblatt zur Ausstellung des Stadtmuseum Münster, 08. 98 – 04. 99
- Heil, Kerstin (2004): Warum blieb Liudger?; in: www.bistummuenster.de, vom 22. 09. 2004
- Holwig, Peter (1994): Die Geschichte des Kirchenbaus im Bistum Münster; in: Das Bistum Münster
- kal- (2004): 793 bleibt das Gründungsdatum; in WZ, vom 26.11.04
- Kalitschke, Martin (03. 11. 2004): Das Rätsel der Postumus-Münze; in MN
- (26. 11. 2004): Uralter Ton-Henkel sorgt für Aufsehen; in MN
- Münsterland = „Wer gräbt ... manchmal auch Rätsel“; in: Münsterland (Magazin), 3/99
- MZ = Münstersche Zeitung, Verlag Lensing-Wolf, Dortmund
- Völker, Karin (2005): Die Stadt ist jünger als gedacht; in: WN, vom 25.02.05
- WN = Westfälische Nachrichten, Aschendorff-Verlag, Münster
- WN (11.11.2004): Einblicke in Münsters sächsische Zeit (Autor ungenannt)
- WN (02.02.2005): Was macht das Pferd im Grab? (Autor ungenannt)

Werner Thiel, 48268 Greven, Heckenweg 11

Die Slawen besiedelten Ende des 4. Jahrhunderts Norddeutschland

Alexander Glahn

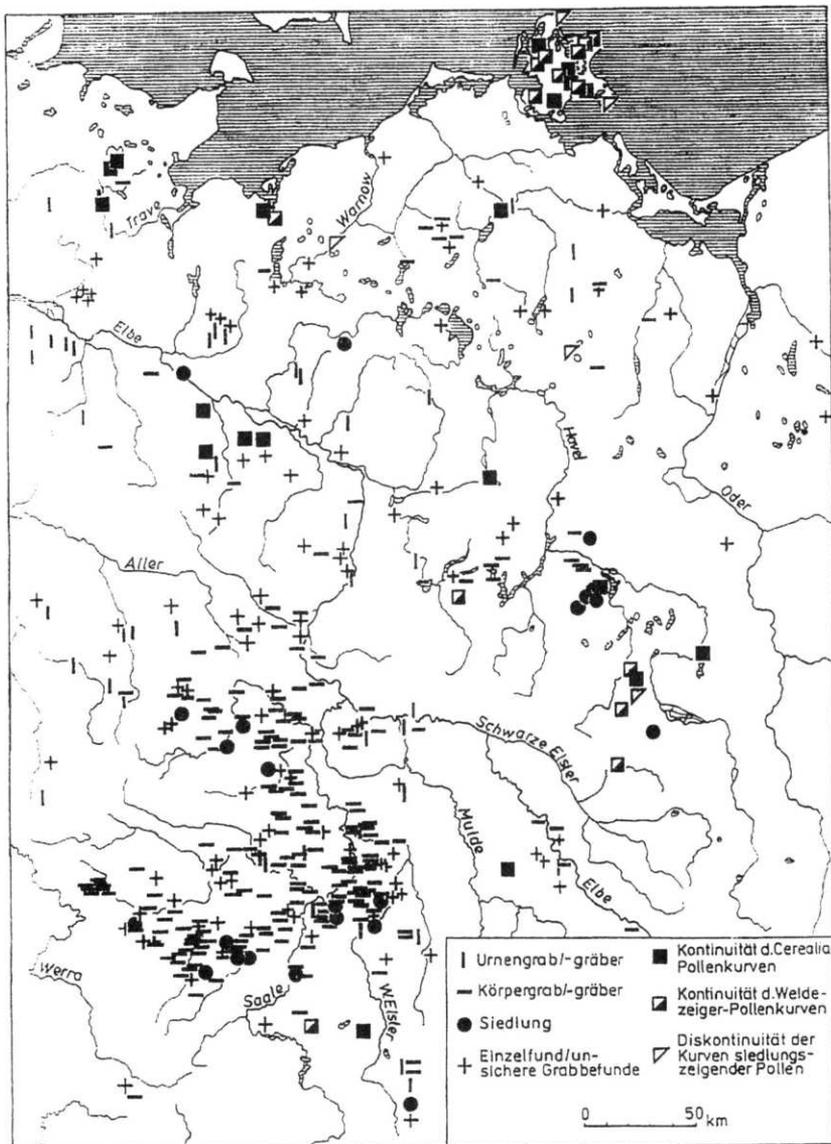
1. Einführung

Anhand den Forschungen von Heinz *Ritter-Schaumburg* über den Norddeutschen Sagenkreis der *Didriks-Chronik* und den Arbeiten von Reinhard *Schmoeckel* ergibt sich die Möglichkeit einer Identifizierung der Ostreiche in der Wilkinensage. Die vorliegende Arbeit kann das Thema allerdings nur anschnitten und neue mögliche Problemlösungen anbieten.

Die Thidrekssaga ist eine nordische Handschriftensammlung über Dietrich von Bern, Wilkinensage, Wieland den Schmied, Siegfried- und Nibelungensage. Wenn meine Vermutung stimmt, ist die *Didriks-Chronik* (oder *SVAVA*, wie Ritter sie nennt), das erste Dokument, das über die slawische Besiedlung Norddeutschlands Ende des 4. Jhs. Auskunft gibt. Die altschwedische *Didriks-Krönikan* ist ein Stiefkind der Germanistik, sie wurde als spätere Kürzung und Zusammenfassung der im 13. Jh. entstandenen norwegischen Thidrekssaga eingestuft. Ritters Verdienst ist es, herausgearbeitet zu haben, dass sie, obwohl nur eine Abschrift des 15. und 16. Jh., eine eigenständige und ursprüngliche Handschrift ist.

„Sie berichtet kürzer, sachlicher, einfacher, ursprünglicher. [Ihr Kennzeichen ist die Verwendung eines] ganz alten Namenbestand, wie sie ihn in späteren Jahrhunderten nicht mehr aufnehmen konnte [...] Aus all diesen Tatsachen ist zwingend zu folgern, daß die Thidrekssaga-Überlieferung aus der Zeit vor Karl dem Großen stammt. Ihre Angaben, daß sie sich zum Teil aus alten deutschen Liedern herschreibe, hat nichts Unwahrscheinliches [...] Dabei ergab sich, daß die Angaben der Ths. (Thidrekssaga) über Orte, Gebirge, Flüsse und Länder untereinander in sinnvollem Zusammenhang stehen und ein klares geographisches Raumbild aufzeigen, das sich von Dänemark bis zur Mosel und von Belgien bis in den Ostseeraum erstreckt, den süddeutschen Raum aber nicht einschließt [...] Aus der stimmigen Geographie ergibt sich, daß die Thidrekssaga (im Wesentlichen) ein einheitliches Werk ist. Susat - Soest, Bern - Bonn, Rom - Trier sind die Eckpunkte des geographischen Vorstellungsbildes der Thidrekssaga“
[Ritter 1989, XV ff.]

Ritter selbst machte keinen Versuch der Identifizierung der Ostreiche, weil sie für ihn ein Anachronismus darstellte. Er vermutete zwar, dass die Ostreiche in unmittelbarer Nähe vom „Hunenreich“ (das in meinen Augen ehema-



Germanische Besiedlung am Ende der Völkerwanderungszeit und zu Beginn der slawischen Einwanderung aufgrund archäologischer Funde und pollenanalytischer Untersuchungen [Hermann 1985, 29]

lige Stammesgebiete der Marser, Engern und Cherusker umfasst) und dem „Wilcinaland“ (ein Großreich in Südschweden, Dänemark und an der deutschen Ostseeküste) liegen mussten. Er verwarf diesen Gedanken, weil die Slawen offiziell erst im 7. Jh. einwanderten. Stattdessen ließ er die Identifizierungen (Rytzeland = Russland und Pullernaland = Polen) offen für spätere Arbeiten oder andere Nachforscher.

Schmoeckel dagegen, der die Arbeiten von Ritter in seinen Publikationen mit einschließt, geht davon aus, dass die Ostreiche in Norddeutschland liegen. Er hält sie nicht wie Ritter für slawische, sondern germanische Reiche. Während der Völkerwanderungszeit seien eben Germanen von Skandinavien aus in die besiedlungsleeren Räume der abgewanderten Stämme gestoßen. Sie hätten dort unbekannte kurzzeitige Reiche gegründet, um dann später den anderen Stämmen in den Süden zu folgen.

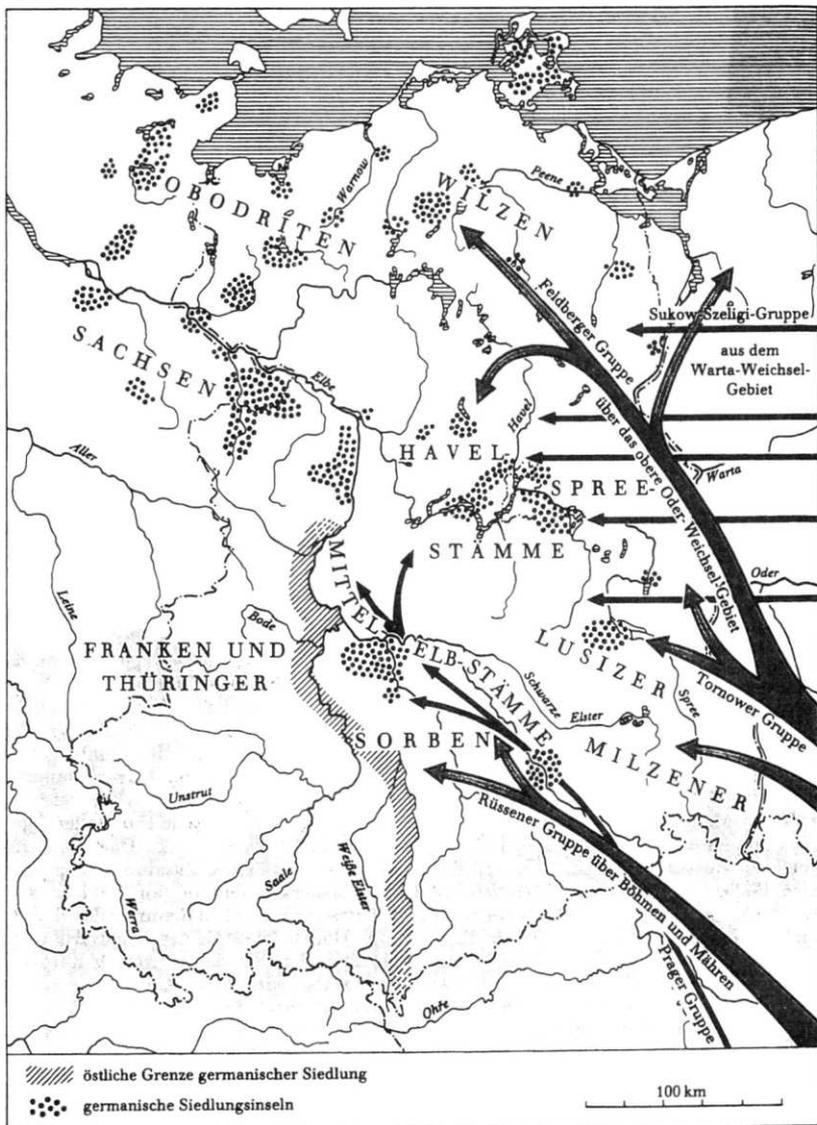
- Aus meiner Sicht **mutet die Machtpolitik zwischen dem Dänischen Reich, dem Römisch-Deutschen Reich und den slawischen Reichen der Obodriten und Lutizen im 10. bis 12. Jh. geradezu wie eine Fortsetzung der Kämpfe in der Thidrekssaga an.**

Um das fürs erste zu verdeutlichen, möchte ich zwei Zitate aus verschiedenen Quellen zitieren:

„Das Gebiet Mecklenburgs war vor der Völkerwanderung von germanischen Stämmen bewohnt [...] Die Slawen gerieten vorübergehend unter Karl dem Großen, Heinrich I. und Otto dem Großen in Abhängigkeit vom fränkischen und Römisch-Deutschen Reich, endgültig verloren sie ihre Selbständigkeit im 12. Jh. Erst die Unterwerfung [...] des Landes durch Heinrich den Löwen [...] gewann Mecklenburg [...] zu seiner dauernden Eingliederung in das Römisch-Deutsche Reich (mit Ausnahme der Zeit von 1180 bis 1227, während der Mecklenburg unter dänischer Oberhoheit stand)“ [Schwerin].

„Die erste Phase der feudalen deutschen Ostexpansion wurde von den Kriegszügen des Sachsenkönigs Heinrich, der als Heinrich I. 919 deutscher König wurde, eingeleitet [...] Blieb die Politik gegen die Slawen zwischen Oder und Elbe für die Herrscher des karolingischen Imperiums und des ostfränkischen Reiches mehr oder weniger eine Randerscheinung ohne größere Bedeutung, so richtete sich unter Heinrich I. [...] die Expansionspolitik des frühfeudalen deutschen Staates mit voller Stärke gegen die Gebiete zwischen Elbe und Oder“ [Herrmann 1985, 335].

- Ich bin der festen Überzeugung, dass die **Phantomzeittheorie** von Herbert Illig der **Schlüssel** ist, um dieses Problem zu lösen. Wenn um 614||911 schon ein erbitterter Kampf um die Eingliederung der Slawen ins römisch-deutsche Reich entbrannt war, mussten die Stämme der Obodri-



Einwanderung der slawischen Stämme [Herrmann 1989, 230]

ten, Lutizen und Heveller ihre Reiche schon ausgebaut und gefestigt haben.
Dann führen uns diese Ereignisse in eine Zeit lange vor dem Jahr 614.

2. Bis 410 Einwanderung der Slawen?

In der SVAVA heißt es: "Ein König herrschte über *Rytzeland* (Rußland), der Herding hieß [...] Er hatte viel Unfrieden mit Wilkinus-König. Wilkinus-König versammelte ein übergroßes Heer, und er reitet hinein ins *Pullerna-Land* (Polen?); das liegt nach Rytzeland hin, und tat dort großen Schaden. Das erfuhr Herding-König, daß Unfriede in sein Land gekommen war. Er bot ein großes Heer auf. Er hatte noch manches andere Land außer Rytzeland, *Greken* (Griechenland?) und *Ungaria* und manche Landschaft mehr" [Ritter 1989, 23; Hervorhebungen hier und im Folgenden von A.G.].

So stellte sich die Frage, wo es geographische Entsprechungen dieser Benennungen gibt. Ein Synonym für „Rytzeland“ fand ich in der schönen Domstadt Ratzeburg:

„Die im damaligen Polabengau gelegene Racesburg wird erstmals in einer in Worms ausgestellten Urkunde aus dem Jahre 1062 erwähnt. Heinrich IV. schenkte die Racesburg dem Billungerherzog Otto von Sachsen. Diese Erwähnung Ratzeburgs wird als erster geschichtlicher Nachweis angesehen. *Der Name Racesburg stammt vermutlich von dem slawischen Fürsten Ratibor*, auch Ratse genannt; er soll hier in einer Ringburg residiert haben" [Ratzeburg].

Natürlich nehme ich nicht an, dass Ratzeburg in direkter Verbindung mit der Gründung des „Rytzelandes“ steht; das wäre absurd. Aber der phonetische Gleichklang gab meiner Intuition den Anstoß, in dieser Region nach Indizien für das „Rytzeland“ zu suchen. Räumlich steht diese Region in direkter Nachbarschaft zu Dänemark und indirekt zu Westfalen (über der Lüneburger Heide und Hannover). Ein Namensvetter von jenem Ratibor könnte einer von den Anführern sein, die ihre (slawischen) Volkschaften in diese Gegend führten, die sich mit der germanischen Restbevölkerung verband. Der Name „Rytzeland“ muss auf ihn zurückgehen, da die Reiche damals auch nach dem Gründer benannt wurden. Analog zur Aussage in der SVAVA:

“Man nannte es deshalb Wilcina-Land, weil der König Wilkinus hieß. Es war damals Sitte, daß das Land sich nach dem nannte, der es regierte” [Ritter 1989, 23].

Ein Blick in den historischen Atlas bestätigt, dass das Gebiet, in dem Ratzeburg liegt, früher der *Polabengau* und ein Teilreich des *Obodritenreiches* war. Hauptburg der Obodriten war die Mecklenburg, genannt Grad (Große Burg). Ein anderes Teilreich der Obodriten war *Wagrien*, das verbal *Ungaria*

gleich. August Raszmann [161] liest Greka/Grecia nach Adam von Bremen (Graecus) als den Gesamtnamen für Slawen. Das „Rytzeland“ ist also ein Slawenreich, und ich identifiziere es mit dem Obodritenreich, während das „Pul-lernaland“ mit dem Polabengau und „Ungaria“ mit Wagrien identisch sein muss. Mit den anderen Ländern war wohl das Stammesgebiet der *Warnower* gemeint.

In der *SVAVA* führt der dänische König Wilkinus Krieg, um Rytzeland seinem Reich einzuverleiben. Er unterwirft es und macht es tributpflichtig.

Um dieses Ereignis zeitlich zu erfassen, muss ich es (leider sehr umständlich) *an andere Ereignisse der SVAVA koppeln*, die Ritter ermittelt hat: In diesem Krieg schwängerte Wilkinus eine Einheimische, die ihm einen Sohn namens Wade gebar. Wade war der Vater von Wieland dem Schmied. Dessen Sohn Wiedeke war genauso alt wie Didrik von Bern. Ritter ermittelte 470 als Geburtsjahr Didriks von Bern, datiert über die Einnahme der römischen „Roma Secunda“ (Trier) durch die Franken um 475/79.

Wade wuchs auf dem königlichen Hof bei Wilkinus auf.

“Wade wuchs nun heran und wurde ein mächtiger Riese [...] Er bekam ein schlechtes Wesen; deshalb trennte der Vater ihn von sich und gab ihm 9 Höfe in Seeland [...] Er war kein Kriegsmann, er ließ sich genügen an dem, was sein Vater ihm gab” [Ritter 1989, 25, 46].

Treffen wir die Annahme, dass Wade mit 12 bis 16 Jahren, mit Abschluss der Pubertät, die Höfe von seinem Vater übergeben bekam. Denn in diesem Alter war er gewiss in die Höhe geschossen, wie man das so sagt. Mit 18 Jahren wird er dann verheiratet und Nachwuchs unterwegs gewesen sein.

Wade schickte seinen Sohn *Weland* mit 9 Jahren in die Schmiedelehre zu Mime im „Hünenland“. Aber der brach die Lehre nach 3 Jahren ab, um 1 Jahr zu Hause zu leben. Das letzte Lehrjahr absolvierte er bei den Zwergen im Berg „Balve“. Danach arbeitete er noch 1 Jahr für die Zwerge, die aber nach seinem Leben trachteten, weil er kunstfertiger war als sie. Nach dem Totschlag an den Zwergen flüchtete er nach Jütland zum König Nidung. Nach 1 Jahr minderen Dienstes schuf er in 1 weiteren Jahr das Schwert „Mimung“ (mit 17 Jahren). Nach schätzungsweise 1 Jahr wurde er von seinem Herrn betrogen und vogelfrei gemacht. Um sich zu rächen, kam er nach 1 Jahr wieder. Nidung ließ ihm die Wadensehnen kappen und als Hofschmied arbeiten. Weland erschlug wiederum nach 1 Jahr Nidungs jüngere Söhne, schwängerte seine Tochter und konnte nach Seeland fliehen. König Nidung starb, und Weland konnte das Mädchen heiraten. Der gemeinsame Sprössling wurde Wideke genannt (da war Weland gemäß meiner Rechnung 21 Jahre alt).

Die spätmittelalterliche Zunftordnung bestätigt die Modalitäten der Lehrzeit. Deshalb soll sie an dieser Stelle zitiert werden:

„Ordnung des zur Schmiedezunft gehörigen Schleiferhandwerks, Ulm 1623: 1. Will ein Junge das Schleiferhandwerk erlernen, soll er nicht weniger als vier Jahre lernen und, sobald er ausgelernt hat, zum Gesellen gemacht werden. 2. Wer als Lehrling ausgelernt hat, soll bei seinem Lehrmeister noch ein Jahr arbeiten oder gleich hinausziehen, wandern und vor Ablauf eines Jahres bei keinem hiesigen Meister Arbeit aufnehmen. 3. Will sich ein Geselle des Schleiferhandwerks auf Wanderschaft begeben, soll ihm vom jeweiligen Meister ein schriftlicher Nachweis seines ehrlichen und redlichen Verhaltens gegeben werden“ [Internet].

Nun lassen sich 40 Jahre addieren aus:

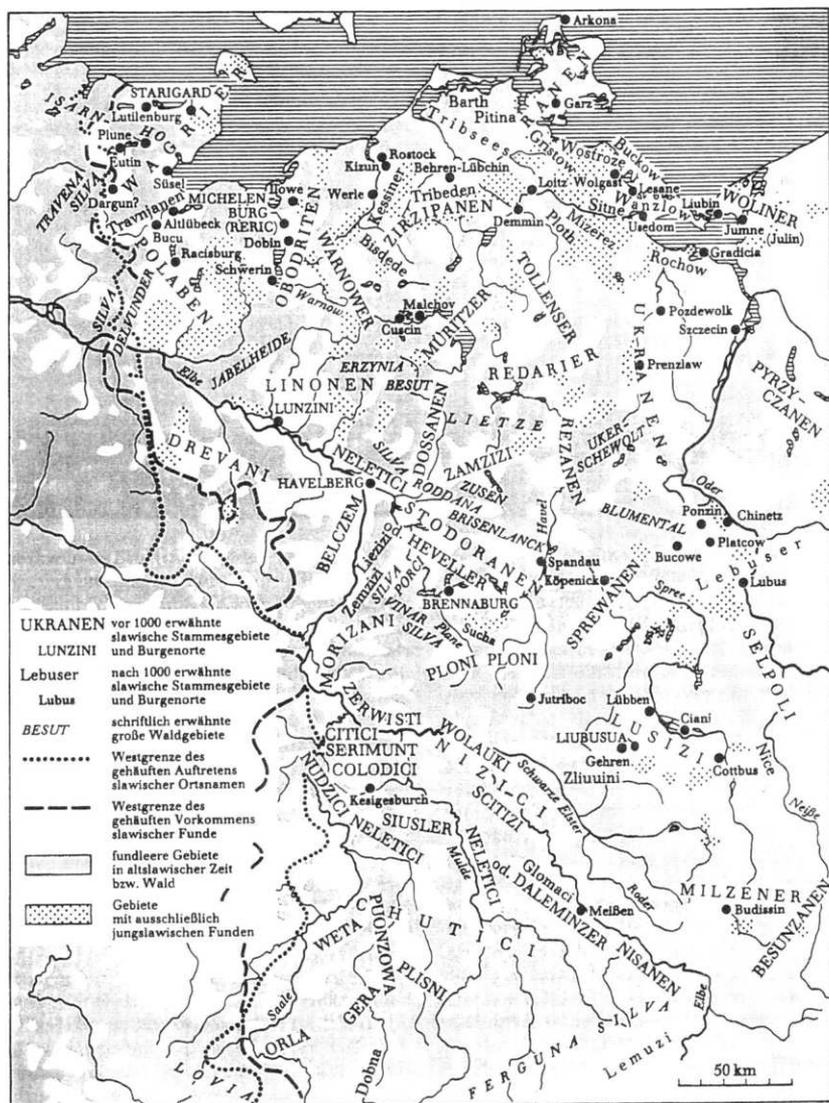
- 1 Jahr vom Krieg bis zur Geburt von Wade;
- 18 Jahre, bis Weland zur Welt kam;
- 21 Jahre, bis Wideke geboren wurde;

Diese *so kurz wie möglich gehaltene Zeitspanne* von 40 Jahren über zwei Generationen hinweg ergäbe als spätesten Zeitpunkt der Eroberung von "Rytzeland" durch Wilkinus das Jahr 430, rückgerechnet vom Geburtsjahr Didriks, 470.

- **Um 430 wurde also das Obodritenreich vom Dänenreich erobert.** Ich gehe davon aus, dass König Herding zur Zeit jenes Krieges 16 bis 20 Jahre alt war. Sein Vater oder Großvater Ratibor musste dann mit seinen Leuten *spätestens zum Jahr 410* bis in das Gebiet von Ostholstein gezogen sein und das Obodritenreich gegründet haben, wenn Herding Sohn einer germanischen Häuptlingstochter war.

Es ist zwar nur Spekulation, damals aber nicht unüblich, dass die neuen Machthaber sich die Frauen oder Töchter der herrschenden Fürsten (hier der germanischen Restbevölkerung) ehelichten, um sich ihre Herrschaft auch über die einheimische Bevölkerung zu sichern und zu legitimieren. Das vermute ich wegen dem germanischen Namensbestandes des fürstlichen Nachwuchses. Ihre Erziehung und Handlungsweisen sind ebenfalls stark germanisch geprägt. Sie heiraten auch systematisch in den germanischen Hochadel ein, was auf eine frühe Integration in der sie umgebenden germanischen Welt hinweist. So waren es die (slawischen) Niklotiden, eines der ältesten deutschen Adelshäuser, die bis 1918 in Mecklenburg herrschten.

Schmoeckel war davon überzeugt, dass es sich um germanische Reiche handelte, eben wegen des germanischen Namensbestandes. Dieser folgenschwere Irrtum trat zusammen mit seiner vehementen Ablehnung der Illigischen Phantomzeitthese. Statt dessen wollte er mit Geschichten drei leere Jahrhunderte füllen. Doch die slawischen Ortsnennungen bezeugen, dass die Ostreiche eben doch slawische waren.



Namen und Wohnsitze der slawischen Stämme [Herrmann 1989, 236]

3. Die slawischen Einwanderungswellen

Im Folgenden stütze ich mich auf die Arbeiten von *Joachim Herrmann*, der die Werke *Die Slawen in Deutschland* und *Welt der Slawen* herausgab. Zuerst möchte ich die Wohnsitze der für uns interessanten slawischen Stämme im 10. Jh. „mit dem Beginn direkter chronikalischer und urkundlicher Überlieferung“ definieren. Damit bekommen wir einen ungefähren geografischen Überblick über das uns interessierende Gebiet.

„An der südlichen Ostseeküste, zwischen Kieler Förde und mittlerer Warnow, saßen die Obodriten [...] Seit alters gehörten zu den Obodriten vier Teilstämme: Wagrier in Ostholstein, Polaben zwischen Trave und Elbe, Warnower an der oberen Warnow und Mildnitz sowie die [...] Obodriten von der Wismarer Bucht bis südlich des Schweriner Sees [...] Östlich der Obodriten wohnten die Wilzen [...] Auch die Wilzen gliederten sich [...] in vier Teilstämme [...] Kessiner an der unteren Warnow, Zirzipanen zwischen Recknitz, Trebel und Peene, Tollenser östlich und südlich der Peene an der Tollense, Redarier südlich und östlich des Tollensees an der oberen Havel. Die angesehensten waren die Redarier. In ihrem Gebiet lag die Tempelburg Rethra.“ [Herrmann 1985, 7 f.]

Dann gab es noch eigenständige Stämme wie die Ranen auf Rügen, im Gebiet Wanzlow einige Kleinstämme, die Ukranen an der Ucker und die Müritzer an der Müritz. Südlich der Urwaldgebiete der Erzyntia (Besut), Lietze, Ukerschewolt und Blumental siedelten die Spree-Havel-Stämme. Die Heveller (Stodoranen) waren mit den Wilzen im Lutizenaufstand 983 eng verbunden. Ob ein Zusammenhang zwischen Ranen, Ukranen, Pomoranen und Stodoranen besteht, müsste geprüft werden. Vielleicht hatten alle slawischen Einwanderungsgruppen Kontakt mit den germanischen Rugiern gehabt, die ihnen ihren Namen weitervererbten. Bei den Ranen auf Rügen gilt das als gesichert. Die Ukranen wurden nach dem Fluss Ucker (oder dem Gebiet der Uckermark) benannt. Die Pomoranen bekamen ihren Namen von slawisch pomorze, pomorje = Gebiet an der Küste, die Stodoranen von der Gegend Stodor.

„Teils den Obodriten, teils den Wilzen standen zeitweise die Stämme [...] an der Elbe, in der Altmark und im [...] Wendland nahe.“ [ebd., 8]

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass die Linonen und Smeldinger angeblich in den Jahren 808 bis 812 auf Seiten der Dänen und Wilzen gegen die Obodriten, Franken und Sachsen gekämpft hätten. Das mutet doch sehr wie eine Episode aus der Thidrekssaga an. Wurden hier historische Geschehnisse in die Phantomzeit verschoben?

„Auch zu Beginn der Ostexpansion des deutschen Feudalstaates unter Heinrich I. fanden sächsisch-wilzische Auseinandersetzungen am Elbübergang bei Lenzen statt. 929 wurde das Heer der Wilzen/Redarier [...] ver-

nichtet [...] Vor dem Jahre 1066 gehörten sie [die Linolen und Smeldinger; A.G.] zum Obodritenstaat Gottschalks." [ebd., 8]

Im Wendland siedelten die Drevani (Waldbewohner) und die Lipani (Lindewaldbewohner). Belczem (das weiße Land), also die südlich angrenzende Elbuferzone, war eine sorbisch-obodritisch-wilzische Mischkultur.

Die Slaven besiedelten in zwei Schüben das genannte Gebiet. Die Sukow-Szeligi-Gruppe stieß von der Weichsel/Warthe-Gegend als erste bis nach Ostholstein vor.

„Einwanderer der Sukow-Szeligi-Gruppe trafen stellenweise mit germanischen Siedlern zusammen, so im heutigen Berliner Gebiet, im Havelland, auf Rügen und in Ostholstein [...] *Die Sukow-Szeligi-Gruppe bildete eine Substratschicht slawischer Siedlung* bis nach Ostholstein, in das untere Havelgebiet und in die Niederlausitz, die teilweise von jüngeren Einwanderungsgruppen aufgenommen wurde [...] Ohne Zweifel hatte die Sukow-Szeligi-Gruppe Anteil an der Herausbildung der Obodriten und der Spree-Havel-Stämme. Traditionen in der materiellen Kultur beider Stammesgruppen gehen u. a. auf die Sukow-Szeligi-Gruppe zurück." [ebd., 27]

- Die verschiedenen Schreibweisen der **Obodriten**, **Abodriten**, **Nortabtrezi**, **Afdrede**, korrespondieren mit der Bezeichnung **Rytzeland** in der SVAVA. „... doch besteht bis heute Unsicherheit darüber, wie der Name Obodriten wirklich zu erklären sei" [ebd., 13]. Die Ähnlichkeit der verschiedenen Schreibweisen für das Obodritenreich interpretiere ich als Nachklänge von **Ratibors Reich**.

In einer zweiten Besiedlungswelle stoßen Slawen aus dem Karpatenvorland und Schlesien der Feldberger-Kultur in das Gebiet der Sukow-Szeligi-Gruppe vor und bildeten die Stammesverbände der Lutizen, Ukranen und Müritzer.

„Die Feldberger Keramik war offenbar auch bei anderen Stämmen außerhalb des Produktions- und Hauptverbreitungsgebietes begehrt. Daher finden sich mehr oder weniger große Mengen [...] in Siedlungen und Burgen Ostholsteins, Westmecklenburgs, der Altmark und des [...] Wendlands, aber auch Dänemarks und in den schwedischen Seehandelsplätzen Helgö und Birka." [ebd., 31 f.]

Zum Abschluss möchte ich Hermanns Zusammenfassung im Zitat bringen:

„Die Kenntnisse über den Ablauf der Einwanderung sind – trotz aller Fortschritte der letzten Jahre – noch zu gering, um ein endgültiges Bild zu zeichnen. Streckenweise sehr hypothetisch läßt es sich gegenwärtig folgendermaßen skizzieren:

In der Mitte und zweiten Hälfte des 6. Jh. kamen aus den Wohnsitzen im östlichen Mitteleuropa [...] größere Stammesgruppen mit Keramik vom Sukow-Szeligi-Typ nach Westen, überquerten die Oder und besiedelten

[...] das Land bis zum Limes Saxoniae, bis zur Elbe und zum Höhenzug von Fläming und Lausitzer Grenzwall.

Zur gleichen Zeit wanderten über das Elbtal slawische Stämme [...] mit der archäologischen Kultur vom Prager Typ ein. Sie gelangten etwa bis in die Gegend von Magdeburg, kleinere Gruppen wohl bis in das Havelland. Die auf gleichem Wege heranziehenden sorbischen Kernstämme, charakterisiert durch die Rüssener Gruppe, besetzten die fruchtbaren Lößböden zwischen Elbe und Saale. Teile davon drangen in Thüringen ein und kamen bis nach Nordostbayern.

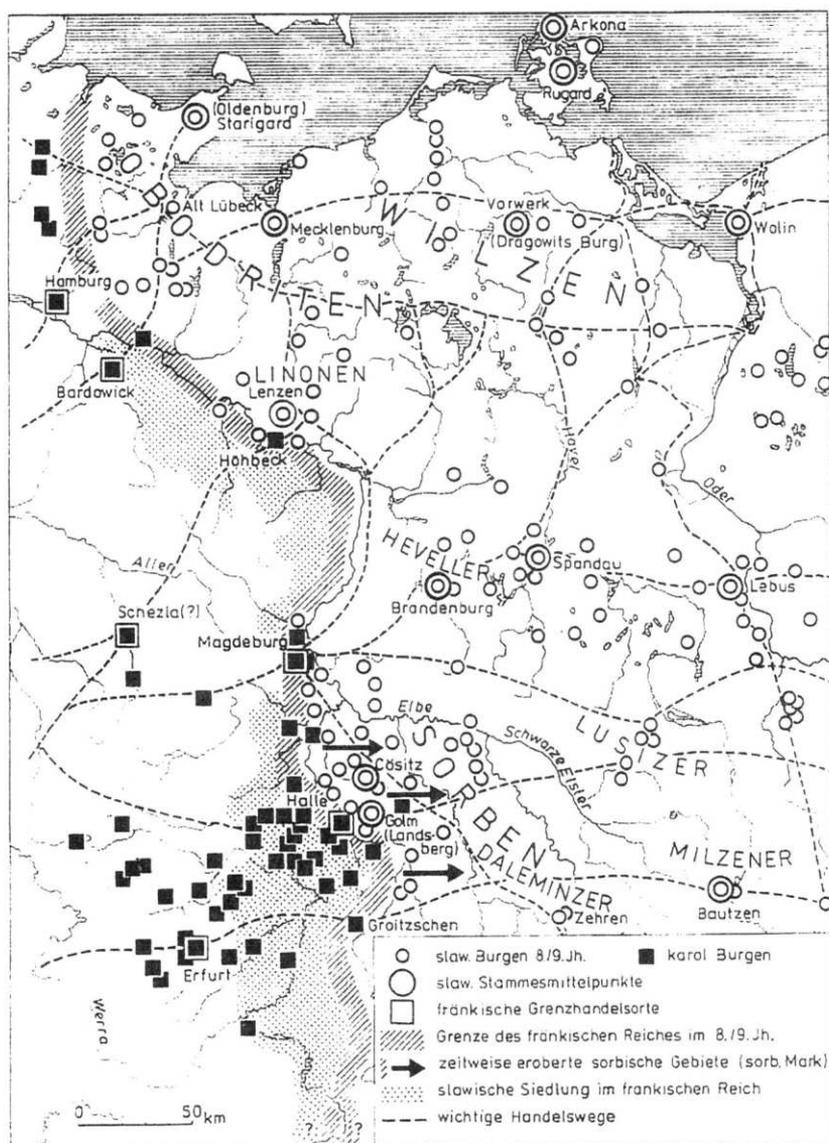
Schließlich wanderten am Ende des 6. oder in der ersten Hälfte des 7. Jh. die Lausitzer Stämme und die Wilzen ein. Sie stießen auf schon vordem hier seßhaft gewordene Stämme, in Mecklenburg in erster Linie auf die Obodriten. Eine der frühesten schriftlichen Nachrichten über Wilzen und Obodriten stellt fest, daß beide seit alters in erbitterter Feindschaft miteinander lebten. Diese Feindschaft führte in der durch schriftliche Überlieferung beleuchteten Zeit des späten 8. und frühen 9. Jh. zu häufigen Kriegen. Im Havelgebiet trafen die Neuankömmlinge gleichfalls auf bereits früher eingewanderte slawische Ansiedler. Im Verlauf von Auseinandersetzungen beider Gruppen errichteten sowohl die Neuankömmlinge als auch die ansässigen Stämme Burganlagen verschiedener Typen.

Die slawische Einwanderung [...] erfolgte in verschiedenen größeren Gruppen und aus mehreren Richtungen. Diese einwandernden Stammesgruppen trafen hin und wieder auf kleinere Bevölkerungsteile, die sich den germanischen Wanderzügen nach Süden und Westen nicht angeschlossen hatten. Seit dem 7. Jh. entstanden aus den Einwandergruppen verschiedener Herkunft die großen Stammesgruppen der Obodriten, Wilzen, Sorben sowie die Havel-Spree-Stämme" [Herrmann 1985, 32].

4. Kontinuität der germanisch-slawischen Besiedlung

Die Kontinuität der Besiedlung, d. h. die Berührung der Slawen mit der germanischen Restbevölkerung, wird durch verschiedene Indizien bewiesen. Zu ihnen gehören die gleichzeitige Besiedlung in gleichen oder nachbarlichen Gegenden sowie gemeinsame Ansiedlungen. Ich möchte hier nur ein Beispiel aus dem Werk von J. Herrmann über die Siedlungskontinuität bringen.

So wird die Siedlungskontinuität von Germanen und Slawen durch jene überlieferten Namen der alteingesessenen germanischen Stämme belegt, die an die slawischen Stämme weitergegeben wurden. Die Ranen auf Rügen bekamen ihren Namen z. B. von den Rugiern, die Warnower von dem germanischen (Haupt-?)Stamm der Warner und/oder vom Flussnamen. Dasselbe Phänomen dokumentieren die Namen der Flüsse, Gebirge, Ortsnamen und an-



Fränkische und slawische Burgen im 8./9. Jh. [Herrmann 1985, 213]

derer Landschafts- und Gebietsnamen vorindogermanischer, indogermanischer und germanischer Herkunft. Sie konnten nur durch ihre letzten (germanischen) Bewohner im Kontakt zu den neuen (slawischen) Bewohnern weitergegeben werden.

„Obwohl nach wie vor der direkte archäologische Nachweis von einer zeitgleichen Besiedlung desselben Fundplatzes durch Germanen und Slawen fehlt, liegen andererseits Untersuchungsergebnisse vor, die einen solchen Kontakt indirekt belegen. So konnte in Waltersdorf, Kr. Königs Wusterhausen, in der Nähe einer völkerwanderungszeitlichen Siedlung durch pollenanalytische Untersuchungen eine Kontinuität im Kulturpflanzenanbau nachgewiesen werden, was in Anbetracht der frühslawischen Siedlungsspuren am gleichen Ort durchaus zu erwarten war [...] Daß sich das Bild durch neuere und komplexe Forschungen klarer zeichnen läßt, belegen auch die Ausgrabungen von Tornow, Kr. Calau. **Germanische Siedlungsreste der Kaiser- und Völkerwanderungszeit sind hier an gleicher Stelle mit frühslawischen Siedlungselementen verbunden**, so daß von einer möglichen Siedlungskontinuität bzw. von einer Fortführung des germanischen Siedlungsplatzes durch die frühen Slawen gesprochen werden kann.

Auch im südlichen Mecklenburg, vor allem in dessen Südostgebiet, ist durch zahlreiche neu entdeckte Fundstellen von mehrfacher **Übereinstimmung spätgermanischer und frühslawischer Siedlungsräume** zu sprechen. An einzelnen Fundplätzen, wie Görke, Kr. Anklam, kommen spätgermanische und frühslawische Funde zusammen vor. Hinweise auf ähnliche Verhältnisse gibt es auch aus Holstein.“ [Herrmann 1985, 35 f.]

„H. Seyer, Germanische und slawische Brunnenfunde in der Siedlung von Berlin-Marzahn [...] Die pollenanalytische Untersuchung der Sedimente weist zwar durchgehende Besiedlung aus, jedoch ist infolge der Vermischung der Schichtgrenzen eine gesicherte Interpretation nicht möglich“ [ebd., 498, Anm. I, 62].

„Die Bearbeitung der Keramik von Oldenburg durch T. Kempke wies gleichfalls den starken Einfluß nach, der von der germanischen Keramik auf die Produzenten der slawischen Keramik ausgeübt wurde“ [ebd., 500, Anm. I, 90].

5. Zeitpunkt der Abwanderung der Germanen aus Norddeutschland

Im Folgenden werde ich aus verschiedenen Quellen eine kurze Übersicht der germanischen Auswanderungsbewegungen geben:

„**Rugier**, ein zwischen Weichsel u. Oder ansässiger ostgerm. Stamm, der sich **im 4. Jh. dem Gotenzug nach Süden anschloß**. Im 5. Jh. wurden die

R. von Attila unterworfen u. ließen sich nach Auflösung des Hunnenreiches als röm. Förderaten an der mittl. Donau nieder. Nachdem sie ihre Herrschaft über Noricum ausgedehnt hatten, vernichtete Odoaker 487/88 ihr Reich. Die Reste des Volkes siedelten mit den Ostgoten 489 in Italien, sie bewahrten ihren eigenen Stammescharakter. Zusammen mit den Ostgoten gingen auch die R. 553 unter." [DmL, Bd. 16, 100 f.]

„Die Thüringer, *Ende des 4. Jh. belegt*, sind vor allem aus den Angeln, *Warnen* und Hermunduren hervorgegangen." [Ploetz 173]

„Die kaiserzeitliche – sprich *germanische – Besiedlung der Insel* [Usedom; A.G.] *endete im Verlaufe des 3. bis 4. Jahrhunderts*. Bisher kennen wir keine völkerwanderungszeitlichen Funde des 5. bis 7. Jahrhunderts. [...] Dazu ist zu bemerken, daß wir von der Insel Usedom *bisher keine feste Datierung für den Beginn der slawischen Besiedlung* haben [...] Der älteste Fundniederschlag ist gekennzeichnet durch vereinzelt Keramik vom Sukower Typ, überwiegend aber durch Feldberger Keramik des 8. / 9. Jahrhunderts." [Schmidt 20]

Die vage Zeitbeschreibungen der archäologischen "spätgermanischen" und "frühslawischen" Funde aus der römischen Kaiserzeit (-28 bis +476) und Völkerwanderungszeit (375–568) sind bezeichnend für das Dilemma der Archäologen. Einerseits sollen sie eine objektive Einschätzung der Funde vornehmen, andererseits sollen sie die vorgegebene Chronologie nicht bezweifeln, sondern nur bestätigen. Es ist eine Vorgabe der Chronologie, die slawische Einwanderung im 7. Jh. zu belegen. Wenn dann Joachim Herrmann die Einwanderung der Slawen ins östliche Mitteleuropa ins 6. Jh. vorverlegt, sieht man, dass es hier durchaus einen gewissen zeitlichen Spielraum gibt. Er spricht andernorts [1989, 21] sogar davon, dass Veneter, Anten und Sklavenen schon um 360 angreifen, springt aber auf der Folgeseite unvermittelt ins 6. Jh.

1. Die Bezeichnung "*Kaiser- und Völkerwanderungszeit*" zeigt m.E. klar die Schnittstelle: Sie liegt zwischen **375 und 476**. Das heißt, in dieser Zeit müssen gemeinsame germanische und slawische archäologische Funde angesetzt werden.
2. Die *Warnen*, die im Gebiet Mecklenburgs siedeln, müssen *ab Mitte des 4. Jhs. nach Süden gezogen* sein, um mit den Angeln (aus Jütland) und den Hermunduren das Reich der Thüringer zu begründen.
3. Bis *Ende des 4. Jhs.* schließen sich die *Rugier*, die etwa in Pommern siedeln, dem Gotenzug nach Süden an. Damit machen sie den Weg frei für die Einwanderungswellen der Slawen.
4. Ich sehe keinen Grund, die von den Germanen weitgehend verlassen Gebiete Jahrhunderte lang brach liegen zu lassen – Jahrhunderte eines Machtvakuum, um das herum es nur so brodelt und auf das die Slawen

zudem einen enormen Siedlungsdruck ausüben. Sie werden halb Europa prägen und besiedeln. *Das Vakuum, das die Germanen hinterließen, wird die Slawen regelrecht und unmittelbar eingesogen haben.*

6. Archäologische Überprüfung anhand der Mecklenburg-Stratigraphie

Da die Mecklenburg bei Wismar die Hauptstadt der Obodriten war, die ich mit dem Rytzeland identifiziere, möchte ich den Zeitpunkt ihrer Erbauung als archäologischen Gegentest anführen. Im Folgenden beziehe ich mich auf *Peter Donat* und die ausführliche Analyse der Grabungsberichte der Mecklenburg in seinem Buch *Die Mecklenburg – Eine Hauptburg der Obodriten*.

„Die gut erhaltenen Rückfronten auf der Wallinnenseite der Mecklenburg ließen 7 Bauphasen erkennen, denen die schematisch abgetragenen, durchschnittlich 0,20 cm starken Grabungsschichten sicher zugeordnet werden konnten [...] Wie auf den meisten slawischen Fundplätzen sind auch auf der Mecklenburg nur wenige datierende Funde zutage gekommen, Münzen fehlten völlig, und Kleinfunde [...] sind nur in einzelnen Schichten gefunden worden. Insbesondere fehlten sie in den Horizonten der Bauphasen A und B, so daß für die Datierung der beiden frühesten Burgen an archäologischem Fundgut lediglich Keramik zur Verfügung steht [...] Deutlich hoben sich zwei relativ engbegrenzte Horizonte ab, die nach aller Erfahrung fest datiert sind. In den zur Burg F gehörenden Wohnschichten 19 – 17 konnte der Übergang von handgearbeiteter altslawischer zur scheibengedrehten jungslawischen Tonware beobachtet werden [...] Aus diesem Grunde scheint es richtig, für die Schichten 19 – 16, d. h. für den Übergang zur jungslawischen Keramik den Zeitraum vom ausgehenden 10. Jh. bis zum beginnenden 11. Jh. anzusetzen [...] In gleicher Weise konnte das Ende der jungslawischen Siedlungsperiode bestimmt werden. In den bei Meter 0 – 4 bereits stark mit jüngerem Fundmaterial durchsetzten Schichten 5 – 2 wurden 25 % Randscherben von Kugeltöpfen registriert [...] Die folgende Schicht 1 dagegen erbrachte fast ausnahmslos blaugraue Keramik. Bei Berücksichtigung des Gesamtablaufs der Besiedlung in diesem Horizont scheint es gerechtfertigt, den Abschluß der jungslawischen Siedlungstätigkeit zwischen den Schichten 2 und 1 anzusetzen [...] Dann aber scheint es berechtigt, die zwischen Schicht 2 und 1 markierte Grenze, die sich auch im Gesamtprofil abhob, mit der 1256 erfolgten Aufgabe der Mecklenburg als fürstliche Residenz in Verbindung zu bringen [...] Rund 1,25 m Stärke erreichten die Ablagerungen der jungslawischen Schichten 2 – 16, für die demnach ein Zeitraum von 250 Jahren ermittelt wurde. Dem stehen rund 3,50 m mächtige altslawische Schichten gegenüber. Damit lag bereits auf der Hand, daß die

Aufhöhung der Wohnschichten nicht gleichmäßig erfolgt sein konnte [...] Wohl das wichtigste Fundstück war der in Schicht 30 geborgene silberne Sporn, der sicher in das 9. Jh. zu datieren ist. Die gleiche Datierung ergibt sich für ein Kambruchstück aus der unmittelbar darunterliegenden Schicht 31 [...] Insgesamt ergeben sich damit eine Reihe von Daten, die es gestatten, für einzelne Bauphasen der Mecklenburg eine absolutchronologische Datierung vorzuschlagen. Ausgehend von den dendrochronologisch fest markierten Schichten sind in folgender Tabelle Zahlen angesetzt worden, die allerdings nichts anderes als orientierende Werte darstellen und selbstverständlich einen Spielraum von einigen Jahrzehnten zulassen. Insgesamt jedoch vermitteln sie eine Vorstellung vom Besiedlungsablauf der Mecklenburg und können bei vorsichtiger Anwendung wohl zum besseren Verständnis auch der relativ-chronologisch feststehenden Entwicklung der Keramikproduktion beitragen" [Donat 97 ff.]:

Rekonstruktion von P. Donat :	Neueinschätzung:
Burg A: 1. Viertel 7. Jh. – 680	ca. 50 Jahre; 390 – 440
Burg B: 680 – Anfang 9. Jh.	nur ca. 60 Jahre: 440 – 500
Burg C: Anfang 9. Jh. – 880	ca. 80 Jahre; 500 – 583
Burg D: 880 – 925	ca. 45 Jahre; 583 – 628
Burg E: 925 – 3. Viertel des 10. Jh.	ca. 50 Jahre: 925 – 975
Burg F: 950–975 – Beginn 11. Jh.	ca. 25 Jahre: 975 – 1000
Schicht 16–22: 1000 – 1150	ca 150 Jahre: 1000 – 1150
Burg G: Schicht 11–2: 1150 – 1256	ca. 100 Jahre: 1150 – 1256

Daraus ergibt sich obige *Rückrechnung* von der Aufgabe von Burg G im Jahre 1256 zurück bis zum Baubeginn der Burg A 390. *Meine Einschätzung der Landnahme am Ende des 4. Jhs. bestätigt sich hier.* Die relativ datierten Zeiträume stehen vorab. Daraus ließen sich unter Abzug der 297 Jahre Phantomzeit die ungefähren Jahreszahlen ausrechnen. 120 Jahre für die Bauphase B kamen mir in Bezug ihrer Mächtigkeit im Vergleich mit Bauphase A, die etwas geringer war, und C, die erheblich stärker war, als zu lang vor. Deshalb habe ich sie tentativ um die Hälfte gekürzt. Um nicht die Bauphasen willkürlich zu trennen, habe ich den Zeitensprung zwischen Burg D und E gesetzt. Das Jahr 925 ist demnach identisch mit dem Jahr 628 [Tabelle in Donat 100].

7. Die Rekonstruktion der Geschehnisse aus der SVAVA

Um meine Arbeit abzurunden, möchte ich noch einige Ortsnamen und die Geschehnisse der Thidrekssaga erklären. Alle Zeitangaben sind hypothetisch und stützen sich auf die errechneten Daten von Ritter und meine eigenen Berechnungen, die ich dann auch begründe.

- Ratibor besetzt mit seinem Volk *Ende des 4. Jhs.* das Land zwischen Elbe und Oder und begründet das nach ihm benannte Reich der Obodriten.
- Sein Sohn Nakon (s. u.) muss sich mit den Lutizen schlagen, die nun große Teile der besiedelten Länder besetzen. Er lässt Burgen zur Verteidigung und seine Hauptstadt Nogard (Grad) bauen. Die Ranen, Pomoranen und Ukranen der Gotischen Küste (das spätere Pommern) werden von den Dänen annektiert. Dann erobern die Dänen die Lutizen, die sie so nachhaltig prägen, dass sie den Namen von Dänenkönig Wilkinus als Wilzen übernehmen.
- Nakons Sohn Herding wird in jungen Jahren König der Obodriten.

7. a) SVAVA: Wilkinensage (430 – 486):

„Ein König hieß Wilkinus [...] Er gewann durch Kampf *Wilcina-Land*, das jetzt genannt wird: *Schweden* und *Gotland*, *Schonen* und *Seeland*, und *Winland*. Man nannte es deshalb Wilcina-Land, weil der König Wilkinus hieß. Es war damals Sitte, daß das Land sich nach dem nannte, der es regierte.“ [Ritter 1989, 23]

Ein Schwedisches Reich ist mit Sicherheit nicht gemeint, denn die Schweden hatten weiter nördlich ihre Sitze und eroberten erst im 10. Jh. den Süden. Aber Dänemarks „ursprüngliche Heimat war [...] das südl. Schweden, von wo aus es sich allmäh. über die Inseln u. nach Jütland ausdehnte“ [DmL, Bd. 4, 200]. Die Bezeichnung „Schweden“ bezieht sich auf das gesamte Reich von Wilkinus. Später wird es öfters „Groß-Schweden“ genannt.

Zum frühen Dänemark gehörte *Schonen*. Ob mit „Gotland“ die Insel Gotland, die Landschaft Götaland oder die *gotische Küste Pommerns* gemeint war, ist nicht sicher. Ich nehme letzteres an, weil es an das Stammesgebiet der *Wilzen* grenzt; außerdem schließt sich die mittelalterliche Kultur Pommerns eng an die obodritisch/lutizische Kultur an. Ein anderes Indiz sehe ich in der Sagenwelt Pommerns und Rügens. Dort wird von Kämpfen mit den Dänen berichtet, die unter ihren König Frotho Pommern unterjocht und brutal unterdrückt haben. Diese Sagenwelt könnte die Geschehnisse der SVAVA bestätigen und ergänzen. Während sich die Völker in Pommern später von der Dänenherrschaft befreien können, *bleiben die Wilzen zentraler Machtfaktor* von „Groß-Schweden“. Zum „Wilcinen-Land“ gehörten auch die Inseln Seeland und Fünen (dän. Fyn). H. Ritter setzte „Winland“ mit dem Wendland gleich, das meines Erachtens aber ein Teil des alten Bardengaus war, der erst später von den Slawen dicht besiedelt wurde (und von ihnen ja auch den Namen erhielt). Damit haben wir ein überschaubares, zusammenhängendes Reich, das sich über Südschweden, die dänischen Inseln, Mecklenburg und Pommern erstreckt.

„Ein König herrschte über *Rytzeland*, der Herding hieß [...] Er hatte viel Unfrieden mit Wilkinus-König. Wilkinus-König *versammelte ein übergroßes Heer, und er reitet hinein ins Pullernaland* [430; A.G.]; das liegt nach Rytzeland hin, und tat dort großen Schaden. Das erfuhr Herding-König [...] Er bot ein großes Heer auf. Er hatte noch manches andere Land außer Rytzeland, *Greken* und *Ungaria* und manche Landschaft mehr [...] Er (Wilkinus) gewann auch manche Burg in Rytzeland; und dann ritt er auf *Nogard* los, welches die *Hauptstadt in Rytzeland* war.“ [Ritter 1989, 23]

Rytzeland identifizierte ich oben schon mit dem *Obodritenreich*. Die Teilstämme der *Polaben* und *Wagrier* sind identisch mit den Polen und Ungarn genannten Ländern. Ilias als dritter, außerehelicher Sohn von König Herding wurde später Jarl von Greken. Wenn die obige Vermutung von Raszmann stimmt, dass „Graecus“ ein Gesamtname für die Slawen war, dann ist der Titel für Ilias als „Graf der Slawen“ zu lesen und keine Ortsbestimmung. Dann war das die Legitimation eines außerehelichen Sprösslings für den Thron. Er wird von „Attala“ als Herrscher über das „Rytzeland“ eingesetzt. Sein Sohn wird später die Königswürde in „Wilzenland“ bekommen.

Wilkinus begann seinen Feldzug vom Wilzenland aus mit einer Landstreitkraft. Sein erstes Ziel war der Polabengau, den er nur durch die Gebiete der Müritzer und Linonen erreichen konnte, die sich mal der einen und dann der anderen Macht anschlossen. Von da aus konnte er direkt zur Hauptstadt Nogard ziehen, um sie zu belagern. Seit alters her war die Mecklenburg die Hauptstadt der Obodriten. Die mittelalterlichen Kopisten hatten sicher Nowgorod im Hinterkopf, als sie „Rytzeland“ mit Russland gleichsetzten.

„Die Mecklenburg [...] ist als *Burg des Nakon* auch in dem Bericht enthalten, den der arabisch schreibende jüdische Kaufmann ibn Jacub über seine Reise in die Slawenländer 965 oder 973 verfaßt hat“ [Schmidt 1].

Gemäß Donat war ihr richtige Name „Grad“, was „Große Burg“ bedeutet. Mecklenburg kommt von Michelenburg, der deutschen Entsprechung. Dass die Bezeichnung Nogard in der Thidrekssaga vorkommt, legt nahe, dass der Name älter ist als die Benennung im Reisebericht des ibn Jacub. Aber auch, dass nach dem Reichsgründer Ratibor ein anderer Herrscher über die Obodriten geherrscht haben muss, der dann der Hauptstadt seinen Namen gab. Dann ist Herding Nakons Sohn (ich nenne ihn mal der Einfachheit halber und ganz hypothetisch nach seinem berühmten Nachfahren). Ratibor steht somit für die Besiedlung und Gründung des Obodritenreiches. Nakon für seine Verteidigung gegen die Sachsen, Langobarden, Lutizen und Dänen, sowie für den Bau der Wehrburgen des Reiches. Der Name „Nogard“, ist für mich jedoch mit einem bitteren Beigeschmack behaftet, weil ich nur durch Zirkelschluss die Verbindung mit dem Reisebericht Ibn Jacubs und der Thidrekssaga ziehen

kann. Da aber ihr richtiger Name schlichtweg „Grad“ hieß, wechselte sicherlich ihr aktueller Name mit den sie beherrschenden Herren.

„So starb Wilkinus [um 450; A.G. ...] Nordian ward darauf König und herrschte nach seinem Vater. Herding-König erfuhr, daß Wilkinus tot war [...] Darauf sammelte er ein großes Heer und reitet ins Wilkenenland, und viel Volk kam zu ihm jeden Tag [...] Da traf auf ihn Nordian-König [...] Herding-König gewann den Sieg [...] Da schien es ihm [Nordian] besser, das Reich zu behalten und Herding Dienste anzusetzen. So tat er und sein ganzer Rat [...] Da sagte Herding-König: '[...] Du sollst mir einen Eid schwören samt Rat und Mannschaft und mir schatzpflichtig sein, solange du lebst.' Nun wollte er nicht heimfahren, bevor er sich ganz Schweden unterworfen. Seeland überließ er Nordian-König" [Ritter 1989, 25 ff.].

Oben habe ich beschrieben, wie Wade-Riese, also Wilkinus' Sohn, aufwuchs und in seiner Pubertät in die Höhe schoss, weshalb man ihn Riese nannte. Das ordne ich seinem 12. bis 16. Lebensjahr zu.

„Danach wurde Wilkinus krank vor Alter und rief seinen andern Sohn Nordian zu sich und seinen ganzen Rat und sagte so: 'Ich werde nun sterben, und ich bitte euch: dient meinem Sohn Nordian, wie ihr mir bisher treulich gedient habt.' [...] So starb Wilkinus." [ebd., 25]

Das „danach“ werte ich als einen Zeitraum von wenigen Jahren. Wenn also Wade 431 zur Welt kam, dann musste Wilkinus in der Zeit zwischen 443 und 450 sterben. Nordian residierte also im Wilzenland, Herding blieb auf dem Festland, und im Gebiet der Wilzen wurde das Schicksal des ganzen Reiches entschieden.

Vielleicht greift hier die Sage der königlichen Jungfrau Wißna: Der Dänenkönig Frotho „hat den König Strumik mit allem seinem Kriegsvolk erschlagen und die Pommern und Wenden unter sich gebracht" [Temme 8]. Letztendlich haben sie sich durch eine große Empörung von den Dänen unter der Führung einer mannhaften Jungfrau namens Wißna befreit.

„Und es entstand solche Erbitterung und Ergrimmung gegen die Dänen, daß auch die Königin selbst und viele Frauen und Jungfrauen sich zum Reiten und zum Kriege gewöhnten." [ebd., 9]

Und sie besiegten die Dänen, setzten nach Dänemark über und nahmen die Inseln Mone und Schonen ein. Da haben

„sich aber endlich beiderseits der Adel, von den Dänen wie von den Wenden, ins Mittel geschlagen, und Frieden gemacht, also daß Wißna Schonen wieder abtrat, Mone aber für den Schaden zwanzig Jahre behielt, und die Wenden frei sein und bleiben sollten, so auch die Dänen" [ebd., 9 f.].

Diesen Befreiungsschlag haben Herding und Wißna wahrscheinlich gemeinsam ausgeführt, wobei er seine Stärke im Heereskampf und sie im Seekampf

ausspielte. Dass ich die Wißna-Sage in Verbindung mit König Herding der Thidrekssaga bringe, hat einen guten Grund: Denn der Sage nach soll Wißna auch gegen Sachsen gekämpft und ihren Anführer „Hengst“ gefangen genommen haben. Das lenkt jene Geschichte in die Zeit um das Jahr 450, passt also genau in die Zeit der Geschehnisse hinein. Ein anderes Indiz spricht dafür, dass Nordian einen Zweifrontenkrieg zu führen hatte: Die Thidrekssaga übersetzt Raszmann:

„Da geschah eine grosze und lange Schlacht und groszer Männerfall in beider Heer, und doch fielen mehr von den Wilcinenmännern, weil König Nordian ein geringeres Heer hatte und viele Häuptlinge daheim sitzen geblieben waren und ihm keine Hilfe leisteten“ [Raszmann 158].

Ebenso gut ließe sich erwarten, dass sie nicht die Gefolgschaft verweigerten, sondern ihre Kräfte gebunden waren im Kampf gegen Wißna.

„König Herding wurde alt. Er befahl seinem Sohn Osantrix das Reich in (Groß-)Schweden an und gab ihm Königs Namen. *Ilias* machte er zum **Grafen** und gab ihm das *griechische Land*. Nun wurde Herding krank; darum gab er seinem Sohn Waldemar Rytzeland und Polernaland. Darauf starb Herding-König [...] Osantrix-König war vermählt. Seine Gattin hieß Juliana. Ihr Vater hieß Amdrik von *Bertania*, England und Schottland. Sie hatten eine Tochter, die Berta hieß. Da starb Juliana“ [Ritter 1989, 27 f.].

Ilias wurde nicht zum griechischen Grafen ernannt, sondern zum „Graf der Slawen“ (s. o.). Bertania (Bertangaland) hat schon H. Ritter mit dem Bardengau identifiziert, und der Kopist der Chronik hat es fälschlicherweise für Britannien gehalten. Daher die Zusätze mit England und Schottland. Die slawischen Herrscher haben sich von Anfang an in die germanischen Herrscherhäuser eingeheiratet. Das Bertangaland umfasst in der Thidrekssaga den Bardengau im engeren Sinne (des 10. Jhs.), zuzüglich dem Drawehn, Wendland und Altmark. *Es erinnert noch an das Reich der Langobarden*, dessen Namen es auch trägt und dessen Restbevölkerung hier noch lebt. Ich rechne damit, dass schon mit der Verbindung der slawischen und germanischen Herrscherhäuser in der Altmark eine leichte slawische Besiedlung ihren Anfang nahm.

„Ein König hieß Melias, er herrschte über Hünenland. Er hatte eine Tochter, die Oda hieß, die war sehr schön. Um sie warben Könige und Herzöge, doch keiner von ihnen bekam sie. Als Osantrix Gattin starb [...] warb [er; A.G.] um dessen Tochter.“

Aber Melias lehnte alle seine Werbungen ab, so dass Osantrix Oda entführt.

„Darauf ließ er zum Brautlauf rüsten [...] Als sie eine Zeitlang zusammen gewesen, bekamen sie eine Tochter, die Ercha hieß. Sie war beides, schön und edel, und alle hatten sie gern.“ [ebd., 29, 33]

„In Friesland war ein König, der Osid hieß. Er hatte zwei Söhne; der eine hieß Herding, der andere Attala. Dessen Sinn war so: er wollte allezeit kriegen und gewann manches Land und viel Sieg. So kriegte er gegen Melias-König [475/78; A.G. ...] Melias zog sich zurück zu einer Stadt, die Wilcina hieß. Attala gewann ihm all sein Land ab und unterwarf es sich [478/79]. Und setzte sich an eine Stadt, die Susat heißt, und ließ sie kostbar mauern. Da wurde dem Attala gehuldigt als einem König über ganz Hünenland, wie es zuvor Melias besaß [...] Das erfuhr Osatrix-König [...] Es begann nun ein großer Krieg zwischen Osatrix und Attala-König, und sie hatten manchen Kampf miteinander.“[ebd., 34]

Für H. Ritter war das Hünenland Westfalen. Raszmann sah in den Hünen den *germanischen Stamm der Marsen*. Fast das gesamte Gebiet der Hunen besteht aus dem Lyrwald, der sich vom südlichen Mundia (Rheinland) bis zur Lippe erstreckt.

„Dieser Lurawald wird, ausser den früher angegebenen, einen neuen Beweis für die Identität der Marsen und Hunen gewähren; denn er scheint seinen Namen von der deutschen Göttin Lora oder Lura zu führen, worauf Menzel, Odin 288 aufmerksam gemacht hat und von der sich auch in Oberhessen deutliche Spuren finden. Da nun Lura nur ein anderer Name für Tanfana ist, dessen Ausführung hier jedoch nicht am Orte sein würde, so musz auch das templum Tanfanae ein Tempel der Lura gewesen sein und in dem Lurawald gestanden haben.“[Raszmann X]

Raszmann sah auch ein Beweis der Richtigkeit der Sage in der Eroberung der Marsen durch die Friesen:

„Die deutschen Denkmäler unserer Heldensage bieten auch nicht das Geringste dar, woraus sich der deutsche Ursprung dieser Erzählung nachweisen liesze, indem sie insgesamt Etzel als den historischen Attila darstellen; allein da sich eine später anzuführende Nachricht erhalten hat, der zufolge *die alte Burg in Soest von den Friesen erbaut sein soll*, was in merkwürdiger Weise mit unsrer Saga übereinstimmt, so kann es nicht zweifelhaft sein, dasz der Verfasser der Sage auch diese Erzählung deutschen Ueberlieferungen verdankt, mögen dieselben nun Sagen oder Gedichte gewesen sein. Die ältern nordischen Ueberlieferungen über den Ursprung von Attilas Geschlecht und dessen Gelangen zur Herrschaft“ [Raszmann 190 f.].

In einer „lateinischen Chronik Frieslands des Juristen und Gelehrten Suffridus Petrus (*‘De Frisiorum antiquitate et origine libri tres’*, gedruckt in Köln im Jahr 1590, der offenbar ältere friesische Geschichtswerke benutzte, *wird diese Episode bestätigt*.

„Nachdem Westfalen ihrerseits friesisches Gebiet um Gronningen plün-

dernd heimgesucht hätten, sei dem Friesenkönig Odilbald ein vernichtender Sieg über die Westfalen geglückt, und er habe im Gegenstoß Teile von Engern und Westfalen besetzen und durch einen Heerführer namens Yglo Lascon auf Dauer in Schach halten können” [Schmoeckel 2000, 292].

Wenn Melias Gronningen angriff, musste er aus dem Bruktererland angreifen. Das heißt, Melias herrschte über die Brukterer, Marser und Engern. Die Friesen konnten nur „Teile“ seines Reiches erobern. Wie wir wissen, bleibt über die ganze Handschrift hinweg das Bruktererland mit der Stadt Thorta (Dortmund) Tabuthema, und die Niflungen mieden es beim Zug nach Susat (Soest) genauso wie die Babilonia Köln.

„Attala gewann ihm all sein Land ab und unterwarf es sich. Und setzte sich an eine Statt, die Susat (Soest) heißt, und ließ sie kostbar mauern” [Ritter 1989, 34].

Er baute eine neue Hauptstadt, weil die alte im Bruktererland lag, womit nur Dortmund gemeint sein kann. Das Bruktererland geriet in den Machtkreis der (salischen) Franken. Die Stadt Wilcina wird in der Thidrekssaga Melias Hauptstadt genannt. Ich nehme an, dass er in diesem seinem letzten Zufluchtsort starb; die Stadt war nicht so bedeutend und lag im Machtkreis der Hunen. In der Thidrekssaga heißt es:

„Als er [Attila; A.G.] zwölf Winter alt war, setzte ihn Osid zum Häuptling über das Gefolge. Attila ritt oftmals mit seinem Heere aus in das Reich König Milias [...] so that Attila groszen Schaden in seinem Reiche und nahm manche Burgen in Hunenlande. In dieser Zeit wurde König Milias gefährlich krank; da forderte er seine Häuptlinge zu sich, [...] und beklagte das nun sehr, dasz er keinen Sohn habe, der nach seinem Tode das Reich regieren könnte [...] Aber Herr Attila [...] dringe nur sehr über Hunenland vor, und deshalb glaube er zu sehn, dasz die Herrschaft Hunenlands aus seinem Geschlechte gehn werde [...] Aber wegen dieses Harnes [...] starb König Milias. [...] Als aber Attila [...] dies hörte [...] da berief er eine zahlreiche Versammlung und liesz seine Freunde dazu kommen. Er hielt nun eine lange Rede, wie glücklich ihm die Heerfahrt ins Hunenland ergangen wäre, und wie manche Burgen er im Hunenlande dem Reiche König Milias abgenommen habe. Und deshalb schwöre er, dasz er niemals heim in das Reich seines Vaters komme, bevor er ganz Hunenland gewonnen habe. [...] Nun wurde Attila zum König über das Heer gemacht, und seine Gefolgsmannen gaben ihm den Königsnamen, und er beschwor ihnen dagegen Recht und Gesetz. Hierauf fuhr König Attila mit dem Heerschild über ganz Hunenland und hatte manche Kämpfe, bevor er das ganze Reich, das König Melias gehabt hatte, mit seinem Schwerte gewinnen konnte.” [Raszmann 188 f.]

„Attila, König von Susa, war beides mächtig und volkreich und eroberte manche Reiche. Er schloz Freundschaft mit König Erminrek, der damals über Pulien herrschte.“ [Raszmann 286]

Meine vorläufige Rekonstruktion ist folgende: Nach dem Überfall auf Gronningen durch Melias führte der friesische König Osid Vergeltungsfeldzüge nach Westfalen durch. Seinen 12-jährigen Sohn machte er dabei zum Heerführer, der vielleicht selbst jener Yglo Lascon war, einen wachsenden Ehrgeiz entwickelte und das Hunenland Stück für Stück eroberte (475/78). Die offensichtliche Schwächung Melias' brachte auch die aufstrebende Macht der salischen Franken auf dem Plan, die selber die Gebiete der Brukerter unter ihre Gewalt bekamen. 475/78 deshalb, weil Attalas Freundschaftsvertrag mit Ermenrik in der Zeit stattfand, als er noch in Pulien herrschte und die (ripuarischen) Franken Trier 475 bis 479 von den „Römern“ befreiten. Ab diesem Zeitpunkt wird Ermenrik in Trier residiert haben. Melias starb dann 478 (s. u. zu Attalas Brautwerbung); Attala ließ sich „Königsnamen“ geben und eroberte das gesamte Reich von Melias, außer dem Brukerterland. Ab diesem Zeitpunkt wurde er Attala geheißen. (Bei Attila, Atilius, Aktilius, Atilia, Aktilia oder Attalo handelt es sich um einen Titel, den auch der 453 gestorbene Hunnenkönig getragen hat [Ritter 2002, 209 ff.].) Als Soester Schutzpatron St. Patroclus ist er heute noch als Holzfigur (die nichts Christliches an sich hat) im Burgmuseum in Soest zu bewundern. Attala wie Patroclus bedeutet „Väterchen“ [Ritter 1982, Abb. 25].

- Attala warb nun um die Hand von Ercha (479); ihr Vater ist aber absolut gegen diese Verbindung:
„Mir scheint es wunderlich, daß er es wagt, um meine Tochter anzuhalten, während er mein Reich weggenommen hat, das mir zu Recht zukommt. Ich müßte den großen Schaden rächen, den er dem Vater meiner Ehefrau angetan hat.“ [Ritter 1989, 36]

Durch eine List kann sich Markgraf Rodolf in den Hofstaat von Osantrix, und in dessen Vertrauen einschleichen. Er gewinnt das Herz von Berta und Ercha innerhalb von drei Jahren und organisiert die Flucht.

„Nun ist Ercha Königin über ganz Hünenland; und lange seitdem war Krieg zwischen Osantrix-König und Attala-König, und sie hatten viele große Kämpfe.“ [Ritter 1989, 45]

Als Wideke mit 12 Jahren nach Bern ziehen will, um sich an "Didrik, Thetmar-Königs Sohn" zu erproben, will sein Vater Weland ihn daran hindern.

„Das ist mein Rat nicht [...] Ich weiß einen Riesen in einen Wald [...] Dazu will ich lieber helfen, daß du den überwindest. Kannst du deine Mannheit bewähren, dann wird der König von (Groß-) Schweden dir das gut lohnen

und gibt dir seine Tochter zur Frau und damit sein halbes Reich; denn der Riese hat großen Schaden getan ihm und seinen Mannen.“ [ebd., 65]

Da Wideke im Jahr 470 geboren wurde, musste dieser Zeitpunkt **482** sein. Die Tochter war also heiratsfähig und frei. Attala konnte demnach frühestens 479 um die Hand Erchas angehalten haben, wenn 482 das Ende der dreijährigen Brautwerbung war und er ein Jahr zuvor sein Reich erobert hatte. Er nahm laut Ritter 484 am Gastmahl König Ermenriks in Trier teil, dann wurde jener Vertrag von Puli ratifiziert, und es wurden Geiseln ausgetauscht.

7. b) SVAVA: Wildefers Taten (486–496):

„In dieser Zeit war großer Unfriede zwischen Osatrix-König und Attala-König, und sie gewannen umschichtig den Sieg. König Attala hatte sehr sein Reich vermehrt, und alle hatten ihn gern in seinem Land und wollten ihn keinesfalls missen.“ [Ritter 1989, 117]

Attala wird später aus seinem Land heraus ins Wilzenland reiten. So kann er sein Reich nur um die Gaue der Cherusker erweitert haben. Er stößt damit an die Grenzen der Hessen und Thüringer. Und die Thüringerreiche sind mit Svava gemeint.

„König Attala sandte Botschaft an Osatrix-König und bot ihm Freundschaft und Liebe an [486; A.G.]. Er bekam die Antwort, Osatrix wolle sein Freund nicht sein.“ [ebd., 118]

Mit Didriks Hilfe führte Attala einen Vergeltungsschlag gegen das Wilzenland, in dem aber Wideke, Didriks Gefolgsmann, in Gefangenschaft gerät. Wildefer und Isung-Spielmann wollen ihren Gefährten befreien.

„Wildefer sprang auf, griff sein Schwert [...] hieb auf des Königs Hals und dessen Haupt ab. Dann hieb er auf Awindrot-Riese und gab ihm die Todeswunde. Darauf schlug er Widulf, den stärksten Riesen, zur Hel. [...] Da hatte Wideke die Turmtür zerschlagen [...] Als bald sprang er auf Schimmling und flüchtete, was er konnte. Wildefer und Isung folgten ihm.“ [ebd., 123 f.]

Nach der Niederlage von König Osatrix und der Befreiung von Wideke stieg das Wilzenland zur Bedeutungslosigkeit ab. Das Reich wird von nun an stets mit „Wilzenland“ bezeichnet, wo früher der Begriff „(Groß-)Schweden“ gebraucht worden ist. Das deutet darauf hin, dass sich das Kräfteverhältnis geändert hat und Dänemark seiner eigenen Geschichte überlassen wurde. Also bleibt nur noch das Wilzenland inklusive Müritzer- und Hevellerland übrig (s. u.).

7. c) SVAVA: Die Ostkämpfe (496 – ca. 510):

Attala und Didrik führen wieder einen Militärschlag gegen das Wilzenland (496):

„Als er [Attala; A.G.] nach Brandenburg kam, traf er auf den König von Wilzenland. [...] Der Wilzen-König wandte sich hart gegen sie. Wolfhart ritt gegen ihn. Sie schlugen sich so lange, bis der König von Wilzenland tot von seinem Rosse fiel [...] König Attala bekam den Sieg und gewann den Kampf. [...] Osantrix-König hatte einen Brudersohn im Wilzenland, welcher Hernid hieß. Der wurde da zum König genommen über Wilzenland.“ [Ritter 1989, 210 f.]

Hernid war der ältere Sohn von Ilias von Greken und hätte nach dem Tode von Osantrix das Reich beerben müssen. In der Thidrekssaga gibt es verschiedene Ansichten darüber, wann er starb. Bei der Befreiungsaktion haben Wildefer und Isung entscheidende Heerführer, wie die Königsbrüder aus Seeland Widulf und Awindrot von Osantrix Leibgarde, totgeschlagen. Damit stand Osantrix machtlos da, und sein Reich verfiel in Bedeutungslosigkeit. Dass sein Bruder Waldemar aber erst nach zehn Jahren den Vergeltungsschlag ausübt (s. u.), ist unwahrscheinlich. Die Tötung Osantrix' durch Wildefer ist also eine Erfindung, um seine Person aufzuwerten. Osantrix wurde erst 496 von Wolfhart, einem Vetter Didriks in der Schlacht von Brandenburg getötet. Und nur Osantrix hatte einen Grund, einen Fehdefeldzug ins „Hünenland“ zu unternehmen. Jetzt ist die Aussage klar, warum Herding/Hernid, der Brudersohn von Osantrix neuer König wird: weil er sein direkter Nachfolger auf dem Thron ist.

Waldemar, König von Rytzeland, rächt seinen Bruder und „brannte und heerte“ im Hünenland. Attala führt einen erfolglosen Vergeltungszug durch, kann aber „Tydrek Waldemars Sohn“ gefangen nehmen. Während Attala einen Feldzug gegen das Rytzeland durchführt, den er verliert –

„[Attala, Hillebrand und Markgraf Rodger; A.G.] flüchteten, was sie konnten, bis sie ins Hünenland kamen. Und es ärgerte sie sehr, daß sie Unsieg erfahren hatten und große Schande“ [ebd., 229]

– kann Tydrek aus Soest fliehen und wird von Didrik gestellt und getötet.

Im zweiten Feldzug belagern sie die Burgen Palteskia und Smaaland.

„Da kam Waldemar-König dahin mit 6000 Rytzen [...] Didrik ritt hart vor und alle seine Mannen [...] Dann hieb er auf Waldemar-König auf dessen Helm, daß das Schwert unten im Sattel stand, und der stürzte tot vom Roß.“ [ebd., 231]

Daraufhin belagerten sie auch das „Schloß, das Smalenska heißt“. Iron ergab sich sofort.

„König Attala [...] überantwortete [...] dem Iron-Jarl Rytzeland in der Art,

daß er König Attalas Dienstmann seine sollte, wo er seiner bedürfte, und ihm Schatzung geben von Rytzeland.”[ebd., 233]

7. d) SVAVA: Der Streit der Königinnen (497 – ca. 510):

„Herding, König im Wilzenland [...] hatte eine Ehefrau, die Osta(n)cia hieß, ihr Vater Unne König von Ostreich [...] In dieser Zeit herrschte Isung-König über Bertangaland mit seinen 9 Söhnen. Er hatte viel Krieg mit Herding-König; denn [der] wollte seinen Vaterbruder Osatrix-König rächen [...] Als Herding sein Heer versammelt hatte, ging seine Ehefrau hinaus in einen großen Wald und gebrauchte ihre Zauberkunst. Sie brachte zusammen Löwen, Panther und weiße Bären, und die waren ihr ganz gehorsam, und große Flugdrachen [...] Da kam Ostancia-Königin mit ihrem Heer, das sie zusammengebracht hatte mit Zauberkunst. Drachen flogen über das Heer und töteten manchen Mann mit Maul und Klauen, und Löwen und Bären bissen und rissen das Volk. Ostancia fliegt wie ein Drache über das Heer und hetzt alle Tiere zum Kampf auf [...] Danach wurden alle Isungs-Söhne getötet und auch er selbst [...] Am dritten Tag starb sie von derselben Zauberei. Herding-König [...] lenkte lange sein Reich danach.” [Ritter 1989, 264 ff.]

„Ähnliches wird von den ‘Tataren’ in der Schlacht bei Liegnitz berichtet und (durch Gregor von Tours) von den Hunnen. Diese, ‘in Zauberkünsten bewandert, kämpften mit Hilfe von Spukgestalten’”[Ritter 1982, Abb. 26].

Das Geheimnis sind Flugdrachen, die die abergläubischen Gegner in Angst und Schrecken versetzen sollen und so zur psychologischen Kriegsführung gehören. Das bedeutet auch, dass Ostancia eine Fürstentochter eines Turkvolkes war.

Diese Geschichte offenbart uns noch ein kleines Detail der Besiedlung der Altmark durch die Slawen: Die

„Altmark war während der Völkerwanderungszeit von der bis dahin ansässigen germanischen Bevölkerung weitgehend verlassen worden. Die Verbreitung der slawisch benannten Wohnplätze erweckt den Eindruck, daß die slawische Besiedlung vor allem den Flußläufen folgte, die vorwiegend vom Norden her (Jeetze, Aland, Milde, Uchte und Tanger) den Zugang ins Landesinnere öffneten [...] Da aber im Jahre 956 slawische Siedlungen in der ‘Mark Lipani’ (um Lüchow-Salzwedel) genannt werden und Feldberger Keramik hier vorkommt, wird die slawische Besiedlung zusammen mit der des hannoverschen Wendlandes bereits im 8./9. Jh. begonnen haben. Der elbnahe Südosten (Belcsemgau und Ohremündungsgebiet) ist schon seit dem 7. Jh. von Slawen besiedelt worden, wie auch die frühslawische Keramik von Grieben und Kehner, Kr. Tangerhütte, nahelegt [...]

Die Untersuchung der Siedlungsformen, insbesondere der vorherrschenden Rundlinge, wies eine deutliche Beziehung zwischen diesen Siedlungen und der slawischen Volkszugehörigkeit ihrer Bewohner nach. Da sie als schematische, planmäßige Anlagen vorwiegend erst seit etwa 1150 entstanden sind, hat man damit gerechnet, daß die systematische Besiedlung erst im 12. Jh. unter Leitung der Grafen von Lüchow und Dannenberg, die Heinrich der Löwe einsetzte, durch Verpflanzung von Slawen aus dem angrenzenden Mecklenburg erfolgt ist" [Herrmann 1985, 40 ff.].

Das „Bertangaland“, der Bardengau, reichte bis in die Altmark hinein, wo H. Ritter von den Gaubezirken des 10. Jhs. ausging. *Nach verlorener Schlacht, führerlos und ohne Schutz konnten die Slawen ungehindert das Land besiedeln, während die Sachsen es in ihr Reich integrierten.* Im 12. Jh. wurden diese Gebiete systematisch mit Slawen aufgesiedelt.

8. Schlussfolgerungen für die Geschichte Norddeutschlands

Die Rekonstruktion der Geschichte Norddeutschlands, die die Thidrekssaga beschreibt, erstreckt sich *von der Einwanderung der Slawen ab ungefähr 375 bis ca. 510*, das ist die Zeitspanne von 5 Generationen. Danach kann sie nahtlos an die offizielle Geschichte anknüpfen.

In der Sachsengeschichte von Widukind werden die Slawen (Sorben) dann in Verbindung mit der Aufteilung Thüringens 531 zwischen Sachsen und Franken genannt:

„Denn wenn sich *unzählige barbarische Völker* gegen uns erheben, mit wem willst du bei unseren Ausfällen noch gewinnen? [...] Aber es fehlt ihm [Irminfrid, König der Thüringer; A.G.] nicht an Geld, barbarische Völker zu versammeln, nicht an Truppen, auch wenn sie erschöpft sind [...] Diesen Worten entsprechend wollte Thiadrich und alle, die auf Siegesruhm aus waren, im Lager bleiben und nach den Sachsen, die schon lange die grimmigsten Feinde der Thüringer waren, schicken, damit sie ihnen helfen.“ [Widukind (I.9), 37 f.]

Die Barbaren konnten nur Slawen sein, die jenseits der Saale siedelten. Und nicht „ausnahmsweise“ die Sachsen (wegen ihres Heidentums), wie eine Anmerkung der Redaktion weismachen will. Widukind hat die Slawen immer als Barbaren bezeichnet, wenn er nicht konkrete Stammesnamen nannte. Und er hat die Sachsen immer als solche bezeichnet.

„Nach der Besetzung des Landes suchten die Sachsen mit höchster Friedfertigkeit die Gemeinschaft und Freundschaft der Franken zu erhalten. *Einen Teil der Felder teilten sie auch mit Freunden, die ihnen zu Hilfe gekommen waren*, und mit Freigelassenen, die Überlebenden des geschlagenen Stammes verurteilten sie zur Tributpflicht.“ [Widukind (I.14), 49 f.]

Wolfgang Hessler hat sich mit dem Problem der Entstehung des thüringischen Gaues „Friesenfeld“ in seinem Werk *Mitteldeutsche Gauen* beschäftigt. Er kommt zum Schluss, dass die Friesen im 6. Jh. dort angesiedelt wurden. Das korrespondiert mit der Überlieferung der Thidrekssaga. Die „Freunde“ der Sachsen mussten auch aus dem „Hünenland“ kommen; Teile des Heeres (das friesische Kontingent) wurden dann im Friesenfeld angesiedelt. **So begann das Stammesherzogtum der Sachsen.**

Im Folgenden bringe ich meine Schlussfolgerungen aus der obigen Arbeit, gleichzeitig verbinde ich sie mit der konventionellen Geschichtsschreibung. Dabei zitiere ich großzügig aus dem *Ploetz* [210-215], ohne ihn ausdrücklich zu benennen.

Die Slawen kamen am **Ende des 4. Jhs.** in Norddeutschland an. Sie überlagerten die germanische Restbevölkerung. Im ersten Zug von der Weichsel her mit Gründung des **Obodritenreiches (unter Ratibor und Nakon)**, im zweiten Zug zeitgleich von Böhmen mit der Bildung der **Sorben** und im dritten Zug von den Vorkarpaten her mit der Entstehung der **Wilzen**.

Bis zum Jahr **430** hat sich ein **Dänisches Großreich (unter Wilkinus)** gebildet, das Südschweden, die dänischen Inseln und die Gebiete von Pommern, Mecklenburg und Ostholstein umfasste. Durch den folgenden **erbitterten Befreiungskrieg (unter Herding)** erlangten die Obodriten im Bündnis mit den Stämmen in Pommern (**unter Wisna**) und dem Havelgebiet um **450** die Herrschaft über das Dänenreich. Durch ihre Heiratspolitik integrierten sich die slawischen Fürstenfamilien von ihrer Ankunft an in die sie umgebenen germanischen Fürstenfamilien.

Das Großreich teilte man um ca. 470 in zwei Teile, einerseits das **Wilzenland (unter Osantrix)** mit den dänischen Inseln, andererseits das Reich der **Obodriten (unter Waldemar)**. Ab **478/79** gerät das Wilzenland in einen Machtkonflikt mit dem „**Hünenland**“, das **von den Friesen ab 475/78 erobert** wurde und sich unter ihrer Herrschaft (**unter Yglo Lascon alias Atalla**) immer mehr ausdehnt. Das „Hünenland“ umfasst die ehemaligen Stammesgebiete der Marser, Engern und Cherusker. Die (**salischen**) **Franken** weiten ihr Herrschaftsgebiet über die **Brukerer** aus.

In den Kriegen von 486 wird das Wilzenland geschwächt, so dass **Dänemark selbstständig** wird und sich vom ihm löst. In den Feldzügen der „Hünen“ von **496** kommt es in der **Schlacht von Brandenburg** zur Niederlage der Wilzen (**Osantrix stirbt, sein Neffe Herding wird zum König ausgerufen**). Sie rächen sich an den (Rest-)Langobarden an der unteren Elbe und besiedeln teilweise ihr Land (Drawehn, Wendland, Altmark) und bewahren sich ihre Unabhängigkeit. In den drei Feldzügen von **497** kann das „Hünenland“ das Obodritenreich in der letzten großen Schlacht schlagen (**Waldemar**

stirbt). Die *Obodriten (unter Ilias) geraten in direkter Abhängigkeit vom „Hünenreich“* und verlieren zeitweise ihre große Bedeutung.

Das Stammesherzogtum der Sachsen bildet sich vom Beginn des 6. Jhs. an heraus. Es erobert des Langobardenland. 531 wurde das *Thüringerreich zwischen den Franken und Sachsen* (auch mit friesischen Verbündeten) *aufgeteilt*. Der Nordteil bis zur Unstrut mit dem Harz fällt an die Sachsen. Es folgen die Eroberung des „Hünenlandes“ und des Gebietes der Brukterer. *Als einziger germanischer Völkerwanderungsstamm sind noch die Sachsen vom Frankenreich unabhängig.*

Heinrich I. (919–936) revolutioniert das Heereswesen durch *Aufstellung eines gepanzerten Reiterheeres*. 928/29 Unterwerfung der Heveller und Daleminzer, Aufstand der Wilzen und Abodriten; das Slawenheer wird bei Lenzen an der Elbe geschlagen. 932 und 934 Unterwerfung der Lausitzer und Ukrer.

Otto I. der Große (936–973) übergibt das Herzogtum Sachsen den Billungern. 936/37 *Errichtung zweier Marken gegen die Slawen*: unter Hermann Billung an der unteren Elbe gegen die Wagrier, Abodriten und Redarier; unter Gero gegen die südlich davon sitzenden Wilzen und Sorben. 955 Sieg Ottos an der Recknitz im östlichen Mecklenburg über die Slawen. 963 unterwirft Markgraf Gero den Miseka von Polen und macht das Land zwischen Warthe und Oder tributpflichtig. Nach seinem Tod (965) entstehen daraus die Nordmark, Ostmark und Mark Meißen. 962 Kaiserkrönung Ottos in Rom.

Otto II. (973–983) wird 967 zum König und 961 zum Kaiser gekrönt. 974 Zug gegen Harald Blauzahn von Dänemark. Harald erkennt die deutsche Oberhoheit und seine Zinspflicht wieder an. 983 *Großer Slawenaufstand*. Die Liutizen erstürmen Havelberg und Brandenburg, zusammen mit den Abodriten überschreiten sie die Elbe. Sie werden von den Sachsen geschlagen, aber die Billungische und die Nordmark bleiben verloren.

Otto III. (983–1002) tritt als Fünfzehnjähriger 995 die Regierung an; 996 Kaiserkrönung. Einer Zeitströmung folgend, macht Otto zu seiner politischen Kernidee die *Renovatio imperii Romanorum*, die Erneuerung des Römischen Reiches.

Quellenangaben

Curs, Otto (1908): Deutschlands Gae im zehnten Jahrhundert nach den Königsurkunden. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde einer hohen philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität zu Göttingen; Göttingen

Donat, Peter (1984): Die Mecklenburg – eine Hauptburg der Obodriten; Akademie-verlag, Berlin

DmL = Das moderne Lexikon in 20 Bänden, Hrsg. Lexikon-Institut-Bertelsmann (1975); Gütersloh

- Herrmann, Joachim (Hg., 1985): Die Slawen in Deutschland; Akademie-Verlag, Berlin
- (Hg., 1986): Die Welt der Slawen; Beck, München
 - (Hg., 1989): Archäologie in der Deutschen Demokratischen Republik; Stuttgart
- Herrmann-Winter, Renate (Hg., 1991): Vorpommern – Geschichte, Sprache, Volkskultur; Rostock · Stralsund
- Hessler, Wolfgang (1957): Mitteldeutsche Gaue des frühen und hohen Mittelalters; Akademie-Verlag, Berlin
- Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Econ, Düsseldorf
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht?; Econ List, München
- Internet = eine leider nicht mehr verifizierbare Home-page
- Ploetz - Auszug aus der Geschichte (1974); Ploetz, Würzburg
- Raszmann, August (1863): Die Deutsche Heldensage und ihre Heimat. Zweiter Band; Carl Rümpler, Hannover
- Ratzeburg = <http://www.ratzeburg-online.de/3-Einzelseiten/Ratzeburg-Historie.htm>
- Ritter-Schaumburg, Heinz (1982): Dietrich von Bern, König zu Bonn; Herbig, München · Berlin
- (1989): Die Didriks-Chronik oder die Svava; Otto Reichl, St. Goar
 - (2002): Die Nibelungen zogen nordwärts; Reichl, St. Goar
- Schmidt, Roderich (Hg., 1999): Tausend Jahre Pommersche Geschichte; Böhlau, Köln
- Schmoeckel, Reinhard (1995): Deutsche Sagenhelden und die historische Wirklichkeit; Georg Olms, Hildesheim
- (2000): Bevor es Deutschland gab; Lübbe, Bergisch Gladbach
- Schneider, Hermann (1962): Germanische Heldensage. I. Band; Walter De Gruyter, Berlin
- Schwerin = http://www.eba-schwerin.de/eba_new/s/geschichte/pol_geschichte.html
- Temme, J. D. H. (1994): Die Volkssagen von Pommern und Rügen; Georg Olms, Hildesheim u. a.
- Widukind von Corvey (1981): Res gestae Saxonicae – Die Sachsen Geschichte. Lateinisch / Deutsch; Reclam, Stuttgart
- Alexander Glahn, 68169 Mannheim, Am Brunnengarten 10
alex.glahn@t-online.de

Löschung der frühmittelalterlichen Regenten Spaniens

Die überzähligen Winths, Alfonsos und Abd-er-Rahmans
bei Westgoten, Asturiern und Muslimen
Gunnar Heinsohn

„Keine andere vergleichbare Epoche der Geschichte Spaniens ist so reich an radikalen Umwälzungen und so arm an guten Quellen wie die zwei Jahrhunderte vom Ausgang der Regierung des Westgotenkönigs Wamba (672-680) bis zu den Kriegen Alfons' III. [des Großen] von Asturien-León (866-910)“ [Prelog 1980, S. III].

I Die Vernichtung des iberischen Reiches der Westgoten durch ihre muslimischen und asturischen Erben und das Fehlen von drei Jahrhunderten in Toledo

Das eigentliche Spaniertum – unterschieden von Römertum, Westgotentum und Arabertum – sei in Asturien entstanden. Dieser Urgrund aller spanischen Dynastien habe nur 11 Jahre nach einem arabischen Eroberungszug gegen das Reich des Westgoten und nur acht Jahre nach dem Tod ihres letzten Königs, Agila II. (711–714), seine ungemein vitale Existenz begonnen.

Von Anfang an bewährt durch einen Sieg unter einem frommen Pelay[g]o gegen muslimische Reiter bei Covadonga im Jahre 722, sei Asturien zwar immer bedrängt, 920 in Valdejunquera (Navarra) durch Halbmondkrieger auch blutig besiegt, den Emiren und Kalifen aber niemals wirklich untertänig geworden. Während die Westgoten spurlos abgetreten seien, habe ihre asturische Provinz sich im letzten Moment losreißen und dann als eigenes Königreich unbeirrt standhalten können.

Die Westgoten (eigentlich Wisigothen bzw. Gute Goten von gothisch *ueso* = gut) wie auch die Ostgoten (eigentlich Ostrogoten bzw. Glänzende Goten von Lateingothisch *austro* = strahlend) finden bis zur Mitte des 6. Jhs. ihre Geschichtsschreibung im Werke *De origine actibusque Getarum*, das Jordanes im Jahre 551 vorgelegt haben soll. Es ist einer Auffindung durch den Augsburger Konrad von Peutinger (1465–1547) zu verdanken. Jordanes soll die nicht wieder aufgefundene Gotengeschichte des Cassiodor (490–580) zusammengefasst haben. Die byzantinischen Berichte von Belisars Geheimschreiber Prokop über die Kriege gegen die Goten – *De bello gothico* – führen ein wenig weiter bis zum Jahr 555. Die Chronik des westgotischen Johan



Westgotenreich (gut 700.000 km²) mit Südfrankreich und iberischer Halbinsel – **unter Einschluss von Asturien (Oviedo) und León** – bis zum Sieg der Chlodwig-Franken bei Poitiers im Jahre 507 [Claude 1970, 147] . Auf einen Rekkeswinth (653–672) bezogene Votivkrone (Gold und Edelsteine) aus dem Schatz von Guarrazar [Christ et al. 1988, 76]

Herkömmliche westgotische Königsliste für die iberische Halbinsel

(Toledo) nach Sieg der Franken unter Chlodwig bei Poitiers im Jahre 507 über die Westgoten, die nach dem Tod ihres Königs Alarich II. nicht wieder in Frankreich herrschen und ihre Hauptstadt von Toulouse im Jahre 534 – mit Zwischenstationen in Barcelona, Sevilla und Merida – nach Toledo verlegen [Claude 1970]:

Alarich II (484–507): Letzter Gotenkönig von Spanien und Südfrankreich mit Hauptstadt Toulouse

Gesalich (507–511)	Sisebut (612–621) Zwangstaufe der Juden
Amalarich (511–531)	[gegen Kaiser Heraklius, Feldherr Suinthila]
Theudis (531–548)	<i>Rekkared II.</i> (621)
Theudigisel (548–549)	<i>Suinthila</i> (621–631, Feldherr Sisebut's)
Agila I. (549–555)	<i>Sisenand</i> (631–636)
Athanagild (555–567)	<i>Chintila</i> (636–639)
Liuwa (567–572)	<i>Tulga</i> (639–642)
Leowigild (568–586)	<i>Chindaswinth</i> (642–653)
[bis hier arianisch]	<i>Rekkeswinth</i> (653–672)
Rekkared I. (586–601)	<i>Wamba</i> (672–680)
[wird katholisch]	<i>Erwig</i> (680–687)
Liuva II. (601–603)	<i>Egika</i> (687–702)
Witterich (603–610)	<i>Wittiza</i> (702–710)
Gundemar (610–612)	<i>Roderich</i> (710–711) mit Metropolit <i>Sindered</i>
[610 gegen Kaiser Heraklius]	<i>Agila II.</i> (711–714)

Glaubensfreiheit für Juden seit muslimischer Eroberung von 711
Abd-er-Rahman I. (766–788) Emir v. Cordoba.

nes von Biclaro (540–614/21; Bischof von Gerona) deckt noch die Jahre 567–590 ab [Campos 1960]. Sie ist allerdings nicht erhalten, sondern liegt nur in einer Bearbeitung vor, die auf das Jahr 602 datiert wird [Bronisch 1998, 47].

Die Geburt des Westgoten Isidor – mit Brüdern als Bischöfen in Astiga und Sevilla, wo er die Nachfolge antritt – wird meist um 560 angesetzt. Er legt seine *Historia de regibus Gothorum, Vandalorum et Sueborum* zu Beginn des 7. Jhs. vor (irgendwann zwischen 612 und 621). 70 der 92 Kapitel handeln von Goten. Seine *Etymologiae* widmet er König Sisebut, dessen Herrschaftsbeginn auf 612 datiert wird. Isidors Geschichte der Goten, die er aus demselben Stamme entstehen sieht wie die Skythen, soll in „weiten Teilen“ die verlorene Arbeit *Historiola de iis temporibus Gothorum in Hispaniis acta sunt* des Maximus von Zaragoza wiedergeben [Bronisch 1998, 50].

Was zeitgenössische Quellen anbetrifft, versinken Isidors Westgoten nach Gundemar, Sisebut und seinem Feldherrn Siunthila in einem unheimlichen Nachrichtenloch: Externe

„Kontakte sind nur zu Beginn des 7. Jh.s nachweisbar. [...] Außerspanische Quellen beschäftigen sich kaum mit dem Westgotenreich, das aus dem Gesichtskreis der Franken und Oströmer verschwindet“ [Claude 1970, 75].

Kaiser Heraklius, dessen Regierungszeit um 610 einsetzt, kämpfte in eben diesem Jahr gegen Gundemar und danach auch gegen Sisebut bzw. dessen Oberkommandeur Suinthila.

Wenigstens am Rande erwähnt sei hier Patrick Armory's These [1997], dass es im ethnischen Sinne ein Volk der Goten zumindest in Italien (Ostrogoten) niemals gegeben habe, „Gotisch“ (Wulfilabibel von 369) sei die Liturgiesprache der arianischen Kirche gewesen, der Germanen und Römer angehört. Die in Quellen durchaus nachweisbare Kennzeichnung „Goten“ sei ein politisches Konstrukt Theoderichs des Großen gewesen. Da auch Armory die politischen und militärischen Taten der als Goten bezeichneten Leute nicht bestreitet, mag der ethnogenetische Fachstreit hier außen vor bleiben. Unstrittig ist allerdings, dass es auch auf der iberischen Halbinsel schon im 6. Jh. kein Gotisch mehr gibt. Für die reinen Sprachforscher ist es deshalb ganz selbstverständlich, dass dann – mit Ausnahme der Krim – auch die Goten verschwunden sind, also nicht gut zu begreifen ist, dass sie noch 711 gegen Muslime Schlachten verlieren können: „Die gotische Sprache ist im 6. Jahrhundert mit den Goten untergegangen“ [mediaevistik.de 2005].

Die archäologischen Funde für Spaniens Westgoten liegen in Nekropolen durchaus reichhaltig vor – vor allem in Duratón 50 km nordöstlich von Segovia mit 660 Gräbern [Molinero Pérez 1948]. Aber auch bei ihnen kommt man nur bis in das 6. Jh. Das gilt auch für die beiden dort gefundenen Münzen von Anastasius (491–518) und Theoderich (511–526) [Scheibler 1993].

Vielversprechender wirkt der 1853 geborgene Schatz von Guarrazar (7 km südöstlich von Toledo). Zu ihm gehören neun Kronen. Für eine davon hat man als Anhänger gestaltete Buchstaben so rekonstruiert, dass sie sich auf Rekkewinth beziehen lassen, der in die Zeit 653 bis 672 gesetzt wird. Bei leicht variiertem Rekonstruktion – und rekonstruieren muss man in jedem Fall – könnte die Inschrift aber auch zu Rekkared I. (586–601) passen, der sich als erster westgotischer König vom Arianismus abwendet und 587 katholisch wird. Unstrittig ist der Namensfund Suinthila in Guarrazar, der unter dem 612 König werdenden Sisebut als Feldherr dient.

Vermutet wird, dass der Schatz nach Invasion der Muslime vergraben worden ist. Bei einer Streichung von drei Jahrhunderten [Illig 1991 ff.], die – wie unten zu zeigen – die arabische Eroberung in das 10. Jh. bringt, wäre in

der Tat ein Suinthila aus dem 7.||10.Jh. ein arabisch unterworfenen Führer bei den Westgoten gewesen.

Wenn die Westgoten im 6. Jh. durch zeitgenössische Berichte und archäologische Funde und im frühen 7. Jh. immerhin durch interne und externe zeitgenössische Berichte belegt sind, so bleibt für das übrige 7. Jh. und den Beginn des 8. Jhs., als die Mauren Herren geworden sein sollen, eine schwer begreifbare Lücke. Zwar wird eine Inflation von fünfzehn Toledo-Konzilien (4. bis 18.) zwischen 633 und 702 angesetzt. Gebäude in der Stadt, die für illustre Zusammenkünfte angeblich zahlloser Bischöfe und Äbte Iberiens hätten herausgeputzt werden können, haben die Archäologen allerdings niemals gefunden.

„Die meisten Bauten der Westgotenzeit sind verschwunden. In keiner der großen Städte des Reiches ist ein Kult- oder Profanbau erhalten“ [Claude 1970, 116].

Überdies kann kaum ein moderner Historiker seine Empörung darüber zügeln, dass die westgotischen Codices und Konzilsprotokolle des 7./8. Jhs. nichts gemein haben mit der herkömmlichen Abfassung solcher Dokumente.

„Die Sprache der westgotischen Gesetze und Konzilsakten verwilderte im 7. Jh. An die Stelle einer fast klassischen Klarheit, die noch in den Gesetzen des *Codex revisus* [Ende 6. Jh.] häufig ist, tritt eine rhetorisch aufgeputzte Ausdrucksweise. Hinter den moralisierenden Betrachtungen des Gesetzgebers trifft oftmals der juristische Kern zurück“ [Claude 1970, 119].

Bei Schreibtischproduktionen frömmelnder Kleriker vom Schlage des uns gleich interessierenden Pelayo aus Asturien steht solches Schwadronieren und Fabulieren gerade zu erwarten. Als letztes unverdächtig wirkendes Toledo-Konzil gilt das dritte von 589, auf dem die Westgoten den Übertritt ihres Königs Rekkared zum Katholizismus von 587 nachvollziehen.

Immerhin werden außerhalb der Städte vier 20-25 m lange Kirchen in die fragliche Zeit datiert [Grundrisse bei Christe 1988 119; Illig 1995, 38]. *San Juan de Baños de Cerreto* (Provinz Palencia) sei aufgrund einer Inschrift unter Rekkared 661 begonnen worden, so dass der berühmte Konvertit Rekkared ohne irgendeine Kirche oder auch nur Inschrift bliebe. *San Pedro de la Nave* bei Zamora sei 691 unter Egika oder bereits unter Wamba begonnen worden. Die beiden nun haben Namen und Datum, mithin ihre bloß papierene Existenz aus der *Historia Wambae regis* [Levison 1976]. Diese wird einem Julian zugeschrieben, der zwischen 680 und 690 als Metropolit von Toledo gewirkt haben soll. Mit ihm werde „zweifelloso der Höhepunkt der westgotischen Historiographie“ erreicht [Bronisch 1998, 57]. Allerdings trägt er auf den ersten Blick einen nicht gut begreifbaren Makel. Obwohl die Westgoten noch quicklebendig seien und noch niemand von einem islamischen Feind und einer von ihm bedrohten spanischen Nation etwas wisse, spricht Julian nicht etwa von

Westgoten, sondern von Spaniern und Galliern. Und einen Aufstand seiner gallischen Untertanen schlage Wamba merkwürdigerweise in Südfrankreich nieder, das sein Vorgänger Alarich II. schon im Jahre 507 in seiner Poitiers-Niederlage an die Franken verloren hat.

Julians weit in die Jahrhunderte vorgreifenden Vision des Spaniertums provoziert keineswegs Zweifel an der Echtheit der Überlieferung. Im Gegenteil, gerade diese enorme Hellsichtigkeit beweise Julians Ausnahmegenie. Er habe „Reichsbewußtsein“ formuliert, als niemand sonst daran auch nur denken konnte. Nicht minder begabt erscheint er, weil er sich den Niederungen eines Lokalkolorits verweigert und stattdessen „vor allem mit Details aus Sauls Krieg gegen die Ammoniter“ arbeitet, wie Suzanne Teillet [1984] herausgefunden hat. Durch Einschaltung seines überlebensgroßen Helden in die hebräische Bibel wird „Wamba als alttestamentlicher König des Volkes Gottes dargestellt“ [Bronisch 1998, 58]. Da Jordanes, Isidor und Kollegen so hoch nicht aufgestiegen sind, müssen sie sich im Urteil heutiger Historiker mit Rängen unterhalb Julians zufrieden geben. Ganz ohne das Bemühen eines wundersamen Genies lässt sich Julians Spaniertum einordnen, wenn seine Schrift frühestens in das 11. Jh. datiert wird, in dem erste Siege über Muslime gelingen, wie etwa 1087 ihre Vertreibung aus Toledo. Gerade die großzügige Verwendung von Bibelpassagen verweist auf eine souverän am Schreibtisch gebastelte Wamba-Fiktion.

Damit bleiben als westgotischer archäologischer Befund *Santa Comba de Bande* und *Santa Maria de Quintanilla de las Viñas*. Sie werden keinem bestimmten Herrscher zugeschrieben, aber wiederum aufgrund einer uns noch interessierenden *Alfonso-Chronik* vage auf 700 gesetzt. Die Datierungen für alle vier Kirchen haben immer verblüfft, weil mit ihnen die Gründungszeit des westgotischen Katholizismus im späten 6. Jh. ohne Sakralbau bliebe. Ebenso hat erstaunt, dass der typische Hufeisenbogen – besonders markant in *San Pedro de la Nave* – auf der iberischen Halbinsel selbst bereits aus spätrömischer Zeit stammt, etwa in Beja sowie auf Grabsteinen in den Museen von León und Zamora [Claude 1970, 117]. In spätantiken Kirchen Nordafrikas erscheint der Hufeisenbogen ebenfalls schon im 5. Jh. Warum er im westgotischen Spanien erst an der Wende zum 8. Jh. auftauchen soll, ist niemals verstanden worden. Im 6. Jh. also würden die Kirchen chronologischen und bauhistorischen Sinn machen. Es versteht sich, dass sie auch Bauten des 10./11. Jh. ähneln, wenn einmal 300 Jahre aus der Chronologie entfallen [Illig 1995; 1999, 106 f.]. Auch mit dem Hufeisenbogen geht es ja im 12. Jh. in Moscheen, Synagogen und Kirchen ungebrochen weiter.

Nun gut, mag man einwenden, wenn also die westgotischen Artefakte weg sind, dann haben eben die Mauren Toledo et al. so entschieden ausgeräumt und überbaut, dass nur ihre Gebäude, wenn auch erst aus der Zeit zwischen

720 und 900 greifbar sind. Doch auch hier werden die Chronologen bitter enttäuscht. Einziges Relikt aus islamischer Zeit ist innerhalb Toledos eine Moschee von 999, die im Jahre 1187 zur Spitalskirche *Ermita del Christo de la Luz* gewandelt wird. Ebenfalls in das 10. Jh. wird die *Puerta Antigua de Bisagra* als Teil der islamischen Stadtmauer Toledos datiert. Von der Archäologie her hätte die islamische Eroberung von Westgotenreich und Toledo also nicht im 8., sondern erst im 10. Jh. begonnen.

Die zeitgenössischen Quellen und die Architektur der vier Kirchenfunde verweisen das Ende des Westgotenreiches ein Jahrhundert zurück an den Beginn des 7. Jhs. Die späten Moscheefunde in Toledo wiederum verweisen die Ausbreitung des Islam in das 10. Jh. Es fehlen mithin volle drei Jahrhunderte in der kombinierten Geschichte von Westgoten und Mauren.

In all dieser Not wird – wenigstens bis zum Jahre 641 – auch einem Text Vertrauen geschenkt, der seit 1598 als Fredegar-Chronik geführt wird. Parallelen aus anderen Quellen liegen in ihr aber nur bis zum Jahre 613 vor, so dass den Isidoraussagen Stichhaltiges nicht hinzugefügt werden kann. Die Herstellungszeit des Werkes liegt in tiefem Dunkel. Zwar wird sie gerne auf 650/60 gelegt, aber auch ein Renaissanceentwurf aus dem 16. Jh. wird für möglich gehalten [Pichard 1966, 161]. Illig [1998, 142] hat die Fredegarkompilation anhand vergleichbarer und relativ sicher datierbarer anderer Texte nebst ihrer spezifischen Inhalte kurz vor 1150 platziert.

II. Kann Asturien-León die Jahrhunderte füllen, die für Westgoten und islamische Eroberer fehlen?

Sicher ist niemand glücklich über die Quellenlücke für Toledo, räumen Historiker ein, aber all das werde doch kompensiert durch die famosen und bis ins 7. Jh. zurückreichenden Chroniken der Könige von Asturien und León. Die Geburt dieses Königreiches erfolge mit dem Jahre 717 ja auch nur knapp nach der islamischen Eroberung, die um 711 stattgefunden haben soll. Die meisten Herrscher von Asturien-León aus den Jahren 717 bis 913 werden in den aktuelleren Werken als nicht quellenmäßig belegbar heruntergespielt oder bleiben schlicht unbehandelt. An den drei überlebensgroßen Alfonsos aber wird eisern, ja verzweifelt festgehalten. Verzweifelt, weil man die Beweisführung für das Nichtvorhandensein der bis 1980 für zeitgenössisch gehaltenen Alfonso III.-Chronik durch Jan Prelog akzeptiert hat, damit aber nicht leben kann, wenn man Jahrhunderte illustrieren muss. In dieser Depression aber gibt es aufschlussreiche Mentalitätsunterschiede. Der führende deutsche Gelehrte Ludwig Vones paraphrasiert Prelogs Revolution lediglich als Nachweis einer „komplizierten Überlieferungslage“ [Vones 1993, 35], mit der er dann aber zumindest für die drei Alfonsos einfach weiter macht. Der erste Name

Königsliste für Asturien und León

Lesart des 17./18. Jhs.

[etwa Moréri 1717, III, 327]

Moderne Lesart

[Vones 1993, Zeittafel].

Pelage-Pelayo (717–736)

Favilla (736–738)

Alfonso I. (738–757)

Froila/Fruela (757–766)

Aurelio (766–775)

Silo Sarazin [Regent] (775–783)

Mauregat (783–789)

B[V]ermond/Bermudo I (789–791)

Alfonso II., der Keusche (791–824)

Ramiro I. (824–850)

Orduno/ Ordoño (850–862)

Alfonso III., d. Große (862–910)

García (910–913)

noch geführt (quellenlos)

quellenlos entfallen

noch geführt (quellenlos)

quellenlos entfallen

quellenlos entfallen

quellenlos entfallen

quellenlos entfallen

quellenlos entfallen

noch geführt (quellenlos)

quellenlos entfallen

quellenlos entfallen

noch geführt (quellenlos)

García I. (910–914)

Orduno/Ordoño [Ramiro II.] (913–923)

[erstmalig Titel „König von León“]

Froila/Fruela, der Lepröse (923–924)

Alfonso IV., der Mönch (924–931)

Ramiro III. (931–950)

Orduno/ Ordoño III. (950–955)

Orduno/ Ordoño IV., d. Böse (955–956)

Sancho I., der Dicke (956–967)

Ramiro IV. (967–982)

B[V]ermond/Bermudo II. (982–1000)

Alfonso V. (1000–1029)

Fernando (1029–1037), tötet seinen

Vetter Bermudo III. im Jahre 1029

Ordoño II. (914–924)

Fruela II. (924–925)

Alfonso Froilaz (925–926)

Alfonso IV., d. Mönch (926–931)

Ramiro II. (931–951)

Ordoño III. (951–955)

Sancho I., der Dicke (955–958 und
960–965)

Ordoño IV., d. Böse (958–960)

Ramiro III. (965–985)

B[V]ermudo II. (985–999)

Alfonso V., d. Edle (999–1028)

B[V]ermudo III. (1028–1035)

getötet von Fernando 1035

1037 Vereinigung von León und Kastilien

Fernando I. (Bermudotöter) der Große von León und Kastilien (1037–1065)

der angelsächsischen Literatur hingegen, Peter Linehan [1993, 76], bescheinigt Prelog „den besten Zugang“ zum Problem:

„Tatsache bleibt, daß unser gesamtes Wissen über die Jahre direkt nach 711 aus Texten stammt, die aus den späten 800er Jahren datieren und daß

unsere frühesten Handschriften dieser Texte noch einmal hundert Jahre später geschrieben wurden. Tatsächlich datieren die frühesten vorhandenen Manuskripte der gelehrten Version der Chronik [...] sogar erst aus dem 16. Jahrhundert“ [Linehan 1993, 76 f.; Übers. hier und im Weiteren G.H.].

Doch lassen wir Prelog selbst zu Worte kommen. Er beginnt mit der Widerlegung des Werkes von Spaniens bedeutendstem Historiker nach 1945, Claudio Sánchez-Albornoz (1913–1984). Der hatte in *Orígenes de la nación española* [1972 ff.] für alle Welt glaubhaft gemacht, dass bereits Alfonso der Keusche (791–824) eine Chronik geschrieben und natürlich auch existiert habe. Von solcher Überlieferung bleibt nichts:

„Es hat kein *misterioso cronicón del siglo VIII*, keine verlorene Chronik aus der Zeit Alfons' II. als Hauptquelle Alfons' III. gegeben. [...] Im Gegenteil, es hat sich herausgestellt, dass wir nicht einmal den Text von Alfons III. eigenem Werk besitzen. Dieses ist verloren und für uns nur auf dem Weg über eine nach dem Tod des Verfassers entstandene Neufassung zu erschließen, welche ebenfalls nicht erhalten [ist].“ [Prelog 1980, CLXXXVI]

An eine verlorene Überarbeitung in den Jahren 910–914 eines verlorenen Textes, der 877–881 geschrieben worden sein soll, glaubt Prelog nun genau so entschlossen wie alle anderen. Der Grund dafür ist verständlich. Es ist der *horror vacui*, das Entsetzen vor Hunderten von leeren Jahren, an deren Existenz geradezu mit Inbrunst geglaubt wird. Prelog klammert sich an ein Alfonso-Opus, weil dieser „erste historiographische Versuch auf christlichem Boden seit dem Ausgang der Westgotenherrschaft“ in der „asturischen Historiographie eine zentrale Stellung einnimmt“ [Prelog 1980, CLXXVII]. Irgendeinen Zweifel an der frühmittelalterlichen Geschichte Asturiens mit all ihren Königen als solcher verspürt eben auch ein Prelog niemals. Er ist beileibe kein Adam Naruszewicz (1733–1796), der schon im späten 18. Jh. die zwölf frühmittelalterlichen Könige Polens ersatzlos streicht [Heinsohn 2003a]. Auch dieser kühne Bischof von Riga hat allerdings die betreffenden Jahrhunderte als solche nicht bestritten. Deshalb musste er den Polen ein dunkles Zeitalter hinterlassen. Gleichwohl zog er es vor, sich eher mit dieser Leere abzufinden, als sein Gewerbe durch Vortäuschungen ins Zwielflicht zu rücken. Dieser Tugend folgt später Simon Dubnow, als er dagegen wettet, die sich in der Mittelaltergeschichte „auftuenden Abgründe gleichsam mit einem Papiergerüst überdecken“ zu wollen [Dubnow 1926a, 561].

Nun ist eine „zentrale Stellung“ Groß-Alfonso nach dem Verlust Keusch-Alfonso unbestreitbar. Eine Historiographie allerdings, die diesen Namen verdient, ist davon nicht betroffen. Das ahnt der Brite Linehan viel mutiger als seine deutschen Kollegen:

„Gemeinsam mit allen anderen historischen Materialien für die Zeit bis

984 gelangte im 12. Jahrhundert der Text der Chronik von Alfonso III. in die Hand von Bischof Pelayo von Oviedo. Pelayo war ein Gigant unter den Fälschern zu einer Zeit, in der er dafür scharfe Konkurrenz und jede denkbare Möglichkeit hatte. ‚Er hat immer, immer und immer gefälscht‘, wenn es nach Sánchez-Albornoz geht. [...] Für den Augenblick reicht die Feststellung, daß Bischof Pelayos skrupelloser Einsatz für die Interessen der Kirche von Oviedo ernste Probleme für alle Historiker irgendeines Zeitraums vor seinem Abtritt von der Szene im Jahre 1129/30 aufwirft. [...] Haben die Tintenfinger Pelayos von Oviedo für alle Zeiten verdunkelt, was auch immer die alfonsinische Chronik an authentischem Material über Spaniens Geschichte nach 711 [und bis 1130; G.H.] enthalten haben mag?“ [Linehan 1993, 78, 79, 81].

Eine angebliche Chronik aus dem 9. Jh., die zu 100 % verloren ging, aber im 10. Jh. eine Überarbeitung erfahren haben soll, von der es ebenfalls keinen einzigen Schnipsel gibt, sei bis zum 12. Jh. nur in Abschriften weitergereicht worden, von denen jede einzelne wiederum spurlos vernichtet worden sei. Eine jedoch sei wenigstens dem Bischof Pelayo in die Hände gefallen. Der habe sie umgehend durch eine Fälschung ersetzt und die an ihn gelangte Kopie restlos beseitigt. Pelayos gewieft Fälschung habe dann bis zum 16. Jh. irgendwo unerkannt gelegen, sei dann jedoch einmal kopiert worden. Anschließend sei die Originalfälschung vernichtet worden, während sich ihre Kopie – Gott sei Dank – bis heute erhalten hat. Auf dieser Fiktion aus der Renaissance beruht Spaniens frühmittelalterliche Geschichte.

Man kann Linehans „für alle Zeiten verdunkelt“ leichthin zustimmen, ohne allerdings seiner Verzweiflung anheim zu fallen, wenn man die betroffenen Jahrhunderte einfach streicht. Verdunkeln kann man nur real verlaufene Geschichtszeit. Wer die Jahrhunderte nicht etwa als schwer durchdringlich auffasst, sondern als fiktiv erkennt, bekommt mit den aberwitzigen Chronikspielchen für einen Groß-Alfonso lediglich einen zusätzlichen Beweis für die Nichtexistenz von 300 Jahren in die Hand.

Dass Bischof Pelayo im 12. Jh. die Interessen seines Machtbereichs Oviedo in die Königslisten zur Auffüllung des 8. und 9. Jhs. einfließen lässt, ist offensichtlich. An den Beginn einen Mann mit seinem eigenen Namen Pelago zu stellen, verrät schon Chuzpah. Zugleich lässt er sich in seiner religiösen Programmatik von niemandem übertreffen. Denn in dieser schweren Anfangsstunde Spaniens habe kein Geringerer als „Christus den Pelagius zur Macht eines Königs erhoben“ [Bronisch 1998, 114]. Da übertrifft der Mann aus Oviedo noch den Krakauer Bischof Vincentius Kadlubek (1150–1223), der die meisten der von Naruszewicz getilgten fiktiven Frühkönige Polens geschöpft und dabei zu Ehren seines Landesherren Leszek gleich vier weitere Leszeks in die fiktive Zeit gesetzt hatte [Heinsohn 2003a].

Bei seinen westgotischen Königen bemüht sich Pelayo durchaus um Anlehnung an reale Figuren. Suinthila als letzter realer Feldherr und Fürst der Westgoten vom Beginn des 7. Jhs. erlebt bei ihm eine Wiederverwendung als Sindered, letzter Fürst Toledos bei einer arabischen Eroberung von 711. Diesmal führt natürlich kein Feldherr die Westgoten, sondern der oberste Bischof. Auch in weiteren Gotennamen Pelayos mögen sich reale Figuren aus der Zeit nach der realen muslimischen Eroberung im 10. Jh. verstecken. Die arbeitet ja nicht nur mit militärischen Siegen, sondern – womöglich noch schneller – mit Konversionen. Die muslimischen Truppen in Spanien bestehen nur zu einem kleinen Teil aus Arabern. Mehrheitlich sind sie Berber von der Gegenküste an der Gibraltarmeerenge. Auch westgotische Edle sind zum Islam konvertiert und haben sich so erheblichen Feudalbesitz erhalten können. Namen solcher Geschlechter dürfte Pelayo gekannt und für seine fiktiven Chronologien verwendet haben. Aus realen Personen und Pelayos fiktiven Figuren lassen sich folgende Gleichsetzungen vornehmen (Fiktives kursiv):

Rekkared (586–601)	=	<i>Rekkeswinth</i> (653–672)
Suinthila, Feldherr Sisebuts	=	<i>fiktiver Sindered flieht</i> = Abd-er-Rahman „III.“
von Toledo im Jahre 612;	712 vor	<i>Muslimen</i> erobert 932 Toledo
<i>selbst Koenig</i> von 621–631.	aus	Toledo

1087 wird Toledo von den Mauren zurückerobert und fungiert dann bis 1561 als Hauptstadt Kastiliens. Erst Philipp II. (1555–1598) verlegt die Residenz nach Madrid. Die Zeit muslimischer Vormacht auf der iberischen Halbinsel ist insofern mit den eineinhalb Jahrhunderten zwischen 932 und 1087 einigermaßen präzise umrissen. Dabei darf das Jahr 932 nicht dogmatisch gehandhabt werden. Es kann auch 940 oder 950 gewesen sein. Bei den arabischen Überlieferungen, wie gleich in Erinnerung zu rufen ist, handelt es sich ja ebenfalls um Texte, die im Nachhinein verfertigt wurden.

Da bis in das 20. Jh. hinein die alten Königszählungen nicht nur gelten, sondern auch auswendig gelernt werden, hat man heute damit zu leben, dass der erste nicht bezweifelte Alfonso bis auf weiteres als Alfonso IV. in den Büchern steht. Den „Ersten“ (I.), den „Keuschen“ (II.) und den „Großen“ (III.) kann nur noch behaupten, wer die Ergebnisse der quellenkritischen Forschung nicht ernst nimmt oder gleich ganz in den Wind schlägt. Zusätzlich haben die modernen Historiker aus rein innerchronologischen Gründen zur Abdeckung des Jahres 925/26 noch einen „Alfonso Froilaz“ ohne Ordnungszahl in ihre Königsliste bugsiiert, so dass insgesamt vier Alfonsos vor Alfonso IV. als erstem unstrittigen König Alfonso stehen. Immerhin geht es damit den Spaniern noch besser als den Schweden, deren erster realer König Karl als VII. gezählt wird, da mittlerweile sechs Karle als fiktiv erkannt und ausgemustert wurden [Anwander/Illig 2004].

Am schwersten fällt den Asturiern der Verzicht auf Groß-Alfonso, der fast ein halbes Jahrhundert triumphiert und dabei die Größe von Asturien-León verdoppelt haben soll. Zweimal siegte er in Schlachten von Zamora, erst 868, am strahlendsten dann aber im Jahre 904 gegen einen Abd er-Rahman. Trost spenden kann da immerhin die echte Schlacht von Zamora aus dem Jahre 934. Auch hier geht es gegen einen Abd er-Rahman, der als „III.“ geführt wird nach einem „II.“ der „Zamoraschlacht“ von 904. Ramiro II. soll dabei nicht schlechter gesiegt haben als der zur Legende gewordene Groß-Alfonso. Leichter fällt dagegen der Verzicht auf Mauregat. Ein realer König war er zwar nicht. Aber kein Geringerer als Molière hat ihn 1661 in seinem *Dom Garcie de Navarre* unsterblich gemacht.

Wie aber steht es mit den Bauten Asturiens, an erster Stelle mit der Kathedrale San Salvador in Oviedo? Sie

„wurde im romanischen Baustil im Jahre 802 begonnen. Im 12. Jahrhundert wurde ein erster Ausbau begonnen, und im 16. Jahrhundert vollendete man den Sakralbau.“ [Spain 2005]

So oder so ähnlich liest man es in den Beschreibungen des fulminanten Gebäudekomplexes. Was man von ihm finden kann, stammt frühestens aus dem 12. Jh. Aber woher rührt der empirisch nicht nachweisbare Baubeginn von 802? Aus dem so genannten Testament, das Keusch-Alfonso 812 verfasst haben soll. Schon zu Beginn des 20. Jhs. ist dieser Text als nicht-authentisch erkannt worden [Barrau-Dihigo 1919, 48 f., 59 ff.]. Weil man Handfestes nun aber nicht hat, wird er dennoch weiter mitgeschleppt. Dieser Text

„gilt als Stiftungsurkunde der Kathedrale San Salvador in Oviedo, die mit einer Grundausrüstung an Kreuzen, Kelchen, Altarschmuck, liturgischen Büchern, mit Geistlichen und Unfreien und nicht zuletzt mit Gebäuden versehen wird“ [Bronisch 1998, 113].

Wer konnte Interesse haben an einem solchen Beleg für eine königliche Schenkung schon lange vor seiner Zeit? Der „Tintenfinger“? Gewiss, und der hat noch mehr geleistet. Der „von Bischof Pelayo überlieferte Text der Inschriften in der Salvatorkathedrale von Oviedo“ [Bronisch 1998, 123] gilt nämlich als weiterer Beweis für die nicht auffindbaren Mauern von 802, auf denen die Inschriften lesbar gewesen sein sollen. Der fromme Hirte Pelayo hat sich im 12. Jh. Keusch-Alfonso's Schenkungs-Urkunde selbst zum Geschenk gemacht und – wohl wissend, dass Handarbeit am meisten Freude bereitet – die Gabe ganz persönlich daheim verfertigt. Ein solcher Fälschungsakt ist menschlich und lässt sich gut verstehen. Allerdings darf man an ihn keine Architekturdaten hängen. Und eben das ist für alle Bauten Asturiens geschehen, die heute dem 9. und frühen 10. Jh. zugeordnet werden. Rein baugeschichtlich gehören sie in das 11. und 12. Jh. [im Detail bereits Illig 1995; 1999, 107 ff.]. Asturien-León hat mithin weder Texte noch Bauten aus dem 8.

und 9. Jh. Was bei den Westgoten fehlt, kann aus dem Nordwesten der iberischen Halbinsel nicht ausgeglichen werden.

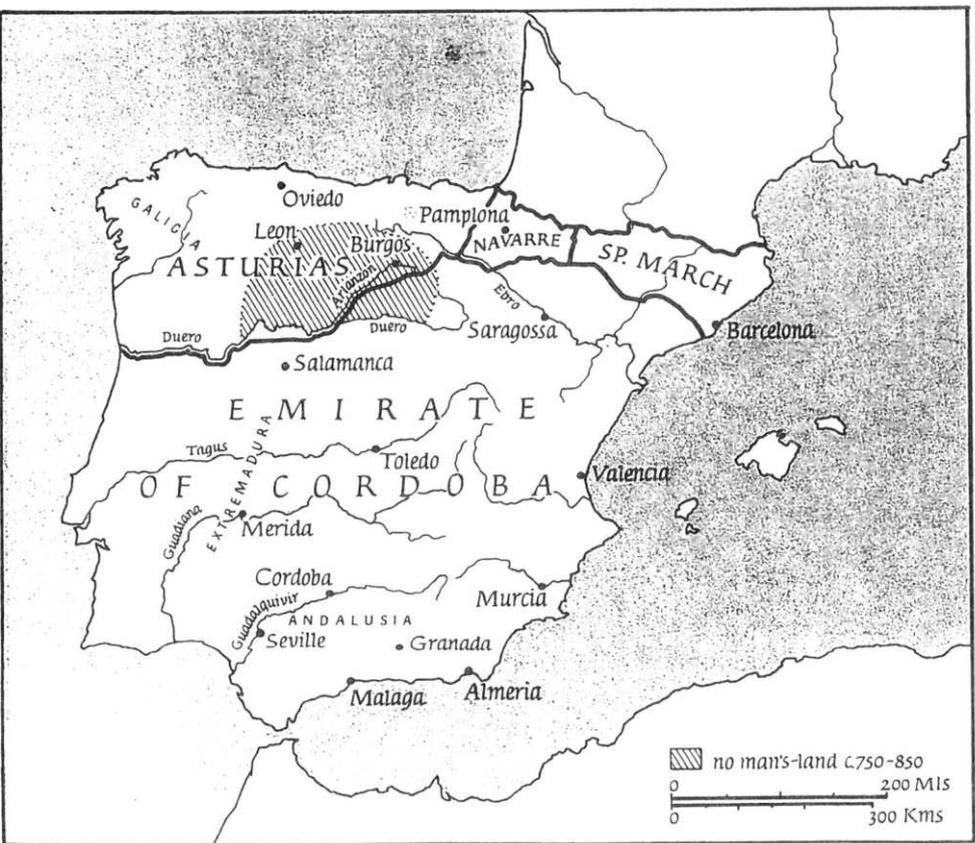
III. Können Spaniens Muslime die Jahrhunderte beleben, die bei Westgoten und Asturien-León tot bleiben?

Araber sollen unter einem sarazenischen Feldherrn Tariq ibn Zyad aus Tanger das heutige Gibraltar (= Berg Tariqs) im Jahre 711 von einem Roderich erobert haben. Mit dessen Tod in der Schlacht am Flüsschen Guadalete (südlich von Arcos de la Frontera) sei auch das Schicksal Toledos besiegelt gewesen. Seine Bevölkerung sei geflohen. Der nach dem gefallenem König mächtigste Mann, der Metropolit Sindered, sei nach Rom entkommen.

Bis 755 sei die gesamte iberische Halbinsel mit Ausnahme von Asturien-León im Nordwesten muslimisch geworden. Die Krieger unter dem Halbmond hätten kurzzeitig sogar in Südwestfrankreich das einstmals westgotische Septimanie in Besitz genommen (zwischen Rhönemündung und Pyrenäen). 732 allerdings hätte Karl Martell ein arabisches Heer in der Provence bei Poitiers und Tours gestoppt. Ganz wie der Franke Chlodwig durch einen Sieg bei Poitiers im Jahre 507 die Westgoten für immer auf Spanien beschränkt habe, sei einem anderen Franken bei derselben Stadt dasselbe Kunststück mit den Muslimen gelungen.

Die muslimischen Siege auf der iberischen Halbinsel seien von permanenten inneren Streitigkeiten begleitet gewesen. Deshalb hätten sie erst um die Mitte des 8. Jh. durch den Ausnahmefürsten Abd-er-Rahman ihre glänzende politische Ausmünzung gefunden. Er werde 731 in Damaskus geboren, entkomme im Jahre 755 auf wunderbare Weise als einziger dem abbassidischen Blutbad an den Umayyaden und gelange nach Al-Andalus. Dort besiege und einige er mit seinen Truppen aus Syrern und Berbern die zerstrittenen arabischen Statthalter und wirke von 756–788 als erster seines Herrschernamens als Emir von Cordoba.

Die arabische Eroberung von Andalusien und dann fast des ganzen heutigen Spanien und Portugal (ohne Asturien, León und den Pyrenäensüdraum) wird von den Historikern immer wieder gerne ausgemalt. Dennoch sind sie aus einem bedenkenswerten Grund bei ihren Schilderungen nicht wirklich glücklich. Es gibt nämlich nur einen einzigen Text über die großartigen Ereignisse der Eroberung. Diese Chronik aus der Hand von Mozarabern (unter dem Islam lebenden Christen), die *Crónica mozárabe de 754* [López Pereira 1980] sei „mit an Sicherheit grenzender Gewißheit 754 in Toledo“ verfasst worden [Linehan 1993, 73]. Die Sicherheit liegt nur deshalb nicht bei vollen hundert Prozent, weil die erste vorzeigbare Fassung des Textes von 754 aus dem „zehnten Jahrhundert“ stammt [Linehan 1993, 74]. Zu hundert Prozent sicher ist man nur, dass vom Original absolut nichts erhalten ist. Das ist schon beklä-



Moderne Vorstellung über die Ausdehnung von Abd-er-Rahmans Emirat von Córdoba nach 760 mit „frei“ gebliebenem Asturien-León [Jackson 1972, 18]

Heutige Vorstellungen über die Herrscher der Umayyaden in Córdoba aus Kompilationen seit dem 10./11. Jh.

[Vones 1993, Zeittafel; für 711-766 Sumner 1986]

Abd-er-Rahman I. (766–788); siegt über Córdoba; Gewaltige Roncesvalles-Schlacht in Navarra mit Schwächung von Großkarl (Roland, 788); Eroberer der iberischen Halbinsel, gewinnt aber nicht Asturien. Als Tyrann gefürchtet. Stärkster Herrscher in Europa.

Hisam I. (788–796)

a-Hakam I. (796–822)

Abd-er-Rahman II. (822–852); siegt über zerstrittene muslimische Lokalherren und schafft von Cordoba her zentralisierten Einheitsstaat, verliert gegen Asturien bei Zamora. Glänzendster Herrscher in Europa.

Muhammad I. (852–886)

Abdallah (888–912)

Abd-er-Rahman III. (912–961); siegt über zerstrittene muslimische Lokalherren und Christen im Norden. Er schafft 929 das Kalifat Cordoba, gewinnt aber nicht Asturien; gewaltige Valdejuquera-Schlacht in Navarra mit Schwächung von Asturien-León/Navarra 920, als Carolus Simplex Kaiser ist und in Marca Hispanica (Katalonien) Münzen schlägt. Erobert die iberische Halbinsel, verliert aber gegen Asturien bei Zamora. Stärkste Armee und Flotte in ganz Europa.

1031 Ende des 929 einsetzenden goldenen Jahrhunderts der iberischen Umayyaden durch Zerfall des Kalifats in 23 zerstrittene muslimische Lokalherrschaften (Taifas).

genswert genug. Unfasslich ist überdies, dass auch von sämtlichen Abschriften aus bald 200 Jahren nicht ein einziger Schnipsel überdauert hat. Gott sei dank habe sich wenigstens die Kopie aus dem 10. Jh. nie wieder verflüchtigt.

Am empörendsten jedoch sei, daß Ignacio Olagüe [1969; dazu schon Topper 1998] die *Crónica* wegen Inhalt und Erstellungsdatum frühestens im 10. Jh. „als Beleg der Ereignisse in den Jahren 711-715 für vollkommen wertlos hält“ [Linehan 1993, 74]. So sei es nach Olagüe unmöglich gewesen, die für Tariq ibn Ziyad überlieferten 25.000 Mann auf den ebenfalls überlieferten vier Schiffen über die Meerenge von Gibraltar zu setzen. Das hätte 70 Tage gedauert, so dass die Westgoten in Ruhe eine Bootsladung nach der anderen hätten ersäufen können. Auch bestreitet Olagüe den religiösen Charakter der großen Moschee von Córdoba. Ihr Wald aus Bogengängen biete keinen einsehbaren Zentralplatz für Priester oder Imam und müsse deshalb vom Arianismus der Westgoten inspiriert sein [vgl. Topper 473]. Dabei findet er sogar vereinzelt Zustimmung [Pym 2003].

Olagüe hat versucht, sich auf das Fehlen von Quellen aus dem 8. Jh. und auch auf das immer wieder beklagte Ausbleiben archäologischer Funde bei gleichzeitiger Unstrittigkeit von iberischem Islam in späterer Zeit einen Reim zu machen. Er behauptet deshalb, dass es niemals eine arabische Invasion der Halbinsel gegeben habe. Die ersten Muslime seien nichts anderes als spätantike christliche Konvertiten zum Islam gewesen, die arabische und berberische Muslime dann offen empfangen hätten. Für diese Annahme wird er schwer gescholten, weil man seine „Methodologie als fehlerhaft entwertet“ habe [Linehan 1993, 74]. Dennoch will man nicht zur Tagesordnung übergehen. Jeder neue Autor fühlt sich bemüßigt, Olagüe von neuem in die Schranken zu weisen. Die Situation steht auch deshalb bei einer Art Patt, weil Olagüe an die Existenz der Periode 711–912, in der seine Gegner die muslimischen Vorstöße ansiedeln, nicht weniger entschlossen glaubt als sie. Er pocht auf die zeitliche Fehlpassung und die Unsinnigkeit der „Quellen“. Seine Gegner bestehen darauf, dass über zwei Jahrhunderte hinweg, die schließlich auch Olagüe einräume, doch nicht einfach gar nichts geschehen sein könne. Überdies sei der Islam des 10.–15. Jh. in seiner Sozialstruktur stammesmäßig arabisch, also nicht von hispano-römischen Substraten herleitbar [Guichard 1974]. Dennoch bleibt Olagüe nicht wirkungslos. Spätere Autoren überbieten sich, die Armee der muslimischen Eindringlinge kleinzuschreiben. Abgesehen von Berbern sei „ihre Zahl vernachlässigbar“ [Jackson 1972, 11] bzw. wären „die Invasoren zahlenmäßig relativ schwach“ gewesen [Linehan 1993, 73]. Es sei „extrem zweifelhaft, daß [selbst] bei der Eroberung Nordafrikas auch nur ein einziger Araber beteiligt war. Entsprechend wurde die Eroberung Spaniens ausschließlich von Berbertruppen unter syrischen und eigenen Kommandeuren besorgt“ [Roth 1994, 44 f.].

Was aber sagen zeitgenössische arabische Quellen aus al-Andalus selbst über die Eroberung? Nichts, da weder aus dem 8. noch aus dem 9. Jh. irgendetwas Schriftliches existiert. Es gibt wiederum nur spätere Chroniken zweifelhafter Überlieferungsgeschichte. Die ältesten „Kompilationen“ gehen „im großen und ganzen auf das 10. und das frühe 11. Jahrhundert zurück“ [Münzel 1994, 3]. Das erste und allerälteste Werk ist

„unter dem Kurztitel ‚Ahbar magmuca‘ (Gesammelte Nachrichten) bekannt; es handelt sich um eine anonyme Sammlung, die Nachrichten von der muslimischen Eroberung bis zur Regierungszeit Abd ar-Rahmans III. (912–961) enthält. [...] Emilio Lafuente y Alcántara edierte und übersetzte das Werk 1867 nach der einzigen bekannten Handschrift in Paris“ [Münzel 1994, 3, 16].

Einer der Kompilatoren habe nach Einschätzung von Sánchez-Albornoz sowohl den ersten Teil (711–741) als auch den letzten Teil (912–961) geschrieben. Niemand weiß, wie er im späten 10. Jh. über das frühe 8. etwas

wissen konnte. Der Inhalt dieser einzigen Handschrift sei „als Ganzes [...] im ersten Drittel des 11. Jahrhunderts“ fertig gewesen [Münzel 1994, 19].

Ob der Text tatsächlich bereits gegen 1030 oder noch später fertiggestellt wurde, mag hier dahin gestellt bleiben. Sicher ist nur, dass der nach allgemeinem Konsens älteste verfügbare arabische Text überhaupt nicht als zeitgenössische Quelle für die Zeit von 711 bis mindestens 1000 gewertet werden kann. Ältere Vorlagen und mündliche Überlieferungen werden zwar angenommen. Dieser Schatz aus bald 300 Jahren sei jedoch bis auf den letzten Buchstaben verloren gegangen.

Das oben wiedergegebene chronologische Destillat aus diesen späten Texten verdeutlicht sehr schnell, dass alle drei Abd-er-Rahmans nicht nur denselben Namen tragen, sondern auch dasselbe tun. Alle drei müssen gegen rivalisierende islamische Kleinherrscher antreten. Alle siegen dabei und alle schaffen dann einen mächtigen Einheitsstaat. Alle drei können Asturien in ihr Reich nicht einschließen. „II.“ und „III.“ verlieren eine Schlacht gegen Asturien-León bei Zamora. „I.“ und „III.“ feiern große Siege gegen Christen in Navarra (Roncesvalles und Valdequera). Offensichtlich ist Material über den realen Abd-er-Rahman aus dem 10. Jh. für die leeren Jahrhunderte mehrfach wiederverwendet worden:

„Abd ar Rahman III. hat sich also nicht der Reconquista erwehrt und eine Gegenreconquista eingeleitet, sondern die erste arabische Offensive überhaupt gegen die spanischen Christen vorgetragen“ [Illig 1995, 54].

Wie für Toledo bereits erwähnt, mangelt es generell an islamischen Bauten aus dem 8. und 9. Jh. Längst ist ausführlich gezeigt worden, dass die gerade mal elf [Collins 1998] noch in diese Zeit datierten Beispiele ins 10. oder 11. Jh. gehören und die „300.000“ [Lombard 1992, 150] Einwohner für ein Córdoba im 9. Jh. selbst die Tintenfinger eines Pelayo von Oviedo weiß aussehen lassen [Illig 1999, 103 ff.]. Damit fehlen auf der gesamten iberischen Halbinsel neben westgotischen und asturischen auch arabische Quellen direkt aus dem 7. bis 10. Jh. Zu Beginn des 7. Jhs. gibt es die letzten und zu Beginn des 10. die daran sich anschließenden Stimmen und Artefakte. Dazwischen ist nichts.

IV. Können jüdische Quellen die Jahrhunderte füllen, die bei Westgoten, Arabern und Asturiern fehlen?

Juden bilden das exemplarische Schriftvolk auf der iberischen Halbinsel in Antike und Mittelalter. Dass in Spanien ihre frühmittelalterlichen Texte fehlen, obwohl sie dort nach den westgotischen Bedrückungen seit 711 Glaubensfreiheit genießen sollen, ist früh aufgefallen:

„Ein historiographisches Problem für sich bildet das arabische Spanien. Über die Lage der Juden zur Zeit der Eroberung des Landes durch die



Ausdehnung der zerstrittenen muslimischen Teilherrschaften (Taifas) nach 1031 und vor 1087 mit der Reconquista von Toledo [Guichard 2000, 258]

Araber sowie in den folgenden anderthalb Jahrhunderten des Kalifats von Cordoba ist weder von den jüdischen noch von den arabischen Chronisten Genaueres zu erfahren, so daß in der Kette der Entwicklung eine unausfüllbare Lücke klafft. So scheint denn das uns in der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts, in der Zeit des Kalifen Abdurrahman III. und des Chasdai ibn Schaprut [seines jüdischen Wesirs], auf der Pyrenäischen Halbinsel entgegretrende große jüdische Kulturzentrum gleichsam aus dem Nichts hervorgesprossen zu sein. Im XI. Jahrhundert setzt bereits die arabisch-jüdische Renaissance ein“ [Dubnow 1926 b, 471].

Gibt es neue Funde seit der Verblüffung des Altmeisters der jüdischen Geschichtsschreibung? Hans-Georg von Mutius [1990] hat sich noch einmal an die Arbeit gemacht und vor allem auf „Risponsas“ konzentriert, die als gelehrte Anwendung der alten Talmud-Vorschriften auf die jeweilige Zeit gewissermaßen das tägliche juristische Brot des Judentums darstellen. Etwa 50 Rechtsentscheide hat er [ebd., Vorwort] sich vorgenommen:

„Mit diesem Werk lege ich die bisher wohl ältesten Zeugnisse spanisch-jüdischer Rechtsgelehrsamkeit in deutscher Übersetzung vor.“

Und dennoch gibt es die allerfrühesten Entscheidungen eines Mose Ben Henoch erst „seit Mitte des 10. Jahrhunderts“ bzw. „etliche Jahre vor dem Tode des Kalifen, der 961 verstarb“ [Mutius 1990, IV/V]. Es wiederholt sich die Situation von Sizilien [Heinsohn 2003b]:

„Goitein's Studien [1967–1993] der Dokumente aus der Kairo Geniza haben unsere Kenntnis des mittelalterlichen Mittelmeergebietes gewiß unermesslich erweitert. Allerdings – und bedauerlicherweise – enthalten diese Dokumente keine Informationen zum Süditalienhandel vor dem 11. Jahrhundert“ [Kreutz 1991, 184, Anm. 53].

V. Kein frühmittelalterliches Spanien und ein Gedankenexperiment

Frühmittelalterliche Evidenz für Spanien bzw. die iberische Halbinsel mit einer Lücke von drei Jahrhunderten

- 1087 Muslime verlieren Toledo
Zeitgenössische Gräber, Texte, Bauten, Artefakte und Münzen für Muslime und Asturien-León sind rar, werden aber ergänzt durch bisher fälschlich ins frühe 7. bis frühe 10. Jh. datierten Stücke. Jüdische Quellen fließen reichlich.
- 932 Eroberung von Toledo durch Abd-er-Rahman „III.“ als erste reale muslimische Eroberung weiter Teile Iberiens

Zeitgenössische Texte, Bauten, Artefakte und Münzen fehlen weitgehend für Islam und Asturien-León und gänzlich für Juden. Keiner-

lei Gräber. Die raren bisher ins 8./9. Jh. datierten Stücke passen problemlos ins 10./11. Jh., das durch diese Ergänzungen Glaubwürdigkeit gewinnt.

- 717 Angebliche Begründung von Asturien-León
711 Angebliche islamische Niederwerfung der Westgoten
-

Zeitgenössische Texte, Bauten, Artefakte und Münzen fehlen fast gänzlich für Westgoten und völlig für Juden. Keinerlei Gräber. Die raren bisher in diese Zeit datierten Stücke passen problemlos in das 6. Jh., das durch sie viel glaubwürdiger wird.

- 612/21 Westgoten verschwinden in Nachrichtenloch
-

Zeitgenössische Gräber, Texte, Artefakte und Münzen sind vorhanden.

- 507 Westgoten durch Franken auf Spanien zurückgeworfen
-

Kann man darauf rechnen, dass die akademische Mediävistik die Grundregeln der Historiographie auch auf das Frühmittelalter anwendet, also schweigt, wo schriftliche Zeugnisse und andere Artefakte fehlen? Sicher nicht. Aber ihren jungen Scholaren kann man ein Gedankenexperiment vorschlagen: Versucht einmal zu ermitteln, was an unstrittig echtem Material übrig bleibt, wenn die ganze Geschichte noch einmal neu, aber mit 300 Jahren weniger geschrieben werden muss. Bleibt dann irgend etwas übrig, was nicht zwanglos in der Zeit vor 614 oder nach 910 untergebracht werden kann, mag der Streit in aller Heftigkeit entbrennen.

Literatur

- Amory, P. (1997), *People and Identity in Ostrogothic Italy, 489-554*, Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Fourth Series 33, Cambridge
Anwander, G., Illig, H. (2004), "Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust", in *Zeitensprünge*, Bd. XVI, Nr. 2, S. 350-357
Ashtor, E. (1973), *The Jews of Moslem Spain*, Philadelphia
Barrau-Dihigo, L. (1919), "Études sur les Actes des rois asturiennes (718-910)", in *Revue Hispanique*, Bd. 46, S. 1-192
Bronisch, A. P. (1998), *Reconquista und Heiliger Krieg: Die Deutung des Krieges im christlichen Spanien von den Westgoten bis ins frühe 12. Jahrhundert*, Münster
Campos, J., Hg. (1960), *Juan de Biclara, obispo de Gerona. Su vida y su obra*, Madrid
Christe, Y. et al. (1988), *Handbuch der Formen- und Stilkunde: Mittelalter* (1982), Wiesbaden
Claude, D. (1970), *Geschichte der Westgoten*, Stuttgart

- (1988), „Untersuchungen zum Untergang des Westgotenreiches (711-725), in Historisches Jahrbuch, Bd. 108, S. 329-358
- Collins, R. (1998), Spain: An Oxford Archaeological Guide, Oxford
- Dubnow, S. (1926a), Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von seinen Urfängen bis zur Gegenwart. In zehn Bänden. Orientalische Periode. Band III: Vom Untergange Judäas bis zum Verfall der autonomen Zentren im Morgenlande / Die Geschichte des jüdischen Volkes im Orient: Vom Untergange Judäas bis zum Verfall der autonomen Zentren im Morgenlande, Berlin
- (1926b), Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von seinen Urfängen bis zur Gegenwart. In zehn Bänden. Europäische Periode. Band IV: Das frühe Mittelalter / Die Geschichte des jüdischen Volkes in Europa: Von den Anfängen der abendländischen Diaspora bis zum Ende der Kreuzzüge, Berlin
- Eickhoff, E. (1966), Seekrieg und Seepolitik zwischen Islam und Abendland: Das Mittelmeer unter byzantinischer und arabischer Hegemonie (650-1040), Berlin
- Goitein, S.D. (1967-1993), A Mediterranean Society. The Jewish Communities of the Arab World as Portrayed in the Documents of the Cairo Geniza, 6 Bände, Berkeley · Los Angeles
- Guichard, P. (1974), „Les Arabes on bien envahie l’Espagne“, in Annales. Économies. Sociétés. Civilisations, Bd. 29, S. 1483-1513
- Heinsohn, G. (2003a), „Die Streichung der polnischen ‘Karolinger‘“, in Zeitensprünge, Bd. XV, Nr. 1, S. 137-149
- (2003b), „Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke“, in Zeitensprünge, Bd. XV, Nr. 3, S. 540-555
- Illig, H. (1991), „Die christliche Zeitrechnung ist zu lang“, in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart, Bd. III, Nr.3/4, 69, S- 4-20
- (1995), „Spaniens Wirrungen im frühen Mittelalter: Architektur – ERA-Rechnung – Reconquista, in Zeitensprünge, Bd. VII, Nr. 1, S. 36-55
- (1998), Das erfundene Mittelalter (1992¹), München · Düsseldorf
- (1999), Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden, München
- Jackson, G. (1972), The Making of Medieval Spain, New York
- Jordanes (1882), Getica, hgg. Von Th. Mommsen, in Monumenta Germaniae historica: Auctores antiquissimi, Bd. 5, Teil I
- Kreutz, B.M. (1991), Before the Normans: Southern Italy in the Ninth and Tenth Centuries, Philadelphia
- Levison, W., Hg. (1976), „Julianus Toletanus: Sancti Juliani Toletanae sedis episcopi historia Wambae regis“, hgg. von Wilhelm Levison (1913), in J.N. Hilgarth, Hg., Sancti Juliani Toletanae sedis episcopi opera, Pars I, Corpus Christianorum, Series Latina CXV, Turnhout
- Linehan, P. (1993), History and the Historians of Medieval Spain, Oxford
- Lombard, M. (1992), Blütezeit des Islam: Eine Wirtschafts- und Kulturgeschichte, 8.-11. Jahrhundert (1971), Frankfurt/M.
- López Pereira, J.E., Hg. (1980), Crónica mozárabe de 754, Zaragoza
- mediaevistik.de (2005), „Die gotische Sprache“, www.mediaevistik.de/gotische_sprache.htm

- Molinero Pérez, A. (1948), *La necropolis visigoda de Duraton (Segovia) : excavaciones del plan nacional de 1942 y 1943*, Madrid
- Moréri, L. (1717), *Le Grand Dictionnaire Historique: Dixième Edition, IV Bücher in zwei Bänden und zwei Supplements in je einem Band, Bd. III*, Amsterdam et al.
- Münzel, B. (1994), *Feinde, Nachbarn, Bündnispartner: ‚Themen und Formen‘ der Darstellung christlich-muslimischer Begegnungen in ausgewählten historiographischen Quellen des islamischen Spanien*, Münster
- Mutius, H.-G.v. (1990), *Rechtsentscheide jüdischer Gesetzeslehrer aus dem maurischen Cordoba*, Frankfurt/Main et al.
- Nelson, L. H (1991). *The Chronicle of San Juan de la Pena: A Fourteenth-Century Official History of the Crown of Aragon*, Philadelphia
- Olagüe, I. (1969), *Les Arabes n'ont jamais envahie l'Espagne*, Paris
- Pichard, J. (1966), *Die Malerei der Romanik*, Lausanne
- Prelog, J. (1980), *Die Chronik Alfons' III.: Untersuchung und kritische Edition der vier Redaktionen*, Frankfurt/Main et. al
- Pym, A. (2003), „Al-Andalus within Modern Spain. Notes on an Problematic Interdisciplinarity“, www.fut.es/~apym/on-line/al-Andalus.pdf
- Reyes de León (2005 a), *PRIMA MITAD DEL SIGLO X (951-999)*, <http://members.fortunecity.es/edepaz/siglox1.htm>
- (2005 b), <http://members.fortunecity.es/edepaz/siglox2.htm>
- (2005 c), Reyes de León, <http://webs.demasiado.com/carmenf/reyes.html>
- Ripoll, G., Palol, P. de (1990), *Die Goten. Geschichte und Kunst in Westeuropa*, Stuttgart
- Roth, N. (1994), *Jews, Visigoths and Muslims in Medieval Spain: Cooperation and Conflict*, Leiden
- Sánchez-Albornoz, C. (1972-75), *Origenes de la nacion espanola*, 3 Bände, Oviedo
- Scheibler, H. (1993), „Westgoten in Spanien (6. Jhd.). Frauengräber mit gotischer Tracht (Trachtensembles, Typen, Chronologie, Romanisierung)“, *Hauptseminararbeit im Hauptseminar: Siedelgebiete und Völkerwanderungen in der Frühgeschichte (1. Jhd. vor -7. Jhd. n.Chr.)*, WS 1992/93, www.hausarbeiten.de/faecher/hausarbeit/arl/4469.html
- spain 2005 = www.spain.info/TurSpainWeb/Images/BMM/Mediateca/Reportajesinfograficos/0341COVIEDDESWF.swf
- Sumner, G.V. (1986), „The Chronology of the Governors of al-Andalus to the Accession of Abd al-Rahman I“, in *Medieval Studies*, Bd. 48, S. 422-469
- Teillet, S. (1984), *Des Goths à la nation gothique: Les origines de l'idée de Nation en occident du V^e au VII^e siècle*, Paris
- Topper, U. (1998), „Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien“, in *Zeitensprünge*, Bd. X, Nr. 3, S. 466-491
- Vones, L. (1993), *Geschichte der Iberischen Halbinsel im Mittelalter 711-1480. Reiche - Kronen - Regionen*, Sigmaringen
- Zeiss, H. (1934), *Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich*, Berlin

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung

Andreas Birken

Die Anbindung der frühen Geschichte des Islam ist innerhalb der Mittelalterthese von Heribert Illig weiterhin unklar. Die entscheidende Frage ist, warum die frühe islamische Geschichtsschreibung mit den von Kaiser Konstantin VII., Porphyrogenetos um- oder neugeschriebenen Texten weitgehend übereinstimmt. Von der Klärung dieser Frage hängt es ab, wie z. B. die Hidjra, der Umzug des Propheten Muhammad von Mekka nach Medina, mit dem die muslimische Ära beginnt, in der revidierten Chronologie einzuordnen ist. Im Folgenden sollen deshalb einige Fragen diskutiert werden, die in diesem Zusammenhang relevant sind.

Nach der Tradition [das Folgende nach EF²] entstand der Korantext durch Niederschriften von Muhammads Schreibern und der Prophetengefährten. Diese Niederschriften waren nicht völlig identisch. Deshalb soll der 3. Kalif, 'Uthmân (644–56 n. Chr.), eine amtliche Redaktion befohlen haben. Die Abschriften wurden verteilt und die Anordnung erlassen, alle abweichenden Texte zu vernichten, was aber nicht überall geschah. Alle frühen Texte waren in der scriptio defectiva niedergeschrieben, das heißt ohne diakritische und Vokalzeichen. Mit den diakritischen Zeichen (Punkte über oder unter den Buchstaben) werden in der Grundform gleiche Konsonanten unterschieden. Einige Konsonanten werden ohne Punkte geschrieben, sind also immer eindeutig, andere gibt es mit oder ohne Punkt, mit ein oder zwei Punkten und in einem Fall gibt es fünf Varianten, die die Laute b, t, th, n und y bezeichnen. Die Vokalzeichen (Striche und Häkchen über oder unter dem Buchstaben) geben an, welcher der drei kurzen Vokale a, i und u dem Konsonanten folgt. Ferner gibt es ein Zeichen für Vokallosigkeit und für die Konsonantenverdoppelung sowie verdoppelte Vokalzeichen am Ende eines Wortes für die Kasusendungen der Substantive.

Dies ist der Ansatzpunkt für Lülings Beweisführung, dass Teile des Korans ursprünglich und in Wirklichkeit einen ganz anderen Inhalt hatten. Für die zeitliche Einordnung einer solchen theoretisch ja durchaus denkbaren Manipulation muss aber bedacht werden, dass der Koran nicht nur schweigend gelesen und studiert, sondern dass er stets und ständig rezitiert wurde. Dieses Rezitieren ist für den gläubigen Muslim genauso wichtig wie die Kenntnis und das Verständnis seines Inhalts. Daraus ergibt sich, dass die frühen Varianten nicht einfach verschiedene Lesarten, sondern auch verschiedene Vorlesarten waren. Das heißt wiederum, dass bei der Erstellung einer

amtlichen, kanonischen Lesart – wann auch immer – keineswegs von inhaltlich völlig verschiedenen Texten ausgegangen werden musste. Der Legende nach war denn auch der Ursprung der Redaktion unter 'Uthmân ein Disput unter den Koranrezitatoren bei den Streitkräften in Irak und in Syrien darüber, was die korrekte Lesung sei. Die Umdeutung von Lülings christlichen Hymnen muss also sehr früh geschehen sein.

Im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte wuchs die Zahl der verschiedenen Textversionen wiederum an, und dies, obwohl man nach und nach zur Vollschrift (*scriptio plena*) mit allen diakritischen und Vokalzeichen übergegangen war. Diese hatte sich zu Beginn des 10. Jh. n. Chr. weitgehend durchgesetzt; zugleich war aber die Zahl der Lesarten wieder auf gut 30 Hauptvarianten angewachsen. Dies machte eine neue Koranreform unabweisbar. Auf Vorschlag des Gelehrten Abû Bakr ibn Mudjâhid verfügte deshalb im Jahre 934 die abassidische Regierung in Baghdâd, dass künftig nur noch sieben Varianten als kanonisch zu betrachten wären. Ein anderer Gelehrter, Ibn Miqsam, der lehrte, dass alle grammatikalisch richtigen Lesarten des Konsonantentextes zulässig seien, wurde zum Widerruf gezwungen. Die sieben Lesarten setzten sich im Laufe des 11. Jhs. überall in der islamischen Welt durch. Davon sind heute nur noch zwei in allgemeinem Gebrauch. Die eine erschien 1924 in Ägypten als Standardversion und wird auch von den Schiiten in Iran benutzt; die andere ist nur in Nordwest- und Westafrika im Umlauf.

Aus dem 10. Jh. ist über diese Diskussionen reichlich Literatur überliefert, die auch zahlreiche Werke früherer Generationen von Korangelehrten zitiert, die nicht erhalten sind. Es kann eigentlich kaum bezweifelt werden, dass die muslimische Gesellschaft und Gelehrtensamkeit zu Ende der abendländischen Phantomzeit schon auf eine längere Tradition und Geschichte zurückblickte. Das passt nicht recht zur der Annahme, die Hidjra sei auf das Jahr 544 anzusetzen [Zeller 1993, 87], denn dann wären im Jahre 934 seit Muhammads Tod nur 83 Jahre vergangen gewesen, als nur zwei bis drei Generationen.

Es sei noch festgehalten, dass alle die genannten Varianten sich nur auf Kleinigkeiten beziehen, die den koranischen Lehrinhalt nicht berühren. Über solch fundamentale Unterschiede hat es nie einer Diskussion gegeben – insbesondere auch nicht zwischen den Konfessionen der Sunniten, Schiiten und Kharidjiten. Die Schiiten haben nur hin und wieder den Vorwurf erhoben, Aussprüche des Propheten zugunsten Alis seien unterdrückt worden, ohne aber je entsprechende Texte vorzulegen. Offenbar gab es auch in schiitischen oder fatimidischen Kreisen keine solchen Überlieferungen. Daraus ist zu schließen, dass der Korantext in Kern schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt festgestanden hat.

Diesen Punkt betont auch Donner [1998] eindringlich in seinem Buch über den Beginn der islamischen Geschichtsschreibung.

Fred McGraw Donner ist Professor für Geschichte des Nahen Osten an der Universität von Chicago. Er hat übrigens 1970–71 in Erlangen studiert und dort Lüling kennen gelernt. Sein Buch – *Narratives of Islamic Origins* – ist im Zusammenhang mit der Illigschen Mittelalterthese von großem Interesse, weil die Einordnung der frühen Geschichte des Islam nach wie vor ungeklärt ist. Unter *Islamic Origins* versteht Donner die Zeit von ca. 610 bis ca. 660 n. Chr., also die Periode des Wirkens des Propheten und der ersten vier Khalifen, in der sich die Herrschaft des Islam bis nach Libyen und Persien ausgebreitet haben soll. Die Quellenlage charakterisiert er so: So gut wie keine Inschriften, Münzen, archäologische Befunde oder Originaldokumente, nur Schriftquellen aus späterer Zeit – davon aber reichlich. Aber was von letzteren erzählende Quellen sind, so sind sie voll von blanken Widersprüchen bezüglich der Bedeutung der Ereignisse oder sogar des tatsächlichen Ablaufs. Viele Berichte präsentieren eindeutig anachronistische Informationen, andere liefern reichlich Hinweise auf Ausschmückungen und puren Erfindungen zum Zwecke politischer oder religiöser Apologetik. Diese missliche Quellenlage habe dazu geführt, dass einige Wissenschaftler, die den „skeptischen Ansatz“ vertreten, in den 70er-Jahren zu folgender Position gekommen sind [Donner 23]:

1. Der Qur'ân wurde als geschlossener Kanon heiliger Texte erst sehr viel später kanonisiert, als die muslimische Tradition annimmt – während des 2. oder sogar 3. Jhs. d. H.; deshalb kann der Koran selbst nicht als Zeugnis für die Anfänge des Islam, sondern nur für die seiner späteren Entwicklung genommen werden.

2. Die Berichte über die islamischen Anfänge müssen als Heilsgeschichte betrachtet werden, als idealisierte und polemisierte Schau der Vergangenheit, die selbst aus einer späteren Zeit stammen; sie enthalten keinen wahren historischen Kern, denn dergleichen Informationen wurden entweder nie überliefert oder wurden vollständig unterdrückt oder wurden, falls sie überlebten, unentwirrbar mit späteren Zusätzen durchsetzt.

3. Die Berichte über das Leben des Propheten sind Teil der Koranauslegung und kein vom Koran unabhängiges Zeugnis über die Anfänge des Islam.

Donners Einwand zu Punkt 1 wurde schon genannt. Zu Punkt 2 und 3 sagt er, dass der skeptische Ansatz nicht erklären kann, wie denn dann das spätere durchaus einheitliche Bild zustande gekommen sei, denn es habe nach 660 nie wieder eine einheitliche Politik oder Theologie gegeben, die eine solche Manipulation ermöglicht und keine Macht die sie je hätte durchsetzen können. Und dann [Donner 27; Übersetzung hier und im Folgenden A. Birken]:

„Die skeptische Schule verlangt von uns zu glauben, dass diese ungenannten Autoritäten, wer immer sie gewesen sein mögen, jedes Buch und jede

Überlieferung in jeder Handschrift in der ganzen muslimischen Gemeinschaft von Indien bis Spanien hätten ausfindig machen können, so dass keiner von der orthodoxen Standardposition abweichende Ansicht erlaubt wurde zu überleben.“

Dieses Argument Donners gilt in gleicher Weise auch für Annahme, dass jemand die islamische Geschichte der 'Umayyaden- und frühen 'Abassiden-Zeit hätte umschreiben können, denn im islamischen Bereich hat es um 900 oder danach niemanden gegeben, der eine Position vergleichbar der des Konstantin VII. Porphyrogenetos einnahm. Genau dieses habe ich 2002 in meinem Beitrag *Byzantinische Phantomzeit und Islam* ebenfalls gesagt. Auch auf dem Regensburger Jahrestreffen habe ich nichts anderes behauptet; da bin ich wohl [Illig 2003, 556] falsch verstanden worden. Sicherlich waren die Fatimiden Geschichtsfälscher, aber ihr Einfluss in der islamischen Welt war begrenzt. Zudem: Offensichtlich war ihr Stammbaum gefälscht, aber sie hätten wohl kaum den Versuch einer Fälschung unternommen, wenn der Tod der Prophetenkel Hassan und Hussain erst drei oder vier Generationen zurück gelegen hätte. Auch dafür käme ein Hidjra-Datum von 544 viel zu spät.

Das Problem ist, dass die Geschichtsversion at-Tabarīs mit der des Konstantin VII. übereinstimmt, obwohl sie vor dieser entstanden ist, so dass nur Konstantin von at-Tabarī abgeschrieben haben kann – nicht umgekehrt. Wenn man nicht bequemerweise den ganzen at-Tabarī und die islamische Tradition zu Fälschung erklären will, muss man die Lösung anderswo suchen. Z. B. wäre es möglich, dass die bei at-Tabarī vorkommenden Kaisernamen durch sachkundige Abschreiber später eingesetzt worden sind. Diese Annahme würde die Synchronisation entblockieren.

Aber zurück zu Donners Buch. Der erste Teil behandelt den Koran selbst mit allen textlichen und historischen Bezügen und zeigt, dass das Thema des Korans – anders als beim Alten Testament – in keiner Weise die Geschichte oder Heilsgeschichte ist, sondern die Frömmigkeit. Der Koran sagt seinem Leser, wie sich ein frommer Muslim zu verhalten habe. In ihm findet sich auch nichts darüber, wie die muslimische Gemeinschaft zu organisieren sei oder gar, wie deren Leiter zu bestimmen sei. Für solche fundamental wichtigen Dinge stützen sich die Gläubigen auf die überlieferten Aussprüche (hadīth) der Propheten und seiner Gefährten. Diese Hadithe werden durch Überlieferungsketten (isnād) beglaubigt, weswegen die Prüfung der Isnāds bald zu einer theologisch-juristischen Spezialdisziplin wurde, die reichhaltiges biographisches Material über die Frühzeit des Islam zusammentrug. Entsprechend legitimierten sich die frühen Kalifen zuallererst durch ihre Frömmigkeit, dann durch Abstammung (für die arabisch-beduinische Gesellschaft fundamental, für den Koran ganz und gar unerheblich), dann durch Berufung

auf den Willen Gottes und erst zuletzt durch historisierende Argumente, die sich auf die durch Isnâds gestützte Hadithe berief. Diese letzte Form der Legitimierung wurde mit der Zeit immer wichtiger.

Daraus erst entstand dann ein Interesse an der Geschichte, das in den Anfängen in keiner Weise vorhanden war. Solche Tendenzen werden ab dem Jahre 70 d. H. fassbar, also um 700 n. Chr. Ein anderes Motiv für das Interesse an der Geschichte entstand, als man begann, sich als eine eigene, neue und andere Glaubensgemeinschaft zu verstehen. Muhammad selbst hatte ja nicht die Absicht, einen neuen Glauben zu schaffen, sondern aufgrund einer neuen Offenbarung den richtigen und wahren zu verbreiten. Er sah sich nicht als Religionsstifter, sondern als Reformier. Auch diese Entwicklung begann erst nach 700, also mitten in der Zeit der 'Umayyaden.

Im zweiten Teil des Buches [125 ff.] behandelt Donner die Entstehung der islamischen Geschichtsschreibung im Detail. Die erzählenden Quellen entstanden im 8. und 9. Jh. n Chr. und gipfelten in der wichtigen Zusammenfassung durch at-Tabarîs (gest. 923) Annalen (*Ta'rikh ar-rusul wa-l-mulûk*). At-Tabarîs Themenauswahl zeigt, dass sein Motiv keineswegs Neugier bezüglich der Vergangenheit war. Seine Themen waren:

1. Die Erschaffung der Welt durch Gott;
2. Die Offenbarung der göttlichen Wahrheit durch die Reihe der Propheten;
3. Geschichte der vorislamischen Reiche, besonders Irans;
4. Geschichte der südarabischen Königreiche und des vorislamischen Nordarabien einschließlich des Stammes der Quraish und Mekkas;
5. Das Leben des Propheten Muhammad;
6. Die Nachfolge Abû Bakrs und der folgenden Kalifen als Anführer der islamischen Gemeinschaft;
7. Die Kriege Abû Bakrs zur Durchsetzung der Herrschaft in Arabien;
8. Die islamischen Eroberungen unter 'Umar und danach;
9. Die Bürgerkriege, die die islamische Gemeinschaft spalteten, und die Aufstände der Schiiten und Kharidjiten gegen die Unterdrückung der 'Umayyaden;
10. Der Sturz der 'Umayyaden und die Nachfolge der 'Abbâsiden, welche die Familie des Propheten repräsentierten;
11. Die Regierung der 'Abbâsiden und die Aufstände gegen sie;
12. Die Abfolge der Gouverneure, Kommandeure und anderer Beamter, die den islamischen Staat verkörperten.

„So ist at-Tabarîs roter Faden eine organische historische Erklärung für die Identität und Rolle der Gemeinschaft der Muslime im 3. und 4. Jh. d. H. Er erklärt, wie die Gemeinschaft sich selbst sehen kann, als die Anwendung der Führung Gottes in menschlichen Angelegenheiten. Er zeigt, wie

frühere Gemeinschaften, die von Propheten mit derselben Botschaft wie die Muhammads geführt wurden, abirrten, und so die Muslime einzigartig in der Befolgung des wahren Rechts waren, obwohl die früheren Propheten und ihre Gemeinschaften durchaus in gewissem Sinne als Vorläufer Muhammads und der islamischen Gemeinschaft betrachtet werden können [...] Er zeigt, wie die Kalifen als Regenten eines Weltumfassenden Reiches auf der Basis der Eroberungen die rechtmäßigen Nachfolger früherer Reiche – insbesondere von Iran und Babylon – sind und in geringem Maße auch von Alexander, Rom und Byzanz.“ [130 f.]

Da nun die ersten Gläubigen an Geschichte nicht interessiert waren, musste sich die spätere Geschichtsschreibung auf mündliche Traditionen stützen. Diese Tradition hatte den Zweck, die Stichthaltigkeit des Gemeinschaftsgefühls der Muslime zu untermauern; danach bestimmten sich ihre Themen: Stellung und Legitimität des Propheten, Regeln für das Zusammenleben in der Gemeinschaft, Rechtfertigung der Eroberungen und der Herrschaft über Nichtmuslime, Legitimität des Führers der Gemeinschaft.

Manche der frühen Geschichtswerke hatten auch durchaus ganz praktische Hintergründe. So behandelt das Buch der Eroberung der Länder (*Futūh al-Buldān*) des al-Baladhūri (gest. 892) vor allem diejenigen Aspekte der Eroberungen, die administrative Implikationen hatten, vor allem bezüglich der Steuern. Daher wird für jede Provinz und Stadt beschrieben, wie sie unter die Herrschaft der Muslime gekommen ist – durch Vertrag oder durch Gewalt. Ersteres war durchaus häufig. Wir erinnern uns: In der Spätantike waren in den syrischen und afrikanischen Provinzen des Byzantinischen Reiches häretische christliche Bekenntnisse weit verbreitet, und die Bevölkerung fühlt sich durch die Orthodoxie der Zentralgewalt unterdrückt. Deswegen unterwarfen sie sich häufig gerne der Herrschaft der Muslime, die ihnen freie Religionsausübung garantierten. Dies erklärt den schnellen Erfolg der Eroberungen noch mehr als die Tatsache, dass Byzantiner und Sassaniden durch einen langen Krieg militärisch ausgeblutet waren.

Niedergeschrieben wurden die mündlichen Traditionen erst ab Ende des 1. Jh. d. H., also ab Anfang des 7. Jh. n. Chr. Deshalb stellt sich die Frage ihrer Zuverlässigkeit [Donner 203]. Donner kommt zu dem Schluss, dass die zahlreichen überlieferten Anekdoten sich zwar auf wirkliche Ereignisse beziehen, dass die Details aber oft spätere Ausschmückungen sind, welche die Geschichte spannend und erzählenswert machen sollen. Nicht das geringste Problem dabei ist die Chronologie [230 ff.], denn:

„Als der historisierende Impuls sich gegen Ende des 1. Jh. d. H. durchsetzte und die Muslime während des letzten Drittels des Jhs. und danach mehr und mehr unzusammenhängende historische Informationen über die frühe Periode des Islam zusammentrugen, waren sie mit einem riesigen

Bestand von Material konfrontiert, dessen genaue chronologische Verhältnisse vergessen oder durch fiktives Material überlagert waren. Es liegt vielleicht am Gegenstand der Chronologie, dass die grundsätzlich ahistorische Sichtweise der frühen Muslime die gravierendsten Hindernisse für die Entwicklung der islamischen Geschichtsschreibung schuf, und zumindest für die frühe Periode bildet die Chronologie den schwächsten Punkt der islamischen Geschichtsüberlieferung" [ebd., 231].

Zuerst hat man versucht, die relativen Abstände der Ereignisse und die Regierungsdauern der Kalifen zu verifizieren. Ein festes chronologisches Gerüst fehlte zunächst, da man nach mit Namen versehenen Jahren datierte. Dieses Gerüst lieferte erst die Hidjra-Datierung. Diese Datierung begann sich in der Geschichtsschreibung zu Beginn des 2. Jhs. d. H. durchzusetzen und war Ende des Jahrhunderts voll entwickelt – also erst um 800 n. Chr. Aber noch bei at-Tabarī findet sich ein Zitat aus einem Werk aus der 1. Hälfte des 8. Jh. n. Chr. das so lautet [239]:

„Yazīd ibn Mu‘āwiya starb im Alter von 39 Jahren; seine Regierung dauerte laut dem einen Gewährsmann drei Jahre und drei Monate, aber ein anderer sagt, es waren drei Jahre und acht Monate.“

In Schlusskapitel [275 ff.] fasst Donner noch einmal die verschiedenen Positionen zur Beurteilung der muslimischen Geschichtsschreibung und deren weitgehend übereinstimmende Darstellung der Vergangenheit zusammen:

„Es gibt drei mögliche Wege den Konsens über die Ereignisse der islamischen Ursprünge zu erklären: Eine mögliche Erklärung, die von den radikal-revisionistischen Historikern der letzten Jahre favorisiert wird, ist es, sie als ein Ergebnis eines Prozesses der Mythenbildung in der islamischen Gemeinschaft zu einem viel späteren Zeitpunkt zu sehen. Aus dieser Sicht wurde die Geschichte der islamischen Anfänge während des 2. und der folgenden Jahrhunderte d. H. geschaffen, um sowohl die Gemeinschaftsidentität als auch die inneren Spaltungen zu erklären, die wirklichen Ereignisse zu Beginn des Islam seien entweder vollständig vergessen oder durch den späteren Mythos vollständig unterdrückt und verdunkelt worden und können aus den heute verfügbaren Zeugnissen nie wieder zufriedenstellend rekonstruiert werden. Aber, wie wir in der Einleitung gezeigt haben, gibt es keine Zeugnisse dafür, die die Idee, dass eine breite und effektive Verschwörung jemals existiert hat, stützen kann, aber vieles das dem zu widersprechen scheint. Mehr noch, es gibt zu viele Hinweise darauf, dass die Übereinstimmung zu früh vorhanden war – schon um ca. 100 d. H. –, um uns an der grundlegenden Geschichtlichkeit der Fakten dieser Sicht zweifeln lassen; außerdem ist die Identität einiger der frühen Akteure glücklicherweise durch Dokumente belegt.

Ein zweiter Weg, diesen Konsens angesichts der offensichtlichen politi-

schen und doktrinären Unterschiede der islamischen Überlieferung zu erklären, wäre es, zu argumentieren, dass der Konsens eine Fiktion wiedergibt, die vor der Entstehung der islamischen Geschichtsschreibung und den verschiedenen politischen und theologischen Sichtweisen, die sie enthält, entstanden ist. Durch dieses Argument kann die zweifelhafte Ursprungsgeschichte, die die 'multiplen Orthodoxien' gemeinsam haben, hinwegklärt werden einfach als das Ergebnis der gemeinsamen Wurzeln, aus denen sie alle stammen. Allerdings kann uns dieses Szenario, wie das vorige, nicht sagen, wer die Autorität und Macht gehabt haben könnte, eine zweifelhafte Geschichte dieser Art der Gemeinschaft der Gläubigen aufzuzwingen, und unter welchen Umständen. Außerdem ist die Chronologie eines solches Szenarios mit ernststen Problemen behaftet. Wenn die Grundzüge der bestehenden Erzählungen von den Anfängen des Islam eine dogmatische Erfindung sind, die vor Beginn der historiographischen Tradition geschaffen wurde, müssten wir die Ausformung dieser Fiktion nicht später als 75 d. H. ansetzen. Im Jahr 75 d. H. müssen noch viele Menschen gelebt haben, dies sich gut an die Ereignisse von 30 d. H. (Erster Bürgerkrieg), der Zehner- und Zwanziger-Jahre (Befriedung Arabiens und Eroberungen) und vielleicht sogar an das erste Jahrzehnt der Hidjra-Ära (Muhammad in Medina) erinnern konnten. Jede 'dogmatische' Sicht, die so früh ausgeformt wurde, hätte sich der Kritik der Leute stellen müssen, die sich an die Ereignisse noch als Teilnehmer erinnerten. Wenn die 'dogmatische' Sicht sich deutlich von dem unterschieden hätte, an was sie sich erinnerten, müsste man erwarten stark abweichende Meinungsäußerungen zu finden, von denen unausweichlich einige überlebt haben würden. Jedoch handelt es sich, wie wir gesehen haben, bei den Unterschieden im vorhanden Material um die Interpretation der moralischen Bedeutung und politischen Wichtigkeit verschiedener Ereignisse, nicht um die Hauptereignisse selbst, bei denen offensichtlich Übereinstimmung herrscht. Der dritte mögliche Weg den Konsens zu erklären ist viel einfacher und, wie ich glaube, plausibler: Er besteht darin anzunehmen, das der Konsens existiert, weil die Dinge sich tatsächlich so ereignet haben, wie sie unsere Quellen beschreiben, und in der frühen Gemeinschaft so allgemein bekannt waren, dass alle Gruppen dasselbe grundlegende 'Drehbuch' akzeptieren mussten. Andernfalls hätten sie sich lächerlich gemacht. Dies ist der Grund, warum die verschiedenen Informanten – was immer ihre theologischen und politischen Präferenzen gewesen sein mögen – im Grunde denselben Ablauf der Ereignisse beschreiben, auch wenn jeder versucht haben mag, eine bestimmte Interpretation auf sie anzuwenden. Zu Beginn des 2. Jhs. d. H. war diese grundlegende Erzählung von den Anfängen des Islam fest genug etabliert, dass spätere Generationen

dadurch fest gebunden waren. Ein Polemiker in der Mitte des 2. Jhs. d. H. fand einen ziemlich reichhaltigen Bestand an Berichten über ein Ereignis wie die Schlacht von Badr oder die Ermordung des Khalifen 'Uthmân vor, so dass er nur Material fälschen konnte, das nicht allzu direkt dem widersprach, was allgemein als Grundzug dessen anerkannt war, 'was geschehen' war. Ganz allgemein heißt dies, dass nur bestimmte Teile der Geschichte gefälscht werden konnten, während andere einfach akzeptiert werden mussten, oder dass Details und Anekdoten in soweit hinzugefügt werden konnten, als sie die Grundbestand der Geschichte nicht berührten. Der einzige zentrale Teil der Geschichte von den Anfängen des Islam, der außerhalb des Erinnerungshorizonts des einzelnen Muslims lag, war, so scheint es, das frühe Leben des Propheten in Mekka, und es war dieses Kapitel der Ursprungsgeschichte, wie das viele bemerkt haben, wo legendäres Material die tiefsten Wurzeln schlug.“ [Donner 287 ff.]

Als Anhang bringt Donner [299 ff.] eine Liste von Textquellen aus den ersten zwei Jahrhunderten d. H., die historische Themen behandeln. Es handelt sich um 212 Titel von Werken, die natürlich alle nicht im Original erhalten sind, sondern aus Zitaten in späteren Werken erschlossen sind. Im 3. und 4. Jh. d. H. schwillt der Strom des Schrifttums noch gewaltig an, so dass es wirklich ganz undenkbar ist, dass jemand in der Lage gewesen wäre, dies alles zu fälschen oder umzuschreiben. Dies steht in grellem Kontrast zu der Tatsache, dass wir über die späten Merowinger und frühen Karolinger nur durch eine einzige Quelle unterrichtet sind, den Fredegar und seine Fortsetzer.

Josef van Ess war 1968–99 als Nachfolger des Koranspezialisten und -übersetzers Rudi Paret Professor für Islamkunde und Semitistik an der Universität Tübingen und ist einer der führenden Fachleute für die Geschichte der islamischen Theologie. Er begründet im Vorwort seines monumentalen Werkes *Theologie und Gesellschaft im 2. und 3. Jahrhundert der Hidschra* (Untertitel *Eine Geschichte des religiösen Denkens im frühen Islam*) die zeitliche Abgrenzung des behandelten Zeitraums so [Bd. 1, S. VIII]

„Diese zeitliche Abgrenzung, ungewöhnlich wie sie zuerst scheinen mag, erklärt sich aus der Überlieferungslage und der augenblicklichen Forschungssituation. Alles, was wir über das 1. Jh. in islamischen Texten erfahren, steht unter dem Verdacht der Projektion; die abendländische Forschung ist hier, was die Aussagekraft der Quellen und die Methode ihrer Interpretation angeht, zerstrittener denn je.“

Mit anderen Worten: Über die theologischen Positionen des 1. Jhs. lässt sich keine Klarheit gewinnen. Auch für den zeitlichen Endpunkt der Untersuchung hat der Quellenbefund mitgespielt, denn ab dem 4. Jh.

„nimmt das Material so stark zu und erreicht eine solche Subtilität, daß

sich bei dem Fehlen jeglicher Vorarbeiten eine Zusammenfassung noch nicht verantworten lässt.“

Auch dies ein drastischer Gegensatz zur gleichzeitigen christlich-abendländischen Kultur. Bezüglich des 10. Jhs. n. Chr. erschlägt den Islamwissenschaftler die Materialfülle der islamischen theologischen Literatur! Aber schon für das 2. und 3. Jh. d. H. sind so viele – zum Teil allerdings nur kurze und von orthodoxen islamischen Häresiologen auch tendenziös ausgesuchte und überlieferte – Zitate und längere Texte erhalten, dass van Ess damit (samt Übersetzungen) zwei dicke Bände füllen konnte.

Ein dritter großer Bereich von Quellen, der hier noch anzusprechen ist, ist die juristische Literatur. Die Hadith-Wissenschaft wurde schon erwähnt. Sie hatte sich bis Ende des 9. Jhs. n. Chr. in vier so genannten Rechtsschulen verfestigt, die auf vier Juristen zurückgehen [hierzu Küng, *Islam*, 335 ff.]: Mâlik ibn Anas (710–95), Abû Hanîfa (699–767), Muhammad ibn Idrîs ash-Shâfi‘î (767–820) und Ahmad ibn Hanbal (780–855), der in seinem Werk mehr als 80.000 Hadithe gesammelt hat. Selbst wenn man unterstellt, dass die vier Rechtslehrer überwiegend legendär und ihre Lehren Rückprojektionen seien, bleibt doch die Tatsache bestehen, dass ihre umfangreichen Lehrgebäude zu Beginn des 10. Jhs. n. Chr. – also nach der Phantomzeit – existierten und dazu eine Fülle von erläuternder und begleitender Literatur von biographischen Handbüchern bis zu Grammatiken und Abhandlungen über seltene Wörter. All dies kann unmöglich in nur zwei oder drei Generationen entstanden sein. Und anders als im Abendland kennen wir im Orient die biographischen Daten von Hunderten von Personen. Der einen oder anderen mag man später Texte unterschoben haben, aber Anonymi sind rar.

Klaus Weissgerber hat in seinem Ungarnbuch jüngst noch einmal die Problematik der Fälschungen Konstantins VII. zusammenfassend dargestellt [2003, 37 ff.]. Er weist zu Recht darauf hin, dass man nicht schematisch sagen kann, dass die Ereignisse, die wir bislang den Jahren 614 bis 911 zugewiesen haben, nicht stattgefunden haben. Denn das, was den Zeitgenossen Konstantins noch erinnerlich war, konnte ja nicht plötzlich ganz anders dargestellt werden. Anders ausgedrückt: Das, was in der gefälschten Geschichte am Ende des 9. Jhs. stattgefunden hat, wäre nach Streichung der Phantomzeit dem Ende des 6. Jhs. zuzuweisen. Das heißt nun wiederum, dass das, was konventionell dem späten 6. Jh. zugewiesen wird, zum Teil Fiktion sein muss! Dies ist einer der Gründe, warum Theophanes die Zeit von 284 bis 813 behandelt. Wäre es denkbar, dass dies der im Auftrag Konstantins manipulierte Zeitraum ist? Dann wären diese 530 Jahre nur noch für $530 - 297 = 233$ gut. Der Rest wäre Dehnung und Fiktion. Für Westeuropa braucht man solche Überlegungen nicht anzustellen, weil die angeblich fränkischen Annalen vermutlich erst im 12. Jh. entstanden sind. Otto III. hat keine Geschichtsschrei-

bung hinterlassen; außerdem lebte er zwei Generationen später als Konstantin.

Aber zurück zur islamischen Seite: Ganz offenbar ist das 1. Jh. d. H. nach Lage der Quellen das dunkle Jahrhundert des Islam, während wir uns spätestens im dritten auf recht gut gesichertem Boden bewegen.

Was ergibt sich nun für die Mittelalterthese, wenn Donners Analyse zutrifft? Zum ersten, dass eine Manipulation der Grundzüge der frühen islamischen Geschichte nicht möglich erscheint. Für das zweite und dritte islamische Jahrhundert gilt das erst recht. Das heißt, dass eine wesentliche Kürzung kaum durchführbar ist. Dagegen steht fest, dass die ersten Jahre Muhammads ganz legendenhaft überliefert sind.

Festzuhalten ist aber auch, dass die Chronologie des ersten Jahrhunderts des Islam erst nachträglich erarbeitet wurde. Dies gilt natürlich nicht nur für die Abfolge der Ereignisse in der islamischen Gemeinschaft selbst, sondern noch viel mehr für deren Verknüpfung mit der Außenwelt, insbesondere mit Byzanz und den Sassaniden. Man kann deshalb z. B. unterstellen, dass in der mündlichen Überlieferung die römisch-byzantinischen Kaiser nicht mit Namen, sondern schlicht als Qaisar bezeichnet wurden, wie das selbst bei at-Tabarî noch überwiegend der Fall ist. Es wäre sogar durchaus plausibel anzunehmen, dass diese Zuweisung von Namen erst zur Zeit von at-Tabarî oder sogar noch später durch Kopisten geschehen ist. Wenn wir auf diese Weise die Synchronisation zwischen Konstantin VII. (bzw. Theophanes) und at-Tabarî aufbrechen würden, könnte man sich Folgendes vorstellen:

Als Konstantin VII. die gesamte abendländische Geschichtsliteratur, soweit sie die byzantinische Geschichte betraf (Theophanes beginnt im Jahre 284), um- und neuschreiben ließ, so lagen ihm zu diesem Zweck auch einige arabische Quellen vor, und zwar im Prinzip dieselben, wie sie at-Tabarî zur Verfügung standen. Das ist der Grund, warum die islamische Geschichte auf byzantinischer Seite genauso dargestellt ist wie auf arabischer. Durch diese Umschreibung wurde nicht nur die erfolglose byzantinische Politik der letzten Jahre in die Vergangenheit verbannt und vertuscht, sondern auch die gefährliche arianische Ketzerei, der zahlreiche barbarische germanische und arabische Stämme angehangen hatten. Und ganz zufälligerweise fällt das Datum der Hidjra, wenn wir die muslimische Geschichte ganz ungekürzt lassen, – 622 - 297 – auf das Jahr 325 n. Chr., also jenes Jahr, in dem das Konzil zu Nicäa gegen den Bischof Arius vorging und seine Lehre bannte.

Daraus wäre dann zu folgern, dass der Islam stark vom streng monotheistischen Arianismus beeinflusst war, oder sogar aus ihm hervorging. Das würde sogar zu Lülings These vom ursprünglich christlichen Koran passen, ohne ihn zu zwingen, für den Islam die bisherige Ausformung der Mittelalterthese zu akzeptieren. Auch wäre dann leicht vorstellbar, dass bei den aria-

nischen Westgoten, die im 5. Jh. im Abwehrkampf gegen die katholischen Frankenkönige standen, muslimische Prediger auf offenen Ohren stießen, sodass man nicht mehr unterstellen muss, die Araber hätten in einer Nacht ein riesiges Reiterheer über die Meerenge von Gibraltar gebracht, um al-Andalus zu erobern. Die Behauptung, die Westgoten hätten 589 auf dem III. Konzil von Toledo den Katholizismus als Reichsreligion angenommen, wäre dann als Erfindung der Reconquista entlarvt. Diese ging ja bekanntlich von einigen Kleinfürsten am Rande der Pyrenäen aus, die unter dem Druck der Franken katholisch geworden waren.

Die sich aus diesem Ansatz ergebende Notwendigkeit der Kürzung der Sassaniden-Geschichte wurde schon an anderer Stelle angesprochen [Birken 2002, 501 f.]. Zum Schluss möchte ich noch festhalten, dass ich die von mir in satirischer Form eingeführte These von Konstantin VII. als Münzfälscher [Birken 2002] entgegen Weissgerber [2003, 260] im Bereich der Satire belassen möchte. Dies aus zwei Gründen: Zum einen war die Ausübung des Münzrechts seit Alters eine Demonstration kaiserlicher Legitimität und Souveränität, so dass man sich nur schwer vorstellen kann, dass ein Kaiser Münzen im Namen fiktiver Vorgänger geprägt haben könnte. Zum andern ist noch schwer vorstellbar, dass ein Mensch des frühen Mittelalters auf den Gedanken gekommen ist, dass in ferner Zukunft Münzprägungen mit Chroniktexten abgeglichen würden und man dem vorbeugen müsse. Tatsächlich zeigt Weissgerber, dass man in Ungarn keine phantomzeitlichen byzantinischen Münzen gefunden hat, die einem Kaiser vor 813 zugewiesen werden, und zwischen 408 und 813 ist gar nichts außer drei Justinus-Münzen, die zu Recht oder zu Unrecht dem II. dieses Namens zugeschrieben werden.

Illig [2002, 515] schrieb in seiner Erwiderung auf meinen Byzanz-Islam Artikel, ich hätte mir die Option auf einen islamischen Ursprung der Phantomzeit offen gehalten. Davon steht in meinem Beitrag nichts. Ich habe damals nur festgestellt, dass man, wenn man at-Tabarîs Geschichte zur Fälschung erklärt, sagen muss, wer, wann, warum gefälscht hat [Birken 2002, 494]. Gesprächsweise habe ich daraufhingewiesen, dass im islamischen Bereich höchstens die Fatimiden ein Interesse an Geschichtsfälschung gehabt haben können. Daraus ist die Beschäftigung mit den Fatimiden erwachsen [Illig 2003] und der Befund, dass diese nicht die Möglichkeit gehabt hätten, eine solche Fälschung durchzusetzen; sie hatten keinen Einfluss auf die Textproduktion in Damaskus, Baghdad, Kufa, Basra, Buchara oder Cordoba. Illig zog das Fazit: „Insgesamt sehe ich noch kein zwingendes Argument, das den Zeitsprung als islamisch induziert ausweisen würde.“ Obwohl mir gerade dieses unterstellt wurde, möchte ich abschließend erklären, dass ich ganz im Gegenteil der Meinung bin, dass der Zeitsprung nicht islamisch induziert sein kann, aber auch, dass die Geschichte der ersten drei Jahrhunderte des Islam keine christ-

liche Erfindung sein können. Das erste Jahrhundert d. H. liegt allerdings sehr im Dunkeln.

Literatur

- Birken, Andreas, 2002: Byzantinische Phantomzeit und Islam, in *Zeitensprünge* 14/3, 488–511
- Constantine Porphyrogenitus, ²1967: *De Administrando Imperio*, Griechische Edition von Gyula Moravcsik, englische Übersetzung von R. J. H. Jenkins, Washington
- Donner, Fred M., 1998: *Narratives of Islamic Origins – The Beginnings of Islamic Historical Writing*, Princeton
- El² = *Encyklopaedia of Islam*, ²1986, Leiden, Artikel al-KUR'ÂN von A. T. Welch
- Ess, Josef van, 1991-97: *Theologie und Gesellschaft im 2. und 3. Jahrhundert der Hidschra*, 6 Bände, Berlin · New York
- Halm, Heinz, 2003: *Die Kalifen von Kairo – Die Fatimiden in Ägypten 973–1974*, München
- Illig, Heribert, 1992: Wann lebte Mohammed? Zu Lülings „judenchristlichem“ Propheten, zur Frühzeit des Islam und zur Orthodoxiebildung in Judentum, Christentum und Islam, *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, 4/2, 26-41
- 1996: *Das erfundene Mittelalter*, Düsseldorf
 - 1999: *Wer hat an der Uhr gedreht?*, München
 - 2002: *Korrekturen, Konsequenzen. Antwort auf Andreas Birken*, *ZS* 14/3, 512–19
 - 2003: *Zum Zeiteinsprung bei Christen und Moslems*, *Zeitensprünge* 15/3, 556–569
- Koran, Der, übersetzt von Rudi Paret, 1992, Stuttgart
- Küng, Hans, 2004: *Der Islam – Geschichte, Gegenwart, Zukunft*. München · Zürich
- Lapidus, Ira M., ²2002: *A History of Islamic Societies*, Cambridge
- Lüling, Günter, 2003: *A Challenge to Islam for Reformation. The Rediscovery and reliable Reconstruction of a comprehensive pre-Islamic Christian Hymnal hidden in the Koran under earliest Islamic Reinterpretations*, Delhi
- Sezgin, Fuat, 1967 ff.: *Geschichte des arabischen Schrifttums*, 9 Bde., Leiden
- Tabarî, The history of al-. An annotated translation. 39 Bände, 1985 ff., Albany
- Theophanes Confessor, 1997, *The Chronicle of: Byzantine and Near Eastern History AD 284–813*, übersetzt und komm. von Cyril Mango und Roger Scott, Oxford/N.Y.
- Topper, Uwe, 1994: *Zur Chronologie der islamischen Randgebiete. Drei Betrachtungen*, in *Zeitensprünge* 6/1, 50-71
- Wattenbach, Wilhelm / Levison, Wilhelm, 1952 f.: *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter – Vorzeit und Karolinger*, Weimar
- Weissgerber, Klaus, 2003: *Ungarns wirkliche Frühgeschichte*, Gräfelfing
- , 2000: *Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)*, *Zeitensprünge* 12/3, 419-448
 - , 2001: *Antwort an Günter Lüling (Islamica II)*, in *Zeitensprünge* 13/2, 250-252
 - , 2002: *Ta-shi und Tang. Bestanden zur Tang-Zeit islamisch-chinesische Beziehungen? (Sinaica III–Islamica III)*, in *Zeitensprünge* 14/3, 455-477
- Zeller, Manfred, 1993: *Das Kalifat der Omayyaden*, in *Zeitensprünge* 5/3, 69-86
- , 1993: *Der Iran in frühislamischer Zeit*, *Zeitensprünge* 5/3-4, 87–110

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz Bestätigungen in der Mittelalterdebatte

Heribert Illig

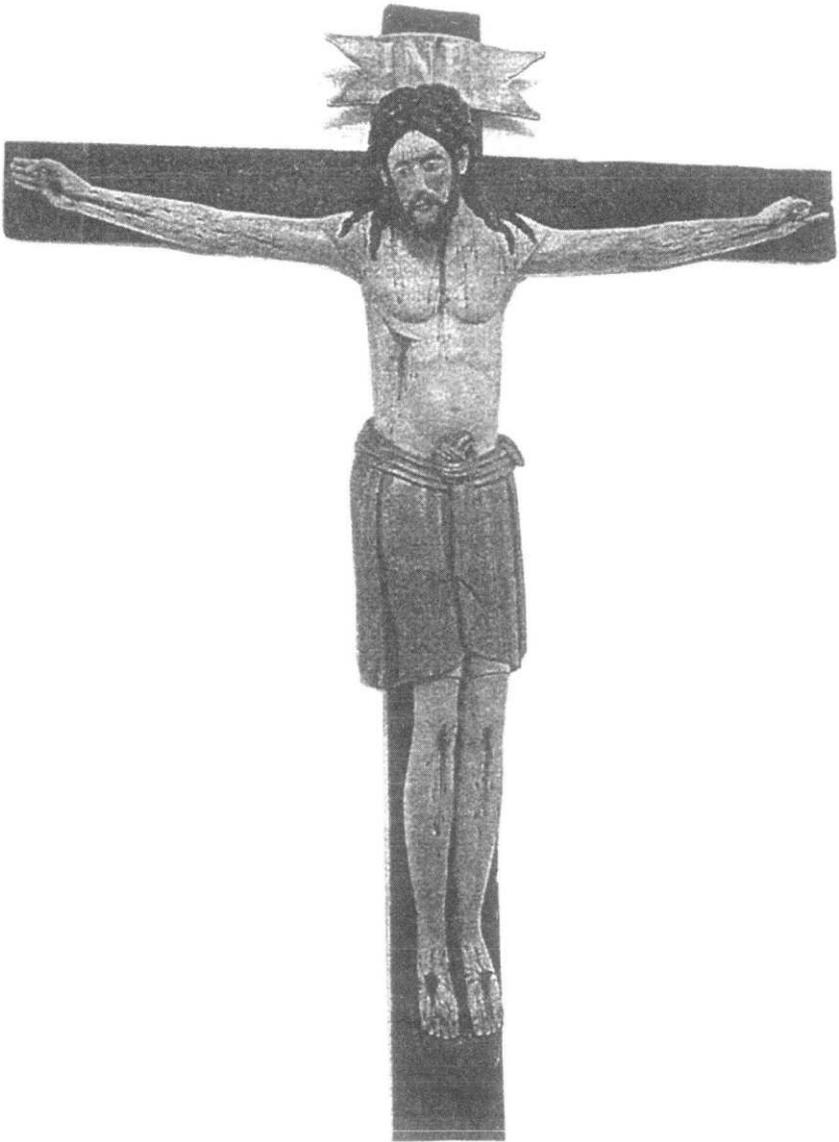
Enghausener Kreuz wird karolingisiert

Auf dem Freisinger Domberg wurde die Ausstellung *Kreuz und Crucifix* eröffnet. Wie beiläufig teilte Museumsdirektor Peter Steiner mit, dass hier „die älteste lebensgroße plastische Menschendarstellung Europas nach dem Untergang der Antike“ gezeigt werde. Wer dächte, es ginge um das Gero-Kreuz (970–980) aus dem Kölner Dom, sah sich eines älteren belehrt. Denn es geht um das Enghausener Kreuz, das bislang zwar bekannt, aber nur von Kennern beachtet worden war. Es hing in der Dorfkirche von Enghausen bei Freising als Arbeit aus der Zeit um 1200. Für die Ausstellung wurde es aufpoliert und dabei auch eine C14-Expertise eingeholt. Die *Eidgenössische Technische Hochschule* in Zürich befand: Die Probe weist auf eine Entstehung am Ende des 9. Jh. hin, ergo: eine 300-jährige Veralterung des bislang hochromanischen Kreuzes bahnt sich an. Der kunsthistorische Kennerblick, der in den letzten Jahren gern vor dem naturwissenschaftlichen Befund zurückweicht, fand 'postzipierend' auch Gründe für diese Veralterung:

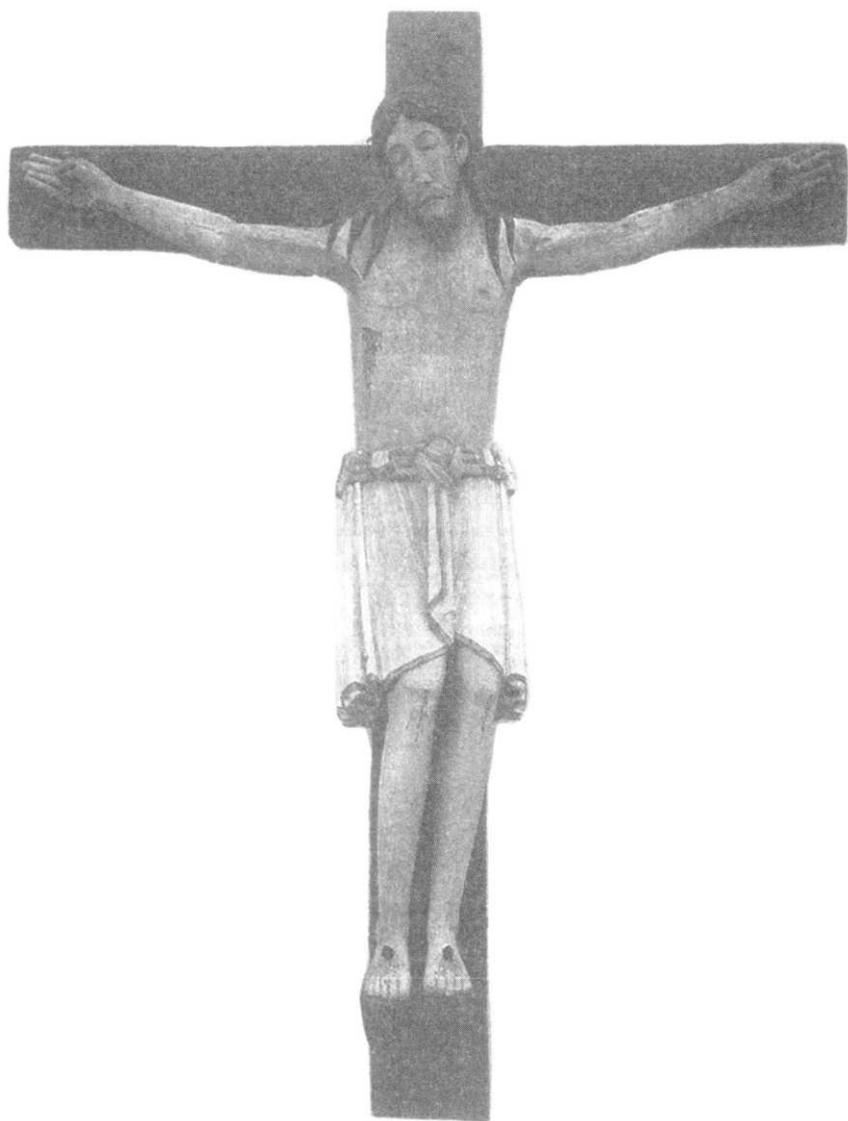
„Die Haare hätten es bereits verraten können [...] Die aufgetürmten, rasta-ähnlichen Locken des Christus waren nämlich zur Zeit der Romanik schon aus der Mode. Sie waren bei den Karolingern in. Und denen wird in Zukunft vielleicht eine entscheidende Kulturleistung zugeschrieben werden: Nach der dunklen Zeit der Völkerwanderungen erstmals wieder den Menschen lebensgroß dargestellt zu haben“ [kna in Erzbistum].

Bis zu dieser Entdeckung war in Freising als 'high-light' geplant gewesen, das fast unbekannte Kreuz aus Schaftlach zeitlich neben das Gero-Kreuz und dem Kreuz aus der Aschaffener Stiftskirche zu stellen – als drittes Großkreuz des Abendlandes, indem man es von 1200 [Dehio 1990, 1069] auf 'um 1000' neu datierte – ein weiteres im Labor ruiniertes kunsthistorisches Urteil. Doch beim Enghausener Kreuz griff die Veralterung noch stärker, weshalb sie zur eigentlichen Sensation aufgebauscht wurde. Der Museumsdirektor gab in diesem Zusammenhang ein klares Statement: „Wir haben viel zu fade Vorstellungen von unserer Geschichte“ [Beschner].

Immer wieder bringt C14 die Kunstgeschichte durcheinander. Wir erinnern uns an das Udenheimer Kreuz im Mainzer Dom [ZS 2000, 294]. Dieses qualitätsvolle Kruzifix von 1150 erregte mit seiner Restaurierung gemäß der offiziellen Internet-Seite der Stadt Mainz [2004] die Kunstgeschichtler:



Enghausener Kruzifix: früher um 1200, jetzt bei 900 gesehen [KNA]



Schaftlacher Kruzifix: früher um 1200, jetzt bei 970 gesehen [FAZ, 26.3.05]. Es ist unmittelbar einsichtig, dass beide Kreuze früher fast gleichzeitig datiert worden sind, wenn man Körper und Haltung, Haar- und Barttracht, Lendenschurz und seine Verknotung vergleicht. Nur die Augen unterscheiden sich. Offen bleibt die Frage, ob das bislang älteste Kreuz, das Gero-Kreuz (bislang 970), nicht jünger eingeschätzt werden muss.

„Im Rahmen der Restaurierung 1995 wurde auch das Holz eingehend untersucht und auf einen Zeitraum zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert geschätzt.“

Ein derartiges Riesenintervall wäre für ein Labor mehr als peinlich. Es rührt von der unzulässigen Zusammenfassung eines Doppelbefundes her: Das Pappelholz des Kreuzes wurde auf 1000–1200 taxiert, das Lindenholz des Corpus auf 800–1000. Da eine der Farbschichten beide Hölzer bedeckte, gilt nun die jüngere Spanne für die gesamte Arbeit. Die Historiker einigten sich schließlich auf 1070 [mainz] und damit auf ein Jahr, das weit genug von Christian Beutlers sinnlosen Vorschlägen – 7./8. Jh. – entfernt lag. Auch hier hatte C14 eine Rolle gespielt, glaubte sich doch Beutler durch eine Radiokarbonuntersuchung gestützt [vgl. Illig 2000, 294 f.].

Übergeht man die stilistisch hilflosen Urteile der Spezialisten, dann zeigt sich beim Udenheimer Kreuz eine Zeitversetzung vom 8. Jh. (Bonifaz-Zeit, um 750) bis 1070, also von ca. 320 Jahren. Beim Enghausener Kreuz ergeben sich mit 'um 900' und 'um 1200' ziemlich genau 300 Jahre. Das nährt neuerlich den Verdacht, dass Hölzer aus der jüngeren Realzeit verdoppelt in das Phantomzeitintervall gelegt worden sind. Beim Schaftlacher Kreuz sind es 'nur' 200 Jahre, aber hier wurde die Phantomzeit nicht tangiert.

Landshut widerlegt Humpert und Schenk

Die Hauptstadt von Niederbayern war bislang Musterbeispiel für eine geplante Stadtgründung im Hochmittelalter, sind doch Jahr und Gründer überliefert: 1204 durch Ludwig den Kelheimer.

„Schon frühere Grabungen in der Altstadt hatten angedeutet, dass die Witelzbacher Landshut nicht auf der grünen Wiese gegründet, sondern bereits eine weitläufige Siedlung vorgefunden hatten“ [Kratzer].

Nun förderte eine Grabung im Innenhof der Residenz die Reste eines Hauses aus dem 11. Jh. zutage. Sonstige Überreste lassen vermuten, dass die jetzige Residenz über einem Zollgebäude errichtet wurde, inmitten einer Ansiedlung.

Nun wurde Landshut von den Stadtgründungsforschern Klaus Humpert und Martin Schenk [372] als Gründung auf der grünen Wiese bezeichnet und als Beispiel für eine bestimmte Straßenstruktur vorgestellt. Wenn es jedoch bereits eine Vorgängersiedlung gegeben hat, dann wird das Konzept von Humpert hinfällig, wonach auch hier mit langen Seilen der Verlauf der Straßen festgelegt worden sei, funktioniert doch diese Methode tatsächlich nur auf einer grünen Wiese.

So bestätigen sich die grundsätzlichen Zweifel, die bereits an der These von Humpert und Schenk geäußert worden sind [Illig 2003]: Weil Seile von vielen hundert Meter Länge unnötig sind, konnten auch bestehende Siedlungen

planerisch erweitert werden! Damit werden auch die von Hanjo Schmidt [2002, 184 f.] gesehenen Folgeprobleme hinfällig: Zum ersten: Wo wären die Millionen von Bewohnern für die 3.000 zwischen 1120 und 1350 gegründeten Städte hergekommen? Wenn es Vorläufersiedlungen gab, braucht es kein Völkerwanderungen mehr, die sich ansonsten nicht manifestiert hätten. Zum zweiten wird das Argument hinfällig, die Fundarmut vor 1000 in Mitteleuropa sei dadurch bedingt, dass damals noch kaum Menschen in diesem Gebiet gelebt hätten [Schmidt 184].

Österreich erinnert sich der unbeachteten Karolinger

a) „Ein gefälschtes Mittelalter?“

Die Universität Salzburg leistet sich ein *Interdisziplinäres Zentrum für Mittelalterstudien*, das im abgelaufenen Semester eine Ringvorlesung mit 13 Beiträgen zum „Kriminellen Mittelalter“ gestaltet hat. Da ging es um Ritualmorde, Strafgericht und Gesetz, Ketzler und Hexen, sogar um kriminelle Musik. Am 22. 11. 04 sprach der Universitätsassistent Mag. Christian Rohr über *Ein gefälschtes Mittelalter? Methoden der Historischen Hilfswissenschaften zur Analyse von Urkunden* und benutzte als 'Aufhänger' die Kontroverse um die Phantomzeitthese.

Wir begegnen in Rohr einem jüngeren Vertreter seiner Wissenschaft, emsig, quirlig und dem raschen Output verpflichtet. Laut universitärer Internet-Selbstauskunft hat er sechs Arbeiten im Druck und vier in Vorbereitung. Wie wird er dazwischen noch einen Vortrag übers „kriminelle Mittelalter“ gestalten? Nun, er spricht über die altbekannten Grundbestandteile einer Urkunde, von Protokoll bis Eschatokoll; er spricht über ein paar gut erforschte Fälschungen aus österreichischen Landen, und wenn er die Phantomzeitthese als Einleitung benutzt, dann trägt er als einzige Quelle die Rezension des *erfundenen Mittelalters* durch Rudolf Schieffer vor.

Rohr hat freilich ignoriert, dass sie von 1997 stammt und auch deshalb nicht mehr relevant ist. Da Schieffer nur ein Buch und nichts als dieses Buch herangezogen hat, vertrat er schon damals eine Sicht, die durch *Zeitensprünge*-Artikel längst präzisiert war. Mittlerweile liegen zwei weitere Bücher zum erfundenen Mittelalter vor, die Rohr aber so wenig in die Hand genommen hat wie *das erfundene Mittelalter*. Die immer stattlicher werdende Reihe weiterer Autoren und deren Arbeiten ist ihm ebenfalls entgangen.

Und so lesen wir noch einmal und noch einmal falsch, die Tang-Dynastie müsse nach meiner Meinung als „Fälschung späterer Historikergenerationen betrachtet werden“. Die Fragen über den Untergang der Langobarden oder über die plötzliche Entwicklung des Islam verschweige ich „tunlichst“. Rohr

respektive Schieffer will dem *erfundenen Mittelalter* sogar auf ganz konkret genannten Seiten entnommen haben, dass in meiner Sicht Karl der Einfältige „die Erfindung all seiner karolingischen Vorfahren angeregt habe“, auch dass „die Christianisierung Europas mit den Klostergründungen des irischen Missionars Columban weitgehend abgeschlossen gewesen“ sei. Immer auch im Rückgriff auf Rudolf Schieffers Rezension von 1997 erläuterte Rohr dann, dass ich „mit den grundlegenden Kenntnissen aus den Historischen Hilfswissenschaften auf Kriegsfuß“ stehe, spricht von der Gregorianischen Kalenderreform und den übersprungenen 10 Tagen und löst die Problematik wie folgt:

„Was Illig dabei freilich übersah, war die Tatsache, dass die Zählung nach Christi Geburt und die Festlegung des Osterfestes auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmonde erst in der Spätantike erfolgte (beides wichtige Elemente für den christlichen Kalender) – und dann stimmt die Diskrepanz zwischen Iulianischem und astronomischen Kalender wieder.“

Wegen dieses meines vermeintlichen Rechenfehlers würde ich alle Unstimmigkeiten für die Zeit des 7. bis 9. Jhs. mit Fälschungen erklären. Da war es dann zu Horst Fuhrmann und seinen Fälschungen mit „antizipatorischem Charakter“ nur noch ein Schritt. Fuhrmanns Äußerung

„missverstand Illig freilich in dem Sinne, dass Fälschungen grundsätzlich erst in der Zeit entstanden seien, in der sie ihre hauptsächliche Wirkung entfaltet hätten.“

Da fühlt sich ein zukünftiger Professor von jeder Sorgfaltspflicht entbunden und schwadroniert munter vor sich hin. Es soll aber nicht unterschlagen werden, dass er über Schieffer hinausgehend einen Sachbestand berichtet: Es habe 1998 auch in Salzburg dazu eine Podiumsdiskussion gegeben. Dabei verfehlte er das richtige Datum – den 2. 2. 2000 – um lediglich zwei Jahre.

Von jedem Proseminaristen wird erwartet, dass er sich einschlägige Literatur beschafft, durchdringt und ordentlich wiedergeben kann. Aber ein universitär Lehrender lehnt sich anno 2004 behaglich zurück, beschafft sich eine einzige, veraltete Rezension und vertraut darauf, dass Schieffer damals sorgfältiger gearbeitet hätte als Rohr selbst. ‘Natürlich’ weiß Rohr nichts von den langanhaltenden Diskussionen um Kalenderrechnung und astronomischen Hintergrund, natürlich will er, der seinen weiteren Vortrag den diplomatischen Kriterien widmet, sich nur und ausschließlich pergamentenen Zeugnissen widmen. So muss ihm freilich entgehen, dass die Phantomzeitthese in ihrem Kern quer durch die Alte Welt auf das beängstigend dünne archäologische Substrat der fraglichen Jahrhunderte abhebt. Gleichwohl erachtet er seine lästige Pflichtübung für eine Ringvorlesung als so wichtig, dass er sie ins Internet gestellt hat.

b) ORF: Eine Internet-Diskussion

ORF ON Science hat als Frage der Woche am 1. 3. 2005 nachfolgenden Text ins Internet gestellt:

„Der Historiker Heribert Illig behauptet in seinem Buch ‘Das erfundene Mittelalter’, dass es drei Jahrhunderte unseres Mittelalters gar nicht gegeben hat. Er leitet seine Phantomzeit-Hypothese u.a. von einer astronomischen Berechnung ab, nämlich der Differenz der Tage zwischen julianischem und gregorianischem Kalender. Ist diese nicht ein zwingender Grund, die Phantomzeit-Hypothese zu akzeptieren - oder ist sie einfach fehlerhaft?

Es sind eine Reihe von Antworten und Diskussionsbeiträgen zusammen gekommen, die durchaus das Niveau von Chr. Rohr erreichen. Anschließend äußerten sich Experten. So bestätigte der Experte für historische Chronologie an der Uni Wien, *Andreas Schwarcz*, dass binnen 128 Jahren der julianische Kalender um 1 Tag gegenüber dem gregorianischen abweicht. Entgangen ist ihm, dass nicht der gregorianische Kalender, sondern die astronomische Konstellation Richtschnur sein muss (auch wenn das im Ergebnis nur einen minimalen Unterschied bedeutet). Damit war aber die eigentliche Frage des ORF bereits abgehakt, wirkliche Zustimmung und eigentliche Antwort vermieden!

Heinz Dopsch, Mediävist in Salzburg, erhielt dank der Fragestellung die Möglichkeit für einen Befreiungsschlag, den er – als Mitdiskutant von 2000 in genauer Kenntnis meiner archäologisch-kunstgeschichtlichen Beweisführung – sofort führte:

„Allein damit [mit den 3 Tagen Differenz] begründet er jetzt seine These von den drei Jahrhunderten, die es gar nicht gegeben habe. Sicher kann man die Frage der Kalenderreform im Detail diskutieren. Eine ‘erfundene Epoche’ lässt sich damit aber weder begründen noch beweisen“;

worauf er handfeste Argumente, nämlich von Archäologen freigelegte Bodendenkmäler nannte. Als Beispiel diente ihm die Hadrians-Basilika in Mosapur (Zalavár) in Westungarn, ein Bau für die Slawenmission. „Die Datierung konnte mit naturwissenschaftlichen Methoden exakt abgesichert werden.“ Da dieser Bau dem so genannten Salzburger Virgils-Dom ähnelt, rückt Mosapur mit diesem in die Zeit zwischen 991 und 1023 [vgl. I/A528]. Und weiter:

„Bei all den Bemühungen von Herrn Illig ist vor allem nicht klar, wie dendrochronologische Reihen oder auch DNA-Analysen gefälscht werden könnten.“

Das dendrochronologische Problem ist oft genug dargestellt worden. Auf wessen Gene sich Dopsch bezog, blieb bislang dunkel.

Ein anderer, ebenfalls vertrauter Kontrahent, *Karl Brunner* von der Uni Wien, ließ die Fälschungsarbeit erneut am Pergamentmangel und an fehlen-

der 'man-power' scheitern, als ob nicht die karolingischen Schriftquellen in seiner Sicht zu mindestens 90 % nach 911 abgeschrieben worden wären.

c) Zeitensprünge-Treffen in Wien

Bei diesem Treffen am 9. 12. 2004, zu dem mehr als 30 Interessierte gekommen sind, gab es neben vielfacher Zustimmung auch zwei engagierte Wortmeldungen gegen die Phantomzeit. Die erste war pyramidologisch: Die große Galerie der noch unvollendeten Cheopspyramide sei lange als astronomischer Ausguck benutzt worden. Der dabei anvisierte Stern sei ermittelbar und zwingt den Pyramidenbau ins -24. Jh., weshalb die Phantomzeit unverzichtbar sei. Die zweite Argumentation lohnt eine Replik.

Der Bauingenieur Erwin Reidinger hat das Tempelareal in Jerusalem vermessen, den Felsen unterm Felsendom als Zentrum bestimmt und auf diesem Felsen Abarbeitungen gefunden, die dem Fundament des Salomonischen Tempels entsprechen könnten. Damit bekämen Tempel und Portal eine Ausrichtung zum Sonnenaufgang, die über den Ölberg hinweg rekonstruierbar und einem bestimmten Tag zuzuordnen sei. So wagt Reidinger präzise Aussagen zu einem Bauwerk, von dem bislang kein Stein gefunden worden ist. Er hat nun innerhalb eines Intervalls zwischen -950 und -975 den 15. Nisan -957 als Einweihungstag des Tempels festgelegt [vgl. Reidinger 2002].

Das mag für die kleine Spanne richtig sein. Doch der Anspruch auf Wahrung der Chronologie bis zurück ins 10. Jh. ist dadurch nicht gegeben: Dafür hätte Reidinger ab der Zeitenwende kontinuierlich zurückrechnen müssen. Nur so könnte eine Lösung für den Tempelbau gefunden werden, dessen Zeitansätze mittlerweile durch viele Jahrhunderte streuen und die auch mit dem archäologischen Tatbestand – keine salomonischen Bauten gefunden, sondern nur jüngere – in Einklang stehen muss.

Byzanz in München

Ludwig Wamser hat die *Archäologische Staatssammlung - Museum für Vor- und Frühgeschichte* weitgehend leer räumen lassen, um zeitweilig Platz für 1.100 Jahre Byzanz zu schaffen. Auch wenn dies nur möglich war, weil das *Berliner Museum für Byzantinische Kunst* geschlossen bleiben muss, stellt es eine Leistung dar, rund 1.000 Exponate eines Staates zu präsentieren, der seit dem großen Schisma von 1054 für uns auf dem Mond gelegen haben könnte.

Byzanz, das ist die Vereinigung von Kirche und Staat, wie sie im Westen nicht vorstellbar war – dementsprechend christlich geprägt sind die meisten Funde, bis zu den Belegen für den Alltag. Beides – große Kunst und Privatsphäre – wird hier demonstriert. Es ließe sich vieles z.B. über Miniaturmosaik oder die Flechtwerke des 6. Jhs. sagen. Doch die Ausstellung gegen den

Strich betrachtend, interessiert uns hier vorrangig Quantität: Einmal mehr musste eine Exposition ohne Frühmittelalter auskommen.

Jh. Byz. Funde (jahrhundertgenau+Mischwerte) Byz. Funde aus Bayern

4.	57	
5.	87	124
6.	104	246
7.	30	143
8.	0	7
9.	0	11
10.	24	32
11.	59-65	
12.	40	
13.	15	
14.	12	
15.	3	

Nach 641, dem Beginn der Mittelbyzantinischen Zeit, gab es für 7. 8. und 9. Jh. kein Stück mehr, das diesen Zeiten auch nur auf 50 Jahre genau zuschreibbar wäre (ausgenommen die 10 Münzen, die in der Abfolge von 307 –1453 der Phantomzeit zugeteilt worden sind). Die bescheidenen Belegzahlen rühren aus Aggregaten wie 5.-7. Jh., 6./7. Jh., 7.-9. Jh., 7.-12. Jh., 8.-10. Jh., 9./10. Jh. oder 9.-12. Jh. her. Die byzantinische Geschichte zerfällt bislang in drei ganz unterschiedlich lange Abschnitte: 324 – 641 – 1204 –1453. Kürzte man die mittelbyzantinische Periode um 297 Phantomjahre, dann ergäben sich endlich paritätische Abschnitte.

Nun gab es in der Ausstellung für München noch die Zusatzabteilung „Byzanz und Bayern von 330 bis heute“. Hier fanden sich tatsächlich Exponate, die dem 7. Jh. auf 20, 30 Jahre genau („letztes Drittel 7. Jh.“) zugeordnet werden, ebenso je 2 Exemplare, die fürs 8. oder 9. Jh. stehen. Diese Funde aus bayerischen Gräbern stammen aus datierten Fundensembles, während die Funde aus den byzantinischen Kernlanden fast durchwegs ohne einen solchen Kontext auskommen müssen [Wamser 380]. Damit zeigt sich, dass die bayerischen Grabfunde gegenüber den Funden aus den Kernlanden durchwegs um 50 bis 80 Jahre nachhinken, klarer Beweis, dass die hiesigen Grabfunde wegen Münzdatierungen und anderen Kriterien unzulässigerweise weit ins 7. Jh. hineingezogen worden sind (s. S. 28).

Die Funde aus dem 9./10. Jh. entstammen einer weiteren bayerischen Spezialität. Im oberpfälzischen Sulzbach ist die Burgkapelle bei der letzten Renovierung zweimal veraltet worden, zunächst vom 11. Jh. auf ca. 990, dann in die Zeit um 800 [vgl. I/A 356]. Nunmehr lesen wir:

„Fundmaterial und Baustruktur des 9./10. Jahrhunderts mit Aula, Wohnbauten mit Unterbodenheizungen und Burgkirche legen Zeugnis ab von der großen Bedeutung der Burg schon zu dieser Zeit“ [Wamser 418].

Hier hat erneut C14 den Weg gewiesen, der begeistert eingeschlagen wurde, weil von der Burg Sulzbach die spätere Kaiserin Irene (1146–1160), Gattin des Kaisers Manuel (1143–1180) stammte, die einfach auf vergangenheitsträchtigen Boden herangewachsen sein muss. Und so können jetzt endlich dem 9. Jh. Funde zugewiesen und der Öffentlichkeit gezeigt werden.

Gleichwohl: Wamser war es, der 1998 die frühmittelalterliche Fundarmut in Bayern dahingehend verniedlichte, dass man nur suchen müsse, um zu finden. „Man hat nicht richtig gesucht, man hat oft an der falschen Stelle gesucht.“ [vgl. Illig 1998, 125]. Jetzt dokumentiert er mit seinem ganzen Museum, dass nicht nur in Bayern, sondern im gesamten byzantinischen Reich immer an den falschen Stellen und nicht richtig gesucht worden wäre. Wann werden die Kustoden endlich ihre Augen öffnen?

Der nächste Thron – und Sven Schüttes Jubiläum

Apropos: Es jährt sich gerade Sven Schüttes Behauptung zum fünften Mal, er werde zum Aachener Thron eine entsprechende Monographie herausbringen. Vor fünf Jahren konnte er im Ausstellungskatalog *Krönungen* noch keine hinreichenden Details bringen. Zuvor schon hatte er mich beschimpft, sein demnächst erst vorgestelltes Material nicht gewürdigt zu haben. Nun warte ich bereits ein Lustrum auf den in Aussicht gestellten Zugewinn an Wahrheit. Genießen wir ersatzweise die Ankündigungen, wie sie vor fünf Jahren im Katalog gemacht worden sind:

„Die vorliegende kleine Studie möchte daher auf der Basis neuerer baugeschichtlicher und archäologischer Untersuchungen mögliche Vorbilder nicht nur der Aachener, sondern auch der Ingelheimer Pfalz zur Diskussion stellen. Hier sei auf eine ausführliche Studie des Autors verwiesen, die *parallel zur Ausstellung* erscheint.“ [*Krönungen* 203; Hvhg. H.I.]

„Ziemlich genau ein Jahrhundert nach Buchkremer, von Februar 1999 bis Frühjahr 2000, untersuchte und dokumentierte der Verfasser im Auftrag des Domkapitels Aachen erneut eingehend den Thron und seinen Unterbau. Die Resultate werden *begleitend zur Ausstellung* in einer *Monographie* dargestellt, in der eine eingehendere Erörterung möglich ist und auch Detailergebnisse zur Datierung und zur Provenienz des Thronmaterials vorgelegt werden“ [ebd., 214].

„Es sei an dieser Stelle wiederum auf die *Monographie zum Thron* verwiesen, die sich mit dem Ursprung des Materials differenziert auseinandersetzen wird“ [ebd., 218].

„Zur Analyse des Kupfernagels und weiterer im Thron aufgefundener Holzfragmente sei auf die *Monographie zum Thron* verwiesen“ [ebd., 218]. Thronbretter: „Was deren Ergebniss und die Ergebnisse erneuter dendro-

chronologischer Untersuchungen der Hölzer betrifft, sei auf die *Separatpublikation zum Thron* verwiesen" [ebd., 220].

„Für bestätigende, neue Forschungen zur räumlichen Situation des Throns insbesondere zum Standort der karolingischen Bronzegitter sei auf die *Monographie zum Thron* verwiesen" [ebd., 220].

Die Aachener Ausstellung *Krönungen* fand statt vom 11.6. - 3.10. 2000. Sie ist von keiner Monographie begleitet worden, obwohl gerade die dendrochronologische Untersuchung und Schüttes Interpretation von Ingelheim als genaue Kopie einer römischen Anlage in Köln von höchstem Interesse wären. Schüttes Schmähung meiner vermeintlichen Unwissenheit steht seit Mai 2000 im Internet. Aber wir bleiben für den Aachener Thron, wie sicher auch Schüttes, unbeirrbar guter Hoffnung.

Vor der Paderborner Karls-Ausstellung, 1999, ist ja der dortige Thronunterbau als schlichte Treppe akzeptiert und somit als Königsmöbel ausrangiert worden. Dafür hat Mechthild Schulze-Dörrlamm in Mainz nun den nächsten Karls-Thron vorgestellt. Seit 1911 schlummerte im Magazin des Landesmuseums Mainz eine Seitenlehne aus Kalkstein. Möglicherweise hat der Bush-Besuch das Museum gezwungen, seine Magazine zu durchstöbern. So kam es zu der sensationellen Meldung:

„Auf dem Möbelstück dürfte spätestens im Jahr 790 Karl der Große in der Mainzer Königspfalz gesessen haben. Dieser Königsthron ist nach Angaben des Museums älter als der Marmorthron in der Aachener Pfalzkapelle aus der Zeit um 800, der bisher als ältester galt" [Spiegel online].

Offensichtlich ließ sich ein genetischen Sitzabdruck des Kaisers gewinnen...

Weitere Karlsaushwüchse

Dieter von Strauwitz beobachtete und kommentierte den Kummer um Karls Adler. Da hatte der Überkaiser das Römische Reich wieder aufleben lassen, und mit der Kaiserkrönung kam der römische Adler als Symbol ins Frankenland und damit nach Deutschland. Die Zeitschrift *Naturschutz heute* gab nun ihren Lesern das Rätsel mit auf den Weg, ob es sich dabei etwa nur um den gemeinen Seeadler oder doch um den edlen Steinadler gehandelt habe [www.naturschutz-heute.de]. Wie wir Karl kennen, hätte er sich (in Aachen!) nach einem Seeadler nicht einmal umgedreht. Aber wir wollen nicht streiten, auch nicht um die Frage, ob selbst der deutsche Bundesadler noch ein Abkömmling vom Karlsadler sei.

Vor zwei Jahren wurde schon einmal festgehalten, dass Karl d. Gr. nicht nur dicht beim nie existenten Schutzpatron des Bieres lebte, also nahe bei Gambrinus, sondern dass er auch das erste Reinheitsgebot formuliert habe – für den Wein. Dem Sächsischen Boten [2004, 35. Woche] ließ sich aus der

anonymen Rubrik „Weinreise - Reisen zum Wein“ eine schöne Ergänzung entnehmen:

„Karl der Große war ein Weinliebhaber. Im 6. Jahrhundert [sic!] gab der Kaiser wichtige Impulse für den Weinanbau. Er ließ dichte Wälder roden und dann mit Rebstöcken aus Ungarn, Italien, Spanien, Lothringen und der Champagne bepflanzen. Erste Gesetze zur Weinbereitung folgten und schließlich die Erlaubnis, selbsterzeugten Wein zu verkaufen“

und selbstgebrauten Unsinn abzuzapfen. Sollen wir uns vielleicht wundern, dass damals nicht antizipierend schon Kalifornien und die Region um Kapstadt für den Weinanbau meliorisiert worden sind?

Causa Protsch – vorläufiger Abschluss

Mit dem Mittelalter peripher, aber mit der Forscherethik um so mehr ist Reiner Protsch von Zieten befasst gewesen [vgl. ZS 3/2004, 497]. Die „Kommission zum Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten“ kam zu dem Schluss,

„daß im Anthropologischen Institut unter Protschs Leitung zahlreiche Knochenfunde falsch datiert wurden. Außerdem habe der Professor das geistige Eigentum von Kollegen mißbraucht und sich wissenschaftliche Materialien widerrechtlich angeeignet“ [zos].

Das Ergebnis ist wahrlich erschütternd und geht über die vom Spiegel ausgebreiteten Fakten noch hinaus:

„Protsch sei nicht in der Lage gewesen, Methoden zur Altersermittlung von Funden wie das Radiokarbon-Verfahren korrekt anzuwenden. Dennoch habe er viele solcher Bestimmungen vorgenommen. Die vor 1982 und nach 1985 von ihm publizierten Datierungen seien ‘mit hoher Wahrscheinlichkeit’ Fälschungen“ [zos].

Also nur in 4 von 30 Jahren gab es in seinem Labor korrekte C14-Datierungen; sie stammen von Protschs damaligem Mitarbeiter Bernhard Weninger. Auch wurde konstatiert, dass der Professor ebenso wenig mit der Aminosäure-Razemisierungsmethode korrekt datieren konnte.

„Protsch habe den Schein eines funktionierenden Datierungslabors aufrecht erhalten, ‘um sich gutgläubige und zahlende Auftraggeber zu erhalten’“ [Filsler].

Seine Abschreibetätigkeiten waren offenbar ebenso weitreichend wie seine Datierungspublikationen:

„Die Kette solcher Plagiate erstreckt sich von seiner ersten Doktorarbeit bis hin zu Veröffentlichungen in jüngster Zeit.’ Daß Protsch aus anderen Arbeiten falsch zitiert habe, sei ihm schon 1984 von einem Kollegen nachgewiesen worden. Den 1998 erschienenen Text eines südafrikanischen Forschers habe er 1999 ‘fast wörtlich kopiert’“ [zos].

Also Hochstapler, Plagiator, Selbstdarsteller und findiger Geschäftsmann – einiges wird Disziplinarausschuss und Staatsanwalt weiter beschäftigen. Und sonst? Protsch ist auf eigenen Wunsch als 66-jähriger zum 1.2. in die wohlverdiente Pension gegangen! Sein Institut für Anthropologie wird geschlossen. Bei einigen Kollegen, die den Anarchisten über Jahrzehnte gewähren ließ, sieht die Kommission eine Mitschuld. Der Frankfurter Universität wird empfohlen, „sich bei geschädigten Personen zu entschuldigen“ [Filser]. Na bitte – alles wird gut.

Literatur

- Beschorner, Andreas (2005): Wo sich Wege der Kunst kreuzen; am 02. 03. 05 auf: <http://www.marktplatz-oberbayern.de/regionen/freising/art1585,251066.html>
- Dehio, Georg (1990): Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern IV: München und Oberbayern; Darmstadt
- Erzbistum = Erzbistum München und Freising Homepage Aktuell: <http://www.erzbistum-muenchen.de/EMF001/EMF000004.asp?NewsID=9195> vom 02. 03. 2005
- Filser, Hubert (2005): Ende einer Karriere. Vorwürfe gegen Protsch erhärtet; in: Süddeutsche Zeitung, vom 18.01.05
- Humpert, Klaus / Schenk, Martin (2001): Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der „gewachsenen Stadt“; Stuttgart
- Illig, Heribert (2003): Humpert/Schenk - Brätz/Brätz. Eine Abwägung; in: ZS 15 (3) 617-620
- (2000): Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen; in: ZS 12 (2) 281-295
- (1998): Hauen und Stechen auf breiter Front. Wie ein Kampf ums frühe Mittelalter; in: ZS 10 (1) 122-142
- KNA (2005): Kunstgeschichtliche Sensation in Freising; in: SZ, vom 19.02. 05
- Kramp, Mario (Hg., 2000): Krönungen. Könige in Aachen - Geschichte und Mythos. Katalog der Ausstellung in zwei Bänden. 11.06.-3.10. 2000; Mainz
- Kratzer, Hans (2005): Landshut ist älter als vermutet. Archäologen finden Haus, das lange vor 1204 gebaut wurde; in: SZ, vom 11. 03. 2005
- Krönungen* s. Kramp
mainz = www.kath.de/bistum/mainz/mbn/mz970228.htm
- Reidinger, Erwin (2002): Die Tempelanlage in Jerusalem von Salomo bis Herodes aus der Sicht der Bautechnischen Archäologie; Sonderdruck aus *Biblische Notizen. Beiträge zur exegetischen Diskussion*, Heft 114/115, München
- Rohr, Christian (2004): Ein gefälschtes Mittelalter? Methoden der Historischen Hilfswissenschaften zur Analyse von Urkunden. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung 'Kriminelles Mittelalter', am 22. 11. 2004, nachlesbar unter <http://www.sbg.ac.at/ger/samson/rvws2004-05/rohr2004.pdf>
- Schmidt, Hanjo (2002): Die Gründung mittelalterlicher Städte. Gründungsakt contra kontinuierliches Wachstum. Die Forschungsarbeit von Klaus Humpert und Martin Schenk; in: ZS 14 (1) 178-186
- Spiegel online (2005): Überraschungsfund: Thron Karls des Großen entdeckt; vom

18.02.05

Wamser, Ludwig (Hg., 2004): Die Welt von Byzanz. Europas östliches Erbe; Katalog zur Ausstellung vom 22.10. 2004 - 03. 04. 2005 in der Archäologischen Staatssammlung München; Stuttgart

zos (2005): „Dreißig Jahre lang Fakten manipuliert“; in: FAZ vom 18.02.05

Fortsetzung der Mittelalterdebatte

▲ **Barbara Frischmuth** (2003): Die Entschlüsselung (Roman über Zeiteinsparungen, MA S. 54 und passim), Aufbau-Verlag, Berlin ▲ November 2004, Zur Zeit, Wien Nr. 35-36/04 – **Erich Glück**: Deutsche Spekulation. Karl der Große verschwindet im Zeitgeistloch (Verriss) ▲ 22.11. Universität Salzburg – **Christian Rohr**: Ein gefälschtes Mittelalter? Methoden der Historischen Hilfswissenschaften zur Analyse von Urkunden. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Kriminelles Mittelalter“ ▲ 4.12. Wiener Zeitung, Geschichtsbeilage 'Zeitreisen' – **Lilo Radlberger**: Geheimnis Karl der Große ▲ Dezember, Aula, Wien – **Fred Duswald**: Karl der Große als Geschichtspolitikum, 22-24 ▲ 9.12. Wien, Café Museum - Erstes Zeiteinsparungen-Treffen ▲ SIS Review (Society for Interdisciplinary Studies) – **Steve Mitchell**: Lifting 'Bickerman's Veil' 4-11 ▲ Dezember, Grenz-Echo Eupen – **Dieter Thielens-Krütgen**: Unter der Lupe: Hat Karl der Große je gelebt? ▲ 28.1. München, Old Table - Vortrag HI ▲ 18.2. XXP (TV-Sender zus. mit Spiegel-TV) – Karl der Große, Fehlanzeige (weiteres **Alexander Kluge**-Interview mit HI; auch am 29.2., 20.2. und 25.2. gesendet) ▲ Am 1.3. stellte der **ORF** (science.ORF.at) die Frage der Woche: Erfundenes Mittelalter - ja oder nein, bezogen auf die Kalenderfrage (mit anschließenden Expertenexpertisen) ▲ 14.3. Leipzig, 3. Geschichtssalon – **Gerhard Anwander**: Dokumente, Recht und Fälschungen im frühen Mittelalter ▲

Und nicht zuletzt **Arno Borst** in seinem neuesten Werk: *Der Streit um den karolingischen Kalender*; Hannover [2004, ausgeliefert 2005, S. 18]:

„Die vor allem in Deutschland entfachte Diskussion um 'Karl den Fiktiven' begeisterte zwar bloß die Medien, sie verunsicherte aber nicht nur die Öffentlichkeit.“

Die zugehörige Fußnote bezieht sich auf Arno Borst selbst, auf Umberto Eco, Horst Fuhrmann und Max Kerner. Da wundern sich nicht allein die fast 600 Zuhörer und Diskutanten bei der Podiumsdiskussion in Salzburg [2000] oder die 1.500 Zuhörer in Budapest [2003], auch ob ihrer Begeisterung.

Wo das Geld die Zeit regiert

Das lukanische Doppelwerk und Rom

(Abschluss der Redatierungen V)

von Peter Winzeler

Das lukanische Geschichtswerk stellt die Zeiteinsparner vor ein Doppelproblem: hinsichtlich seiner historischen Grundlage, seiner biografischen Einheit wie seiner literarischen Komposition. Es vereinigt ja zwei Werke, die zwei grundverschiedenen Welten anzugehören scheinen. Die essenische Grundschicht muss in Qumrannähe gesucht werden, als der Tempel des Herodes „im Jahr 46“ vollendet und gesäubert wurde (29/34) [Joh 2,20; Thiering 241], kurz bevor Stephanus starb (Lukaspescher). Das Evangelium wurde vor 70 beendet, und in Fragmenten des 2./3. Jhs. sind auch die Apostelakten belegt.

Aber die Apostelgeschichte liegt posthum in zwei konträren Versionen vor (5./6. Jh.). Der „westliche“ Hauptzeuge ist der von Th. Beza (16. Jh.) aufgestöberte Codex Bezae (nebst altlateinischen und syrischen Übersetzungen) und sollte die Autorität des byzantinischen Mainstreams erschüttern. Zweifel bestehen an der biografischen Identität des Eusebius, wie auch berühmter Doppelwerke von Cäsar und Josefus Flavius. Für die Einheit des NT ist das Werk unverzichtbar, da es die scheiternde Israelmission der „zwölf Apostel“ mit der siegreichen Völkermission des „Ketzers“ Paulus verknüpft, so auch das Corpus Paulinum „zu Füßen der Apostel“ [Apg 5,2] akkreditiert. Hier aber gebietet es an stratigrafischer Kontrolle der „Textgeschichte“ und an einer evidenten Chronologie, die nicht von christlichen Axiomen abhängig wäre. Am Ende stehen auch die Methoden auf dem Prüfstand, mit denen das lukanische Problem gelöst werden sollte.

I. Münzen, Bau- und Textgeschichte

Seit die Bibelarchäologie die „Reisebegleiters Pauli wie an seiner Konstruktion der „apostolischen Zeit“ überhaupt. Das um den Lukasprolog erweiterte Doppelwerk dient der Abwehr Markions (2. Jh) und kommt in die Nähe der „augustäischen“ Kirchengeschorhellenistische“ Eisenzeit Beth-Scheans an das alte Israel (Omriden) und die frühjüdische Perserzeit vergab und sich in Antiochia kein neuer Schichtenbefund vor der Christlichen Archäologie (der Bauten Justinians) gezeigt hat [ZS 2/01, vgl. 2/03], kann von einer Stratigrafie der lukanischen Mittenzeit kaum gesprochen werden. Die Zeitenwende ist ersatzweise von den Nabatäern und dem antiken Münzengerüst bestimmt, da Christi Geburt durch die erste Kaiserzeit monetär „solide“ belegt erscheint [s.

Stauffer], durch Schriften Cäsars und den jüdischen Krieg (Josefus) auch julianisch genau datiert werden kann [s. Münzen]. Die jüdische Münze deckt freilich nur die 270 Jahre von Joh. Hyrkan (-135) bis Bar Kochba (+135) ab. Die Gelddeckung reicht weder für das erste Königtum des Makkabäers Simon Thassis, noch für den Volkskönig Simon (Thaddäus) des Agrippa I., noch für die semitische Dynastie Emesas (2./3. Jh.). Das löchrige Münzengerüst Italiens und der Römischen Republik wurde von Paul C. Martin auf 40 Jahre abgerüstet. Heribert Illigs Exposé „Von Rom bis Athen“ legte daher eine Streichung von 140 Jahren Ptolemäerzeit nahe.

Da die ersten Triumvirate Cäsars noch als Privatsache dreier Hasardeure gelten, die sich durch Ämterkauf an den Provinzen bereichern (wo Pompejus die Julia Cäsars ehelicht), würde das vom römischen Senat anerkannte Feminat der „Dreierregierung“ Kleopatras II. Thea (-170) in die „Triumvirate“ der augustäischen Gründerzeit des Octavius fallen, wo nach Actium (-31) Agrippa zum Reichsverweser (-27) aufsteigt. Hier lässt ein weiterer Triumphator „Cajus Caesar“ Münzen schlagen: G.J. Caesar *Germanicus*, der mit *Vipsania Agrippina* die Erbfolge der lukianischen Epigonenkaiser begründet. Selbst die Markuspension stützt sich auf den Caesar des „Bürgerkrieges“, der dem Doppelgänger zum Verwechseln gleicht.

Nach der augustäischen Erbteilung des Herodes spricht Josefus von „Gajus, dem Sohn Agrippas und der Julia, der Tochter Caesars, den der letztere adoptiert und ihm im Rat den ersten Platz zuerkannt hatte“ [Ant XVII, 9.5]. Diese Vorzugsstellung dürfte sich auf den Prinzen („princeps“) Germanicus beziehen, den zu adoptieren Augustus den Tiberius nötigte, als er diesen Erzrivalen adoptierte (+4), der Germanicus durch Piso in Syrien vergiften ließ (+19), nachdem dieser (wie Cäsar) Elephantine bereist und alle Weihens Alexandrias und des Ostens empfangen hatte (+18).

Vipsania Agrippina war die von Tiberius noch geschwängerte Mutter Caligulas (der alsdann neuer AUTOKRATOR KAISAROS GERMANIKOS sein will [Beckerath 252]) und die Gründerin Kölns, die zweifellos den Erbfolgeanspruch gegen Tiberius und seine Julia erhob und das Format der Kleopatra III. Thea besaß. Im zweiten Feminat (-124) verband sie sich mit Antiochus VIII. *Grypos*, dem „letzten Seleukiden“, der Jerusalem belagert und es als „Agrippa“ mit Herodes (-37) erobert, ja als „Vespasian“ (Vespasian) noch weiter sein Unwesen treibt. Von diesen Agrippinen wusste Lukas einiges zu erzählen, aber bei Josefus ging das aramäische Original verloren, zu dessen Überresten seine griechischen Bearbeitungen sich widersprüchlich verhalten. Bei all diesen „Doppelwerken“ wird ein genuiner Autor Altroms unterstellt (Version A) und ein dekadentes Epigontum vermutet (Version B), wie auch für Paulus und die Heteropaulinen oder für die zweifelhaften „Historien“ von Tacitus bis Cassius Dio, der dessen „Annalen“ gar nicht kennt.

In meiner (geistigen) Schichtenfolge wurde diese Rangordnung umgedreht: Die vermeintlichen Heteropaulinen würden den original-essenischen Lukaspescher stützen und den gallorömischen Cäsar als gründermythische Figur altorientalischer Quellen erweisen [vgl. ZS 2/2000]. Aber lässt sich dieser Ansatz am augustäischen Zeitalter bewähren? Meine Redatierungen setzen sich dieser letzten Gegenprobe aus. Als Ausgangspunkt dient die jüdische Geldgeschichte [s. Münzen]. Fremdherrscher werden in Kapitalien gesetzt.

Zeittafel: Die jüdische Geldgeschichte

Jehud-Münzen o. Ang. (- 3. Jh. oder fehlende Makkabäer-Münze?)

BASILEOS ANTIOCHOU / Porträt (Antiochus III. 223–213)

ANTIOCHOU THEOU EPIPHANOUS NIKEPHOROU / Porträt (Antiochus IV. 168–164)

BASILEOS ANTIOCHOU EUERGETOU / Porträt (Antiochus VII. Sidetes 136/135 ?)

Jehuda HP (= Hoherpriester) und Judenrat (Judas Aristobul -104/3)

Jechonathan, der König (Jonathan, die Krone? oder: Alexander Jannai 103–76)

Jehochanon HP und Judenrat (Johannes Hyrkan oder Hyrkan II. 67, 63–40)

Mattathias HP und Judenrat / [Basileos] Antigonou (Antigonos 40–37) = Basileos Antigonou m. Menorah / Schaubrottisch (idem)

BASILISSA KLEOPATRA THEA NEOTERA / ANTONIOS AUTOKRATOR TRITON

TRION ANAPON (Kleopatra + M. Anton, „zum 3. Mal Autokrator und Triumvir“ 37–34)

CAESAR DIVI F(ilius) mit Venus Victrix/ Porträt (des CAJUS OCTAVIUS = Octavian 31/29)

Herodou Basileos / Räuchergerät, Stern, Palmzweige (Herodes d. Gr. 40/37–4 ante)

Herodou / Ethnarchou (Des Ethnarchen Herodes oder: Archälaos † 6)

Herodou Tetrarchou / Tiberias (Tetrarch Herodes oder: Antipas † 39)

Philippou Tetrarchou / Porträt des Tiberius (Bruder Philippus † 34)

KAISAROS / Palme mit zwei Früchten + Jahrzahl 41 (M. Ambibulus, Prokurator 10/11)

JULIA KAISAROS / [TIBERIOU] KAISAROS LIS (Jahr 16 = Pilatus Präfekt 29/30?)

GAJO KAISARI (Porträt Caligulas) / Basileos (Agrippa 37–44)

TIBERIOS [KAISAR S]EBASTOS GEP / [AGRI]PPAS PHILOKAISAR

BASILEUS ME[GAS] (Großkönig Agrippa I, Freund des Kaisers, mit Jahrzahl 7 = 43/44)

„Schekel von Israel“ (Silber)/ „Das heilige Jerusalem“ (althebr.; Jüd. Krieg 66–70 ?)

„Jahr vier der Erlösung Zions“ (Bronze) / „Für die Freiheit Zions“ (althebr.; Jahr 69 ?)

AUTOKRA[TORI] OVESPASI KAISARI SEBASTO (Büste Vespasians)/ ETON EBA (Jahr 15) GRIPPA (Vespasian gewidmet von [M. Julius] Herodes Agrippa II. 71 ?)

„Jerusalem“ (Silber) / „Jahr zwei der Freiheit Israels“ (Makkabäer? oder Barkochba 133/34)

Simeon / „Für die Freiheit Israels“ (Simon Thassis? oder Barkochba 132-35).

II. Antike und christliche Text- und Baugeschichte

An sich gehören wiederaufgefundene assyrische Keilschriften genau so originär zur „Textgeschichte“ antiker und biblischer Literatur wie die Qumranrollen, die bis ins karolingische Frühmittelalter erstaunlich präsent bleiben [vgl. Flusser; Hilton]. In den lukanischen Schichten dominiert noch die prospektive millenarische Naherwartung, die erst bei Eusebius und Spätaugustin in die retrospektivische der millenarischen „Kirchengeschichte“ ab Christi Geburt verkippt. Als Wasserscheide kommen die Karolinger (800) und Ottonen in Betracht (1000) und das Nachglühen Joachims (bis 1260). Erst von daher konnte Zwingli die lukanische Mittenzeit als heilsbedingte Mitte der Weltzeit betrachten (Weltmittenjahr 3500), so dass alles, was mit Israel im Orient geschah (vor Christus), auch mit der Kirche im Okzident (nach Christus) geschehe und also alles sich *wie auf einer Drehscheibe* symmetrisch um die selbe Zeitachse dreht.

Mit anderen Worten: Die „assyrische“ Zerstreuung Israels (-700) geschieht zum Heil der Völker und nimmt die christliche Völkermission unter Bonifatius und den Franken vorweg (700) [vgl. *De Providentia Dei* ZwS IV, Kap. 7]. Das mächtige Omri spiegelt den Aufstieg und Niedergang Roms, König David logisch die Ottonen (1000) und Ramses II. die Staufer. Nachdem Hegel diese Dialektik in die Neuzeit überführt und in die Universalhistorie erweitert hat, kehrt das „dunkle Zeitalter“ Ägyptens als karolingische Phantomzeit wieder, und die Bronzezeit wird zum Problem. Im Orient soll schon David sie beendet haben, im Okzident hat erst König Artus mit dem frisch gestählten Schwert *Exkalibur* die Kelten und Christen gegen die Nor(d)mannen vereint. Christliche Kreuzritter brauchen nur noch den Steigbügel zu erfinden, um über die eisenverhüttenden „Chatten“ (Hessen, Catonen) Kleinasiens zu siegen.

Zwingli wendet sich an seinen Hessenfürsten Philipp als „illustrissimum princeps Cattorum“ (1530). Aber die anatolischen Keilschriften, in denen Bedrich Hrozný das „althochdeutsche“ und keltische Sprachgut – nebst dem aramäischen – nachwies [Doblhöfer 210], werden in derselben Logik in das indoarische Hethiterreich von -1200 bis -1500 rückwärts kalkuliert:

„nu-NINDA-an ezzatani, wadar-ma-ekuteni.“ (Transkription)

„(Lasset) uns nun BROTT essen und Wasser trinken“ (Übersetzung).

Auch die nachchristlichen Probleme mit der „langen Baugeschichte des Mittelalters“ sind von daher programmiert [s. Pfister ZS 1/99]. Christoph Pfister geht wohl zu weit, wenn er die antike Textgeschichte mit dem jüngeren Literaturgerüst von Antike und Christentum (ab 1100/1300) identifiziert. Aber seine helvetischen Hauptbelege sind beachtlich und machen 500 Jahre der Goten-

wanderung zwischen den spätrömischen Basiliken (5./6. Jh.) und romanischen Kirchenbauten (10./11. Jh.) zunichte. Cäsars Keltenschanzen würden zur Basis des gotischen Münsterbaus von Bern dank des Ostgoten Theoderich alias „Dietrich von Bern“. Das effektive Baugerüst für Altrom (100 J.) und Spätrom (100 J.) verdränge die Phantomzeit Karls. Denn:

„Die Keltenszeit muss also gleich unterhalb des Hochmittelalters liegen, zum großen Teil gleichzeitig 'zur alt- oder spätrömischen Besiedlungskultur'“ [ebd., 149].

So sind die Alamannen, die Spätrom im 3. Jh. überrennen [Furger 1996, 47 ff.], bei den Merowingern erst 536/7 belegt [ebd., 159], sie lassen sich in einer „zweiten“ Besiedlungswelle (7. Jh.) im fränkischen Rheingebiet nieder [ebd., 162] und entpuppen sich als alteidgenössische Milizen („alle Mannen“) von verbündeten Germanen, Kelten und Schwaben (Sueben). Für Aegidius Tschudi (16. Jh.) gehörte der „heldenhafte“ Helvetierkrieg gegen Caesar zur jüngeren Vergangenheit [Furger 1984, 153]. Ähnlich paradoxe Verhältnisse herrschen in Cäsars Provence, wo seit dem Judenedikt des Gregor d. Gr. erst wieder die Päpste Avignons den Synagogen Schutz gewähren.

Das sind Gründe genug, um die Illigsche Phantomzeithypothese nur als Problemstellung – nicht des Rätsels Lösung – zu akzeptieren. Auch sie beruht noch auf der klassischen (von Zwingli bestrittenen !) Mechanik eines linear-konstanten Zeitflusses seit Christi Geburt, dem 297 Leerjahre straflos entnommen werden könnten (zwischen Byzanz 614 und Germania 911). Auch bei diesem „unscharfen Zeitsaum“ [Illig 1999, 159], der an die Unschärferelation der Quantenmechanik erinnert, grübeln alte und neue Computisten, wie die antiken und bibelhandschriftlichen Ären mit den Rabbinen, spanischen Goten und den Arabern verknotet werden sollten [vgl. ZS 1/01]. Velikovsky hat von Einstein so viel gelernt, dass er nie mit purer Wahnzeit (leeren Zeiträumen) rechnete, sondern nach Umlagerung und Verknüpfung der realen Ereignisse und Dynastien (gefüllte Raumzeiten) verlangte – unter größtmöglichem Respekt für den je erhältlichen hebräischen Bibeltext.

III. Zu „Füßen der Apostel“ – der lukianische Urtext

Jüdische und römische Münzen in der Brandschicht Qumrans dürften nun belegen, dass die 10. Legion Vespasians die Siedlung zerstörte (Ende Juni 68). Wenn die Karäer dort um 800 die Damaskusschrift entdeckten (nicht so die nazoräischen Schriften der entlegenen Höhle 4Q) [Stegemann 88.101], wäre das lukianische Werk ante und post klar terminiert. Die *Textgeschichte* korrespondiert mit der Baugeschichte von Villen, Kirchen, Klöstern und Städten und lässt sich an den Stammbäumen alter Handschriften überprüfen (inkl. Kirchenväterzitate, Übersetzung, Palimpseste, Illustrationen, Ikonografie u.a.)

[vgl. Hunkel, Niemitz]. Seit Kammeier huldigen die Fälschungstheorien zwar dem „verlorenen“ Original, von woher die Abschriften in der Regel zwei *Linien* erkennen lassen (Varianten A - B), die auf den gemeinsamen „Archetypen“ zurück gehen sollten (byzantinischer Grundtext) oder doch in einer Seitenlinie auf den Urtext (Urlukas) zurückreichen könnten. Diesen Punkt Omega zu erreichen war das Ziel der Humanisten (ad fontes!), ohne dass allüberall eine konspirative „große Aktion“ Uwe Toppers unterstellt werden kann.

Im lukanischen Urtext bezeichnen die „Füße der Apostel“ noch klar den Ort „in der Halle Salomos“ [Apg 5,1-12], wo Urchristen und Leviten ihre Güter niederlegen – mit drakonischen Sanktionen gegen Hehlerei, die der Damaskusschrift entsprechen [s. Roloff zur Stelle; vgl. Exkurs Acta 15]. In der spätrömischen Version A wird die Führungsrolle des Petrus im heiligen „Geiste“ betont. Die Abgesandten Jerusalems fordern die Antiochener „zum Wandeln nach der Sitte des Moses“ auf, wogegen Paulus sich „versteifte“ und darum mit Barnabas vor das Apostel- und Ältestentribunal in Jerusalem zitiert worden sei, um den verdienten Richtspruch zu empfangen (OPWS KRITHWSIN EP AUTOIS [Apg 15,1f.2b]). Paulus hätte nicht selber die „dogmata“ der Urkirche verkündigt [Apg 16,4]! Das Jakobusdekret wird wohl abgemildert und das Verbot des „Erstickten“ (Blutgenuss) durch die Goldene Regel Hillels ersetzt: „und was man nicht will, dass einem zugefügt werde, das tut anderen nicht an“ [Apg 15,20.29]. Diese „verwilderten“ Lesarten würden nun doch eine „eigenständige“ Rezension belegen, „die bereits im 2. Jh. entstanden sein muss“ – auch eine „vom Autor erweiterte und überarbeitete Zweitfassung“ komme in Betracht [Roloff 14].

In der Variante B wären Lukas aber „schwerwiegende Fehler“ der Biografie des Paulus „unterlaufen“ [ebd., 2], sowohl beim „zweiten Jerusalembesuch“, den Paulus kaum „verschwiegen“ haben könne, wie beim letzten Besuch, wo ihn Jakobus „über das Dekret als über eine ihm bislang fremde Sache unterrichtet“ [ebd. 227]. Auch bei der Armenkollekte sei „ein Ausgleich [...] unmöglich“ [ebd. 226]. Fazit: Der Codex Bezae wird durch die Qumranrollen (MMT) doch augenscheinlich gestützt und rehabilitiert.

Karolingische Gegenprobe: In seinen Betrachtungen über *Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur* wunderte sich Max Weber, warum die römische Geldwirtschaft so rasch kollabierte und „nach einem halben Jahrtausend“ seit Diokletian vollends erlischt, sodass Großkarl, der „späte Testamentsvollstrecker“ zwar „die politische Einheit des Okzidenten wieder erweckte“, aber ökonomisch auf „streng naturalwirtschaftlicher Grundlage“ [Weber 1-26.23]. Im *Capitulare de villis* ist von Städten und Finanzmärkten nicht mehr die Rede, „die Königin als Oberinstanz“ regelt den Haushalt und „die Hausfrau des Königs ist sein ‘Finanzminister‘“, der sich „vornehmlich

um Bedürfnisse des königlichen Küchenzettels“ kümmert und um „merkwürdig große Quantitäten Seife usw.“. Der Zins ist verschwunden, die lukanische Gebrauchswertökonomie hat nur allzu total obsiegt. „Der Kreislauf der ökonomischen Entwicklung des Altertums hat sich vollendet“ [ebd., 24 f.]. Auch für diese Inrechtsetzung von Karl Marx brauchte es keine 500 Jahre dunkler Zeit. Aber wo das Geld die Zeit regiert, wird die geldlose Zeit an sich zur Phantomzeit. Sollte sie deshalb getilgt werden - *ad majorem gloriam* des Kapitals?

III. Zwei Versionen über den Jüdischen Krieg

Im Doppelwerk des Lukas blieb fraglich, ob er das Ende Jerusalems überhaupt erlebt habe, da die nazoräische Gerichtsprophetie Jesu keine spezifischen Hinweise auf Titus enthält [Lk 19,43]. Der Raub der Menora (im Titusbogen dargestellt) wird nur durch Josefus bezeugt, dessen Augenzeugenbericht uns aber nicht vorliegt (A). Wogegen die sekundäre Bearbeitung (B) zum geringsten Teil von Josefus selber stamme und durch andere Historien angereichert wurde [s. Kl.Pauly, Josefus Flavius]

Lukanisches Doppelwerk	Josefus Flavius (konvtl. datiert)
Lukapescher (um 40?)	Jüdischer Krieg A (aram. Urfassung 73)
Lukasevangelium (ab 61/2?)	Jüdischer Krieg B (griech. Bearb. 75/79)
Aposteltaten A (64?)	Jüdische Altertümer (93/94)
Aposteltaten B (90/100?)	Gegen Apion; Autobiografie (um 100).

Nach seiner Biografie – das letzte und „vermutlich einzige von J. ganz selbständig geschriebene Werk“ – kam *Josef ben Mathitjahu* in den Tumulten des Saul (37) zur Welt. Mit 19 Jahren trat er den Pharisäern bei, als Felix Statthalter wurde (56). Nach der Brandstiftung Neros (64), wo er die Freilassung eines jüdischen Priesters erwirkt, schließt er sich (66) in führender Stellung dem galiläischen Aufstand an, den er im *Jüdischen Krieg* den Zeloten anlastet. Während des Prozesses um Felix sollten sich beide Autoren in Rom aufhalten. Trotz Ermordung des HP Jonathan (62) durch einen *Sicarius* *Doran* (von Adora) sei Felix dank dem „Bruder *Pallas*, der bei Nero *damals* in hohem Ansehen stand, durch inständige Bitten“ begnadigt worden – wonach Bruder ‘Paulus’ anscheinend in Ungnade fiel [Ant XX.8.9]. Im 12. Jahr Neros bricht Josefus seine Altertümer, „an welche sich das Werk über den Krieg sogleich anschließen soll“, ab: „Um diese Zeit ward der Tempelbau vollendet“ und die Tempelsteuer wurde für andere Zwecke frei [Ant XX.9.1-7].

Das „anschließende“ könnte somit auch das früher abgefasste Werk sein (A). Im 56. Lebensjahr (13. Jahr Domitians) [Ant XX.2] verspricht er: „so Gott will, erzähle ich *später* in kurzer Darstellung den Hergang des Krieges und meinen eigenen Lebenslauf bis auf den *heutigen Tag*“ – was vermutlich auf die Autobiografie sich bezieht. Von der Zerstörung Jerusalems durch Antio-

chus IV. Epiphanes hatte er „schon früher anderswo berichtet“ (A), aber sie „in meinem früheren Werk nur kurz berührt“, weshalb er sie „jetzt eingehend beschreiben“ will (B) [Ant XII. 5.2f].

Jetzt sind den Bearbeitern die Makkabäerbücher bekannt: Antiochus habe Jerusalem „im 143. Jahr der seleuk. Königsherrschaft“ eingenommen, als seine Anhänger ihm kampflos die Tore öffneten (wie Herodes, dem die Pharisäer Pollio und Sameas die Tore öffneten [Ant XV.1.1] alias Heliodor und Simon Boethus [2Makk 3/4]), und „zwei Jahre später“ nochmals mit Heimtücke am 25. Kislev 145 [1Makk 1,54], im Jahr der 153. Olympiade [Ant XII.5.3f]. Die julianische Zeitrechnung hat sich konsolidiert. Der Tempel sei geplündert worden, das Opfer verboten, schönste Stadtteile werden in Brand gesetzt, die Stadtmauern geschleift, die hohe „Akra“ in der Unterstadt errichtet und mit einer „mazedonischen“ Besatzung (des Agrippa?) bestückt und das Volk gezwungen, „täglich Schweine zu opfern“, als wären schon die Römer des Hadrian an der Macht. Fromme Juden wurden assyrisch verstümmelt oder römisch „noch lebend ans Kreuz geschlagen“, aber dies alles unter *Ptolemäus Euergetes* (Geta) *Tryphon*, wo der HP Jesus den Namen Jason annahm und sich mit dem Bruder Onias (Menelaos) überwarf [Ant XII.5.1 par 2Makk 4/5], so dass die „Söhne des Mattathias“ sich gegen den „Greuel der Verwüstung“ erhoben und Antiochus (alias „Herodes“ oder ungenannt Agrippa I.) starb [Ant XII.6.1; 1Makk 2; 2Makk 8; vgl. Apg 12/13].

Bei Herodes d. Gr. war Antigonos der „letzte Hasmonäerkönig“, der den Tempel verteidigt, der als HP *Mattathias* für den „Judenrat“ zeichnet, wie als Griechenkönig „der Antigone“ sich mit der Menora und dem Schaubrottisch Davids schmückt und so „die einzigen jüdischen Münzen überhaupt“ hinterließ, „die diese Kostbarkeiten aus dem Tempel abbilden“ [Münzen 37]. Nun entstand „ein entsetzliches Blutbad“, da Herodes „keinen der ihnen feindlichen Juden am Leben lassen wollte“ [Ant XIV.16.1]. Unter Joh. Hyrkan (Oshorkon) und Tryphon war es *Antiochus VIII. Grypos* (ob als Agrippa oder Vespasian), der nach dreijähriger Belagerung Jerusalem einnahm. Wäre uns der aram. Urtext erhalten, würde Josefus vielleicht zum Gefolgsmann des Makkabäers Matthathias, und alle Duplikate der Söhne des Simon Boethus fielen dahin: mit HP Matthias ben Ananus (42), dem Boethusier Simon und Agrippa I. [Ant XIX. 6.2], andererseits Agrippa II., mit HP Ismael Phabi, Josef Kabi (Kajaphas) [Ant XX.8.8-11], dem jüngeren Ananus (Sohn des Hannas) und zwei rivalisierenden Jesussen, als der Herrenbruder Jakobus starb (36 = 62) [vgl. das Ergebnis Red III.].

Hieran schließt die Schreckensherrschaft des *Gessius Florus* (66), der die Landplage der Sicarier (Sichelmörder) auslöste, da ihm die Gattin Kleopatra – Freundin der „ebenso gottlosen“ Poppäa – die Pfründe des jüdischen Landpflegers verschaffte, weshalb „wir den Krieg mit den Römern aufnah-

men, weil *wir* (d.h. der jüdische Adel) lieber auf einmal als im langsamen Todeskampf untergehen wollten“ [Ant XX.11.1]. Nicht also die Zeloten tragen die Schuld. Sondern Gessius hat wie ein leibhaftiger Gessler den Volkszorn entfacht, sei es als Geta mit Kleopatra Thea III., als „Soldatenstiefel“ Gajus (Caligula) oder als Cäsar Caracalla (s. unten). Jedenfalls konnten die *Levit*en „beim König“ ihre Gleichstellung erringen, durften „leinerne Gewänder“ (der Essener) tragen und Psalmen Davids singen, was alles „mit unseren althergebrachten Satzungen in Widerspruch stand“ und den Untergang der Heiligen Stadt nach sich zog [Ant XX.9.6].

Am Ende wären die Schuldigen in der Schlägertruppe der Saulus und Barnabas zu suchen, wo keine Differenz zu Lukas mehr besteht. Nur der Editor H. Clementz wunderte sich, warum Josefus über Poppäa zuvor „genau das entgegengesetzte Urteil“ fällte [Fußnote Ant. XX.8.11], als sie sich in der *Tempelmaueraffäre* doch für die jüdische Gesandtschaft des Arabers Phabi und des Schatzmeister „Helkias“ (des Herodes von Chalkis) einsetzte, der auch Heliodor, Pollio, Titus oder Paulus heißt.

Fazit: Josefus und Lukas haben sich vermutlich gekannt und sicher im selben Milieu der jüdischen Kolonie in Rom gearbeitet [Röm 15] (A). *Der römische Bürgerkrieg und der jüdische Krieg sind zwei Seiten derselben Medaille*. Erst der jüngere Archetyp (B) hat das Material auf zwei oder drei jüdische Kriege gestreckt. Der Triumphbogen des Titus („Judäa capta“) ließe nur auf römische Beteiligung an der Schändung des Heiligtums schließen. Nach weiterer Legende (von Justinians „Historikers“ Prokopios) haben die Goten Alarichs die Menora den römischen Räubern geraubt....

IV. Cäsar und Germanicus im „Bürgerkrieg“

Auch um die Cäsar-Münze ist es nicht zum Besten bestellt. Duplikate lässt auch Germanicus prägen, der in Dalmatien die „1. Imperator-Akklamation“ erhielt [Kl. Pauly, Germanicus]. Diese Legende konnte bis nach „Dalmanutha“ in Galiläa wandern [Mk 8,10], denn im Osten war Germanicus ein Messias, der Prinz des Drusus und der Julia (Antonia minor), der größte Rivale des Tiberius. Auf beiden Seiten des Rheins wurde er zum Caesar oder Imperator akklamiert, ja von meuternden Soldaten Kölns zum „Kaiser“ ausgerufen – was er (demütig) vereitelt habe. Als Bruder des Namensvetters Claudius und Großvater des Nero Rotbart Germanicus stiftet er die Dynastie der lukanischen Kaiser Germanias, die nach dem Urteil Suetons doch alle nur eine Mörderbande von physischen und geistigen Krüppeln waren, die an den ungekrönten Heiligen von Köln, Mainz und Aachen nie heran reichte. Die Konturen Altroms und des Heiligen römischen Reiches verschwimmen. Der fromme Claudius (Chlodowig) konnte zu Ludwig, dem Frommen (814–840) oder

„Ludwig IX., dem Heiligen“ mutieren (1226–1270), da Zwingli beide identifiziert [ZwS III 340; Anm. 377] oder auch sie unterschied [IV 340]. Der eine Ludwig wurde ‚der Fromme‘ genannt, ein anderer, der dem römischen Papst „so sehr widerstand“ (Ludwig, der Bayer), hat „unsere Zürcher“ bewogen, 18 Jahre den Bann zu ertragen [IV,403]. Zwingli scheint es, dass Großkarl „eher ein Zeremonienmeister als ein frommer König war“ (im Unterschied zu Theodosius) [ebd.]. Weiter reicht sein Gedächtnis nicht zurück. Die Kaiserbiografien Suetons (*De vita Caesarum*, Erstdruck Rom 1470) lassen jedenfalls einen germanischen Untergrund der Julier-Gentele erkennen, zu dem sich der gallorömische Cäsar wie ein frankophiles Gengenprogramm liest.

Für die zweiten Julier müssen wir uns auf Cassius Dio verlassen, wo Ferris Millar „den Mangel an literarischen, dokumentarischen und archäologischen Quellen aus diesem Zeitraum“ beschreibt [s. *Fischer Weltgeschichte* 8,241]:

„Was geschah? Welche Veränderungen traten ein? [...] Unsere erzählenden Quellen sind bis 238 verhältnismäßig inhaltsreich, und für die Zeit Diokletians und Konstantins, d.h. von 284 an, besitzen wir Zeugnisse in beträchtlicher Zahl. Für die [...] dazwischenliegenden Jahre müssen wir uns aber auf die kurzen und kaum hinreichenden lat. Geschichtsdarstellungen der zweiten Hälfte des 4. Jh.s und auf spätere griechische Chroniken verlassen. Es ist besonders zu bemerken, dass die Reihe der kaiserlichen Biografien von Hadrian (117–138) bis Carus und Carinus (282–283) aus dem (wahrscheinlich späten) 4. Jh., [d.h.] die *Historia Augusta*, von der der Teil von 244–259 verloren ist, bei der Behandlung der späten Kaiser immer phantastischer und unzuverlässiger wird.“

V. Das Goldene Zeitalter des Kaisers Augustus

Der Lukasprolog hat das griechische „dogma“ des Kaisers Augustus [Lk 2,1] durch den aufmüpfigen Mariengesang und die Brutalität der „ersten Einschätzung“ (prima descriptio) denunziert. Von einer weltweiten Volkszählung wusste Lukas nichts, denn Quirinius war nur ein Requisitor, der den Nachlass des Archelaos konfiszierte [Lk 19,11-23; Ant XVII, 13,5]. Das ist alles, was wir von Augustus erfahren. In seiner ephesinischen Gefangenschaft – vor dem Statthalter Festus („phästos“) – appelliert Paulus an einen andern Caesar, der in der Anhörung vor Agrippa und Berenike zum „Augustus“ (Kaisaros Sebastos) mutiert [Apg 25,11f. 21.25]. In Rom hätte also just ein *Machtwechsel* stattgefunden, wir wissen nicht, ob von Caligula zu Claudius (41) oder ob vom Caesar zum Augustus Nero Germanicus (54), da Seine Majestät nicht beim Namen genannt wird.

Bei den zweiten Juliern ist es *Caracalla*, der vom Caesar (196) zum Augustus befördert wurde (197), *noch bevor er in Rom* die Nachfolge des sie-

benten Caesar (Septimius Severus) antritt (211–217). Der „Sextus Caesar“ fiel dem Meuchelmord Bassians (Bassus Caecilius) zum Opfer (-44) [Ant XIV.1.1], so dass der Kampf um den Thron des Oktavius Caesar entbrennt (Vierkaiserjahr 69/193). Hier bewerben sich Caesaren, die kaum je römische Kaiser waren: wie Pauli Gefährten „Niger und Lucius“ [Apg 13,1] alias Lucius Verus (161–69) und Pescennius Niger (193/4). Auch bei Caracalla begegnen uns die dunkeln 14 Jahre, wo der Kaiser Titus *Claudius* Germanicus seit Übertritt des Bruders in die gens Julia (4) auch *Neron* heißt [s. Kl. Pauly, *Claudius* Nr. 39]. Manche Kartusche des *NERON KLAUDIOS* könnte also Claudius angehören – wogegen Caracalla nur als „Antoninus“ (ohne Titel) zeichne [Beckerath 264]. Wir sehen förmlich, aus welchem verworrenen Rohmaterial Sueton seine zeitlosen „Charakterbilder“ von Herrschern erschuf, die kaum zu den *Charakterköpfen* der ptolemäischen Münze passen – weshalb ich die mühselige Suche nach personellen Identitäten eingestellt habe.

In seinem keltischen 'Kappuzinermantel' (daher der Name) verweigert „Caracalla“, ernannt für Europa und Afrika, die Reichsteilung mit dem ptolemäischen Bruder Geta (Ägypten und Asien), ermordet Geta (212), wirft die rebellierenden Germanen nieder (213) und richtet als „*maximus Germanicus*“ in Alexandria das furchtbarste Blutbad der Cäsaren an, das er im Partherkrieg im *Carrhae* des Crassus – wo denn sonst? – mit seiner Ermordung bezahlt (217).

Von Augustus ist kein Doppelwerk bekannt, aber sein Principat und Pontifikat hat stets wegen seines *Doppelgesichtes* verwundert [s. Durant 4,237-259, 260-286]. Wie soll man es erklären, dass Cäsars Neffe und rächender Bankersohn, der wie ein Condottiere seine Armeen gegen Kleopatra und Mark Anton rekrutiert, zum Stifter des „goldenen Zeitalters“ wird? Ptolemäus (III./VIII.) Euergetes konnte nur solange die Goldoktodrachme in Beirut prägen lassen, als er die Bergwerke Hadadesers in Kilikien [2Sam 8,8] und der raubenden Catonen (Kittäer) besaß. Seine Solarmünze wandte sich vom (römisch-germanischen) „Reichsadler“ ab. Das Gold Kleopatras aber konnte sich nur noch mit dem Kupfergeld des Herodes und dem „silbernem Überzug“ des Mark Anton verheiraten, so dass Ethelbert Stauffer [61] diese „Attrappe“ mit Hohn und Spott überzieht: „das Soldgeld, das Ostreich, das goldene Zeitalter – alles unreell, unsolid, unecht“. Augustus habe „aus eigenen Mitteln“ sein Heer rekrutiert [ebd. 53] und „seine Denare in massivem, vollwertigem Silber“ geprägt [ebd., 57], obwohl Rom bankrott und am Rande des Ruins war.

Durant ging dieser Münzenpropaganda nicht auf den Leim: Nach Actium fiel Octavian der Staatsschatz Kleopatras in die Hände, der genügte, um seinen gallischen Legionären den Sold, den Patriziern eine großzügige Schuldenamnestie (aus der Privatschatulle) und Rom seinen Aureus zu verschaffen. Pfliegten sich die Ptolemäer noch „zusammen“ mit ihrer Gemahlin, Schwester

oder Mutter abbilden zu lassen [s. Münzen 234-246], nennen die Usurpatoren sich jetzt Autokrator (Imperator), Kaiser/os (Richter) oder Autokrator Kaisaros. Kaisaros sei der *Eigenname* des Augustus (NTJ CHW) gewesen [Beckerath 248- 250], als habe es den Namensgeber Julius Cäsar zuvor nie gegeben.

Gelogen war auch, dass „Ägypten genommen“, als Provinz annektiert und das Ptolemäerreich damit erloschen sei. Es unterstand dem persönlichen Präfekten des „Kaiser Augustus“, der als GERMANICUS AUTOKRATOR alsbald den Eigennamen TIBERIUS KLAUDIUS trägt [ebd., 254]. Autokratoren waren auch die finanzmächtigen Triumviren (wie Mark Anton) und Präfekten (wie C. Cornelius Gallus) und Inhaber der Sondervollmacht des *imperium proconsulare majus*: wie Octavian, Agrippa und Germanicus. Nicht alle Kaiser sind als Pharaonen belegt. Berenike III./IV. hinterlassen *keine Hieroglyphen*, sowenig wie die Ptolemäer XI., XIII. und XIV., aber anscheinend auch nicht die „in Ägypten anerkannten Kaiser“ wie Pertinax und Niger, Elagabal, Severus Alexander (Oktavius) und Maximinus Thrax [s. Beckerath 262 f.], die in andern Gewändern zu suchen sind. Die „Romanisierung“ drang „über die Nilmündung kaum hinaus, und selbst Alexandria, das die größte griechische Stadt gewesen war, nahm in unserem zweiten Jahrhundert Wesensart, Sprachen und Geruch einer orientalischen Großstadt an“ [Durant 5,67].

Soweit zum ersten Gesicht des Octavian. Rasch gealtert und dem Tode nahe, bekehrt sich der Pontifex zum „mönchischen“ Lebenswandel bei Wasser und Brot, legt das „Imperium“ entsagend in die Hände Agrippas – und amtiert wie ein Jungbrunnen weitere 40 Jahre! Er sucht seiner Julia ihren Thronfolger zu verschaffen, die er vergibt 1. an Marcellus, Sohn der Oktavia (vergleiche: Sextus Varius Marcellus, Gatte der Julia Soaemnia), 2. Agrippa (Vater oder Prinz der Vipsania) und alsdann 3. Tiberius Claudius Nero, seinen Adoptivsohn „Titus“, der die Agrippina prompt verstößt und Germanicus überlässt. Solcher Ehebruch im Julierhause der *Herodias* löste in Qumran Empörung aus [Lk 2,19f], aber ließe sich auch durch die Doppeladoption bei *Hadrian*, Antoninus Pius und Mark Aurel belegen, auf die Septimius Severus und die Zweiten Julier sich berufen.

Hier ist nun die Goldwährung bereits im Niedergang begriffen. Der Aureus konnte die attische Währung des in Actium siegreichen „Apollon“ auch kaum verdrängt haben, da der Silberdenar (die „Basis des seleukidischen Geldes“) mit der Drachme doch wohl weiterhin ‚konvertierbar‘ war [s. Münzen 17.34-37]. Der Senat wurde nur beim Kleingeld konsultiert (S C = senatus consulto) [ebd., 38]. Duplikate gab es bis nach Indien, wo Tiberius nie hinkam und wovon Caracalla nur träumte. Elagabal lässt sich zum Sonnenpharao Ägyptens ausrufen, noch bevor er sich in Rom blicken lässt, aber gewinnt die vornehmste Vestalin *Aquila Severa*, um die Tempel Roms vom Götzendienst zu säubern (vergl. das Judenedikt des Claudius, das Aquila und Priscilla ver-

trieb). Seine Tante Julia Mamäa erwirkt bei der Regentin Julia Maesa die Adoption ihres Sohnes Alexander durch Elagabal.

Danach wird Elagabal ebenso rasch ermordet, wie *Antonia major* ihren antoninischen Gatten Claudius ermordet, als er wunschgemäß ihren Sohn Nero adoptierte. Die anstößige Weiberherrschaft ist also nicht auf die zweiten Julier zu beschränken. Julia Mamäa lässt sich mit prägnanten Gesichtszügen der Kleopatra porträtieren, nur stirbt sie mit ihrem Sohn bei Mainz. Der meuternde Maximinius, der Thraker, hat Rom nie betreten. Von der Schmach des arabischen Millenniums des Philippus Arabs hat sich Spätrom nie erholt. Im nachfolgenden Interregnum bricht die germanische Völkerwanderung sich Bahn, und aller Orten haben die Barbaren ihre Cäsaren ausgerufen.

An mächtigen Schutzbauten, wie dem Hadrianswall, möchte ich nicht rütteln, da die Severer (mit einer Hadriansstatue) auch in Helvetiens römischen Villen belegt sind. Auf Hadrians „thebanische Legion“ werden die ersten christlichen Märtyrer der helvetischen Sonnenstadt (Soleur, Solothurn) zurückgeführt. Aber seine Adoption durch den humanistischen Philosophenkaiser Mark Aurel musste Septimius Severus schon selbst vornehmen (lassen). So lässt das agustäische Doppelgesicht des ersten Friedenskaisers und Papstes Octavian eher Ungutes für die apostolische Sukzession des Stuhles Petri erahnen, der nun den Titel wie dogmatische und inquisitorische Befugnisse des Pontifex maximus übernimmt.

Cäsaren und Augusti der Frauen der 2. Julianischen Dynastie

193 Im zweiten Vierkaiserjahr überwindet Septimius Severus den Pescennius („Kostobar“) Niger von Syrien, aber Albinus (der Statthalter von 62?) wird zum Caesar ernannt.

196 Septimius erobert Seleukia und Mesopotamien (wie ein letzter Seleukide!), gibt sich aber als Adoptivsohn des Philosophenkaisers Mark Aurel aus, den schon Antoninus Pius bei seiner Adoption durch Hadrian adoptiert habe (= 2. Doppeladoption).

Bassian Caracalla, der „keltische Kapuziner“, wird Caesar, Albinus zum Augustus.

197 Caracalla wird „Augustus“, Albinus unterliegt (†) gegen Severus, der Julia Domna heiratet, die „Schwester“ der Julia Maesa, der Mutter der „Schwestern“ Soaemnia und Mamäa.

205 Konsulat von Caracalla und Geta in Rom (unter Julia Domna = Kleopatra I. oder II. ?)

211 Septimius † in Britannien. Doppelherrschaft von Caracalla und Geta

212 Ermordung Getas durch Caracalla (Alleinherrscher bis 217). Die agustäische **Constitutio Antoniana** verleiht allen Freigelassenen das römische Bürgerrecht (mit und zwecks Steuerpflicht!).

213 Caracalla besiegt die Alamannen, bereist Antiochia (214) und richtet in Alexandria (215/16) das „blutigste Kapitel in der Geschichte des Kaiserreichs“ an.....

218 Elagabal, Sohn der Julia Soaemnia, wird Kaiser in Emesa (Heliopolis) und Ägypten.

219 Elagabal in Rom (unter Regierung der Maesa) heiratet die vornehmste Vestalin Roms, *Aquila Severa* (die Namensgeberin?) und lässt alle Götterbilder aus den Tempeln entfernen.

222 Elagabal zwangsadoptiert Alexander Severus, Sohn der Mamäa, und wird alsogleich ermordet (wie schon Claudius den Nero adoptiert und von *Antonia major* ermordet wird).

234/5 Im Germanenkrieg werden Alexander und Mamäa bei Mainz von meuternden Soldaten des Maximinus Thrax erschlagen, der Rom nie betritt.

VI. Die gotische Völkerwanderung (= Skythen ?)

Die Griechenära der Seleukidenzeit wurde erst durch die julianische Umrechnung in die Zeiten vor und nach Christus aufgeteilt [s. Red I]. Die chronologischen Paradoxien der "germanischen" Völkerwanderung Europas hat Felix Dahn in drei Wellen beschrieben [Erstaufgabe 1883]:

I. Die *Ostgermanen* (Wandalen Geiserichs in Afrika, Ostgoten Theoderichs, Westgoten/Amaler Alarichs, Arianer und Sueben in Spanien, Odovakar in Italien) sind es, die dem Spätrom Augustins den Todesstoß versetzen (410–711).

II. Die *Westgermanen* (Kimbern und Teutonen, mit Cäsar und Germanicus im Kampf um die Rheingrenze, Alamannen und Franken) sind es, die Ostrom (260) und dem "römischen Westreich" den Untergang bereiten. Das ließe an die Kimmerier denken, die vor den Skythen nach Ägypten einfallen und die der Autor mit den Ramessiden des „Bet-Omri“ (YMRI, KhyMRI) verglich.

III. Die *Franken* verteidigen „das Erbe Roms in Gallien“ (Merowinger, Karl Martell und die Araber; Pippin und die Langobarden, Großkarl) in Gestalt des „freien“ Ritteradels und seiner Gentelen. Die Merowinger sind polygam und verabscheuen das zentrale Königtum, so dass der „Hausmeier“ Pippin dominiert (der assyrische „Mundschenk“). Aus Childerich (Huldreych) kann ein alamannischer Ulrich, aus Sohn Chlodovech ein "Ludwig von Bayern" werden. Chlothar ist Lothar (althdt. Ludher), vielleicht ein Lyder. Die Söhne Theuderichs (Theoderichs) vollenden die „fränkische“ Eroberung. Chilperich wirkt wie ein „Nero und Herodes unserer Zeit“ (Gregor von Tours) [Durant 5,336]. Und Großkarl, der in Rätien (Mustair) die wohl einzige echte Karlskirche hinterließ, gilt als König der „Langbärte“ (Langobarden, Makedonen), der die achämenidische Verwaltung der vier Caesaren Diokletians beerbt.

Gewiss sollten wir die Grenzwälle von Donau und Rhein als *aufhaltenden* Faktor der unendlich langsamen Migrationen mit Sippen und Ochsenspannen in Rechnung stellen, um den Zeitgraben zwischen Skythen und Westgo-

ten zu füllen. Der Vorstoß Geiserichs gleicht einem Taifun von plündernden Heeren, die keine sesshafte Zivilisation entwickeln. Ohne römische Kultur und biblische Schriften wüssten wir nichts von diesen „Amalekitem“ und Vandalen. Würde im Westen aber ein ganzer Osterzyklus von 532 Jahren zu viel gerechnet (ab Justinian 525 = Byzanz ADi 532 = AD 1057 Ludwigs von Bayern?), würde die karolingische Phantomzeit nicht hinreichen und es wären weitere 140 Jahre zu streichen, die spiegelbildlich vor und nach Christus entfallen (= 280 Phantomjahre der Ära Diokletans). Zwischen Goten und Skythen würden tendenziell die 1.000 Jahre des Philipp Arabs entfallen.

VII. Ausblick: Die „akute Hellenisierung“ der Urchristen

Die julianische Umrechnung erweckte den Eindruck, als sei das Judentum die Mutter des Christentums, dessen „akute Hellenisierung“ erst die Häresie der 'sogenannten Gnosis' herbeiführte [1 Tim 6,20]:

„Das Einströmen des Griechentums, des griechischen Geistes, und die Verbindung des Evangeliums (!) mit ihm, ist größte Tatsache in der Kirchengeschichte des zweiten Jahrhunderts“, sah Adolf von Harnack.

Der „Kampf mit dem Gnostizismus hat die Kirche genötigt, ihre Lehre, ihren Kult und ihre Disziplin in feste Formen und Gesetze zu fassen“ [Hamack 122. 126]. Die ernsthafte (severische) „Christenverfolgung“ würde sich auf gnostische Häretiker wie Markion bezogen haben (Origines genoss die Protektion der Julia Mamäa). Hans Jonas sah die Gnosis aber in der spätantiken Weltangst gegründet, die auf die „Begegnung der iranischen mit der babylonischen Religion“ zurückgeht, wo die „weltbeherrschenden Planetengötter“ dualistisch „zu Planetendämonen degradiert“ wurden, „die dem Menschen feindlich gesonnen seien“ [Conzelmann/Lindemann 212f]. Eine jüdische Gnosis läge auch schon den Paulusbriefen zugrunde. Und der akuten Hellenisierung leisteten schon Makkabäer und Essener erbitterten Widerstand, die die episkopale Organisation des sogen. Frühkatholizismus Hamacks ausbilden. So stehen sich verblüffend „zwei Schwestern-Religionen“ gegenüber, deren „jüngere“ (christliche) im Grunde die *relativ ältere* wäre [s. Hilton 15].

Hilton vollzieht unabhängig am rabbinischen Material, was ich an Lukas erarbeitet habe. Denn das weihnachtliche Lichterfest Chanukka war seit der Tempelweihe des Judas mit den „Hallepsalmen“ [Ps 113-118] verbunden und dem „Eckstein, den die Bauleute verworfen haben“ [Ps 118; Mt 21,42f], was nur die Urchristen auf Jesus deuten, die Rabbinen aber auf das „verworfene Israel“ nach 70 insgesamt [Hilton 37f]. Auch die in der Christenbibel bewahrten *Makkabäerbücher* wurden „von der Synagoge nicht bewahrt“ [ebd., 32]. Das lukanische Pfingstfest stützte sich auf das essenische Jubiläenbuch [ebd., 70ff]. Doch in der Mischna, die „um 200 d.Z. redigiert wurde“, deuten die

Rabbinen dieses Wochenfest auf die sinaitische Gabe der Thora, was in der Hebräerbibel gar „nicht erwähnt wird“ [ebd., 73-79]. Im 2.-4. Jh. kommt es zur Taufkonkurrenz, sofern auch Rabbinen das essenische Tauchbad für wichtiger halten als die bloße Beschneidung von Proselyten [ebd., 78f.]. Das Beweismaterial ist erdrückend, dass an der Chronologie der Zeitenwende etwas nicht stimmt. Wenn Justinian die „jüdischen Fabeln“ unterdrückte, kommen nun – statt des Talmud – vielmehr nazoräische Schriften – der Mutter Qumran der Zwillingsstöchter – in Betracht. So wären auch die drei Schismen neu zu evaluieren, die bis heute das Abendland bestimmen:

1. Das *jüdisch-christliche Schisma* führte von der Ausgrenzung der Jesus-Anhänger bis zur staatskirchlichen Unterdrückung der Synagoge und manifestiert sich in zwei getrennten Bibeln (1/2.-5/6. Jh.). Das Zinsverbot wurde von der lukanischen Apostelkirche internalisiert, aber für die vom Erdboden verdrängten Diasporajuden gelockert. Nicht zuletzt werden *jüdische Häresien* in der Kirche weit schärfer als das Judentum bekämpft, das bald päpstlichen, islamischen oder kaiserlichen Schutz genießt. Sefardische Juden werden aus Spanien vertrieben, aber askhenasische Juden werden zur Mutter der deutschen Reformation.

2. Das *römisch-byzantinische Schisma* führt vom spätrömischen Pontifikat (5. Jh.) zum abendländischen Dogma des „filioque“ (1054), das von Germanen, Arianern, Arabern und der griechischen Orthodoxie abgelehnt wird. In Spanien herrscht noch arabische Toleranz, und nur die *römisch-fränkische Kirche* geht gestärkt aus dem Bilderstreit hervor. Wenn der Geist allein von Vater „und Sohn“ ausgeht, steht jede andere Religion in Frage. Der Bibelgebrauch wird in Frankreich lebensgefährlich, Bibelbesitz ist Ketzern („Katharern“), Laien und niederen Klerikern untersagt. Übersetzung in die Volkssprache wird verfolgt, sodass nur Auswendiglernen (der Waldenser) und die „Judenschule“ übrig bleiben. Die Calvinismus muss Blutbäder bis ins 16./17. Jh. erleiden. Damit lässt sich die mangelnde *Bibelverbreitung* vor dem Buchdruck erklären, der erst Martin Luther ein Ende setzt.

3. Das *abendländische Schisma* von Avignon (14. Jh.). Diese Kalamität geht nicht auf Cäsar zurück. Im Investiturstreit erwuchs dem Papsttum der Widerstand der Staufer, und die Erben des Germanicus und Odoakars treiben die frankophilen Päpste in die Flucht. Im 100-jährigen Krieg unterliegt Frankreich dem kleinen England und der Pest. Wenn aber die *UNA SANCTA* sich selber zerfleischt, sinkt ihre Autorität dahin. Catherina von Siena empfiehlt daher neue Kreuzzüge, um den Krieg „nach außen“ zu tragen und die Christenheit gegen die Araber zu einigen. So entstehen gleichzeitig die spanische Inquisition, die Renaissance (Italien) und die Reformation (Deutschland). Während Italien in großer Vergangenheit schwelgt, wird das deutsche Nie-

mandsland M. Luthers unterschätzt. Auch bei aller anfallenden Relativierung dürfte es schwer halten, diese Rangordnung umzudrehen.

Ergänzungen der **Literatur** (vgl. Redatierungen I - IV).

- Beckerath, Jürgen von (²1999), Handbuch der ägypt. Königsnamen, Mainz
- Dahn, Felix (1883), Die Völkerwanderung. Germanisch-romanische Frühgeschichte Europas (4. Bde); 1977 Auswahl von Curt Hotzel, Berlin
- Doblhofer, Ernst (2000), Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen, Leipzig
- Durant, Will, Kulturgeschichte der Menschheit (1991), 18 Bde Frankfurt/M. u.a.
- Furger, Andreas et alii (1996), Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter, Zürich (vgl. ders., Die Helvetier, Zürich 1984, ⁴1991)
- Harnack, Adolf von (1964), Das Wesen des Christentums. Mit einem Geleitwort von Rudolf Bultmann, (Siebenstern-TB), München · Hamburg
- Hilton, Michael (2000), „Wie es sich christelt, so jüdelte es sich“. 2000 Jahre christlicher Einfluss auf das jüdische Leben (London 1994), Jüd. Verlagsanstalt, Berlin
- Hunger, Herbert et alii (1961), Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur, Zürich
- Illig, Heribert, (1995), „Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Eine Skizze“, ZS 7 (3), 269-287
- (1999), Wer hat an der Uhr gedreht ? Econ-TB, München
- Martin, Paul C. (1994): Wie stark erhellen Münzen die „dark ages“ in Italien? Teil I: ZS 4/94, 40-63
- (1995a): (idem) Teil II: Die Silbermünzen der römischen Republik 2/95, 145-167
- (1995b): (idem) Teil III: Die Goldmünzen der römischen Republik 3/95, 247-268
- Münzen = Matthiae, Karl / Schönert-Geiss, Edith (1981), Münzen aus der urchristlichen Umwelt, Berlin
- Niemitz, Hans-Ulrich (1991), „Fälschungen im Mittelalter“, in: VFG III (1) 21
- Pfister, Christoph (1999), „Zur langen Baugeschichte des Mittelalters“, in ZS 11 (1), 139-166
- Roloff, Jürgen (1981), Die Apostelgeschichte, NTD Bd. 5, Göttingen
- Stauffer, Ethelbert (1996), Christus und die Caesaren, 7. erw. Aufl., München · Hamburg
- Stegeman, Ekkehart (1993), Die Essener, Qumran, Johannes der Täufer und Jesus, Freiburg · Basel · Wien
- Weber, Max (1964), Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik, Kröner-Ausg., Stuttgart
- ZwS = Huldrych Zwingli-Schriften (Auswahl), 4 Bde, Zürich 1995

PD Dr. Peter Winzeler, Blumenrain 22, CH-2503 Biel
petwinzeler@dplanet.ch

Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland I

Bemerkungen und Fragen (Hellenica II)

Klaus Weissgerber

Vorbemerkungen

In *Asiatica IV/1 - Hellenica I* bin ich relativ kurz auf die „klassischen“ griechischen Zeitrechnungen – Archontenlisten und Olympiadendatierungen – und auf meine in *Asiatica II* entwickelte Thesen über die Dauer der iranischen Achämenidenzeit zu sprechen gekommen und habe meine Auffassung wiederholt, dass auch die Chronologie des vorhellenistischen Griechenland einer kritischen Überprüfung bedarf.

Um Missverständnisse zu vermeiden, halte ich es für erforderlich, konkreter auf diese wichtige Problematik einzugehen, weshalb ich mich entschlossen habe, noch vor Veröffentlichung von *Asiatica IV/2* diesen Beitrag zu schreiben, der thematisch nicht in meine Troia-Trilogie passt.

In *Asiatica II* hatte ich aufgezeigt, dass sowohl der archäologische Befund wie auch iranische, jüdische und andere Schriftquellen dafür sprechen, dass die Herrschaft der Achämeniden über Persien etwa 75 Jahre kürzer war, als die konventionelle Geschichtsschreibung dies annimmt. Ihre zeitliche Verlängerung war das 'Verdienst' griechischer Schriftsteller des -3. Jhs., denen viel später, aber entscheidend, Diodor und Plutarch folgten.

Natürlich stellt sich die Frage, warum die griechischen Autoren es für nötig befunden hatten, die persische Geschichte künstlich zu verlängern. Die Antwort ist einfach: Zunächst wurde versucht, die Geschichte des vorhellenistischen Griechenland zu 'strecken', um ein Gegengewicht gegen die angeblich lange Geschichte Ägyptens und Vorderasiens zu schaffen [siehe *Hellenica I*, 532]. Nachdem dies geschehen war, blieb den griechischen „Historikern“ nichts anderes übrig, als auch die synchrone Geschichte der Perser zeitlich zu 'strecken' [*Asiatica II*, 581]. Ich schrieb damals:

„Die Daten zur konventionellen persischen Chronologie stammen zumeist von griechischen Schriftstellern und wurden von diesen stets eng mit Daten der griechischen Geschichte verbunden. Eine Kürzung der persischen Geschichte bedeutet zwangsläufig eine Kürzung der überlieferten Geschichte des klassischen Griechenland.“ [*Asiatica II*, 572]

Ich verwies in diesem Zusammenhang auch auf die materialreichen Studien von Gisela Albrecht, Gunnar Heinsohn, Paul C. Martin, Benny Peiser, Ralf

Radke, Thomas Völker, Manfred Zeller und besonders von Heribert Illig, die eine Phantomzeit ab etwa -400 bei den Griechen, Juden und Römern glaubhaft machten, wobei sie sich auf auffallende architektonische und numismatische Lücken in dieser Zeit beriefen. Die meisten der angegebenen Autoren sprachen sich damals für eine Phantomzeit etwa von -400 bis -200 aus, bezogen also den frühen Hellenismus in diese ein. Illig, der all diese Überlegungen 1994 angestoßen hatte, präzisierte seine Aussage für römisches Reich und Griechenland auf 400 bis 180 [Illig 1995a, 283; 1996, 101] und schlug für den kleinasiatischen Raum – Vorderasien, Ägypten – eine zweigeteilte Phantomzeit vor: „von 400 bis -320 und von -170 bis -30 (oder -150 bis -10)“, die ebenfalls 220 Jahre umfasst [Illig 1996, 101].

In *Asiatica II* [570] verwies ich auch auf eine bemerkenswerte Erkenntnis Gunnar Heinsohns:

„Nicht alle Könige der Perser und der hellenistischen Zeit haben existiert und/oder hintereinander regiert.“ [Heinsohn 1996, 33]

Soweit es um den Hellenismus geht, verweise ich auf die Nachbemerkung zu diesem Beitrag.

Zur achämenidischen Phantomzeit

Manfred Zeller hatte sich in seinen frühen mündlichen und schriftlichen Beiträgen, ausgehend vom archäologischen Befund, für eine Verkürzung der Achämenidenzeit ausgesprochen. Er widersprach nicht, als Illig [1995a, 282] ausdrücklich diesen Standpunkt würdigte:

„An persischen Königsgräbern besitzen wir, wie M. Zeller immer wieder betont, nur das Mausoleum des Kyros und die nebeneinanderliegenden Felsgräber von Darios I., Xerxes I., Artaxerxes I. und Darius II.“

In *Asiatica II* [571] wies ich auch darauf hin, dass sich Zeller 1996 [92 ff.] für die Identifikation von Spätachämeniden und Frühseleukiden und damit indirekt für die Streichung der späten Achämenidenzeit ausgesprochen hatte. Obwohl er damals recht kritisch gegen mich schrieb [Zeller 1997], wandte er sich mit keinem Wort dagegen, dass ich ihn diesbezüglich 'vereinnehme' hatte. Im Gegenteil! Er schrieb damals: „Die verkürzte Perserzeit in Völkers Variante könnte eine gangbare Lösung sein“ [Zeller 1997, 600]. Um so erstaunter war ich, als ich Zellers Beitrag von 2003 las. Anknüpfend an den seinerzeit von ihm gelobten Beitrag von Völker [1996] schrieb er nunmehr:

„Im gleichen Artikel schlug Völker eine Verkürzung der Perserzeit um ca. 70 Jahre vor, wobei er sich auf eine von der Regel abweichende Aufzählung der persischen Könige bei Josephus, einem Autor der frühen römischen Kaiserzeit berief. Man fragt sich, warum eine so späte Quelle besser sein soll als frühere griechische Schriftsteller.“ [Zeller 2003, 262]

Zeller lehnt somit, was auch in anderen Passagen seines Beitrages zum Ausdruck kommt, jetzt die Verkürzung der Achämenidenzeit ab. Es ist natürlich sein gutes Recht, seine eigene Auffassung zu ändern. Ich hatte aber erwartet, dass er diese Änderung auch begründet, zumal sie in Widerspruch zu den zitierten Äußerungen von Illig, Heinsohn und den schon genannten Autoren steht. Er beschränkte sich aber nur auf den allgemeinen Hinweis, dass die Verkürzungsthese in Widerspruch zur „Schichtenfolge“ steht, ohne dies konkret zu begründen. Ich vermute, dass Zeller, bestimmt unbewusst, noch von den Benennungen der Schichten ausgeht, wie sie von konventionellen Archäologen erfolgten. Hierzu hatte ich mich schon in *Assyrica III* [1998] grundsätzlich geäußert. Heinsohn und Illig gingen aber von der realen Stratigraphie aus; ein Musterbeispiel für die Anwendung dieser wissenschaftlichen Methodik ist nach wie vor Heinsohns geniales Buch *Die Sumerer gab es nicht*. Treffend schrieb Ulrich Becker:

„Schichtenfolgen betrügen nicht, sie können nur falsch eingeordnet und interpretiert werden“ [Becker 1997, 626].

Was bei einer oberflächlichen Bewertung archäologischer Funde herauskommen könnte, hat unlängst Jürgen von Strauwitz [2004, 700 ff.] in einer köstlichen, aber „ernstgemeinten“ Glosse recht deutlich gemacht!

Mich persönlich hat befremdet, dass sich Zeller, um seinen nunmehrigen Standpunkt zu vertreten, in dem angeführten Zitat auf eine Auseinandersetzung mit Völker beschränkt hat, ohne meine zahlreichen Argumente in *Assyrica II* [1997] auch nur mit einem Wort zu erwähnen. (Mein Name fehlt auch in seinem Literaturverzeichnis.)

Ich muss davon ausgehen, dass die vielen neuen Leser der *Zeitensprünge* meinen vor fast acht Jahren publizierten Achämeniden-Beitrag nicht kennen, zumal kein späterer Autor auf diesen einging. Um meine Gedanken zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland nachvollziehen zu können, ist die Kenntnis meiner in *Assyrica II* vorgetragenen Thesen jedoch unerlässlich. Ich habe mich deshalb entschlossen, diese, allerdings sehr gekürzt und auch übersichtlicher geordnet, hier noch einmal wiederzugeben. Natürlich ist die Zeit nicht stehen geblieben: Alle Thesen habe ich überprüft und teilweise ergänzt, einige damaligen Feststellungen auch relativiert. Faktisch handelt es sich um einen neuen Text, in dem im Gegensatz zu *Asiatica II* nicht der ägyptische, sondern der griechische Aspekt im Vordergrund steht.

Ich ging und gehe konsequent von dem realen archäologischen Befund aus. Wie ich in meinem Beitrag betonte, sind nur die frühen Achämenidenherrscher durch zeitgenössische Inschriften und Funde gut belegt:

- Kyros (pers. Kurasch): Insbesondere die Inschrift auf einem Tonzyylinder über die Eroberung Babylons
- Kambyses (Kambudschia): siehe unten
- Dareios (Darajawahusch): Große Felsinschrift von Behistun, ägyptische Kanalinschrift, Palastinschriften in Susa
- Xerxes (Chschajarascha): Inschriften in Persepolis gegen die Daiwas
(Zum Inhalt der Inschriften siehe die [Asiatica II, 573] angegebenen Belege.)

In seiner Felsinschrift gedachte Dareios (I.) ausdrücklich seiner Vorgänger Kyros und Kambyses, genauso wie Kyros seinen Sohn „Kambuzia“ in der bezeichneten Tonzyylinder-Inschrift erwähnte. Kambyses ist auch durch Apistier-Stelen, einen demotischen Papyrus und vor allem durch die Statue des ägyptischen Priesters und Würdenträgers Udja-Hor-resetet gut belegt.

Der letztgenannte Priester hatte bereits unter Amasis und Psammetich III. (26. Dynastie) hohe Funktionen bekleidet, befand sich aber sofort nach der Eroberung Ägyptens in der Umgebung des Kambyses. Noch unter Dareios I. führte er diplomatische Aufträge für ihn aus. Diese Stele beweist eindeutig, dass die 26. Dynastie unmittelbar der Perserzeit vorausging, mit dieser somit nicht identifiziert werden kann, wie z.B. Radke 1996 behauptet hatte. Damals trat dieser noch entschieden gegen mich auf; inzwischen hat er diese Meinung geändert.

Aus den bezeichneten Inschriften geht eindeutig hervor, dass Kyros I., Kambyses und Dareios I. als Herrscher aufeinander folgten und nicht miteinander identifiziert werden können. Ich wandte mich deshalb damals entschieden gegen die Versuche von Radke, frühe Achämenidenherrscher miteinander zu identifizieren [Asiatica II, 573]. Zeller hat übrigens 2003 sehr ausführlich erneut gegen Radkes damalige Auffassungen argumentiert; insofern bin ich mit Zeller einer Meinung.

Nach Xerxes (I.) gab es noch Inschriften eines Artaxerxes (Artachscha; natürlich ohne folgende Ordnungszahl), die von konventionellen Archäologen recht willkürlich Artaxerxes I., II. und III. zugeordnet wurden, um 135 Jahre (wirklicher und angeblicher) persischer Geschichte archäologisch zu ‘belegen’.

Wie schon von Zeller dargelegt wurde, gibt es zwar Grabdenkmäler der frühen Achämeniden, aber keine, die eindeutig den späten Achämeniden zugeordnet werden können. In Neqsch-i Rustam (bei Persepolis) befindet sich umweit des Felsgrabes von Dareios I. lediglich eine Grabanlage, die Xerxes I. „und seinen beiden Nachfolgern“ zugeschrieben wird, aber keine Inschriften enthält. Ich halte es für möglich, dass es sich um die Gräber von Xerxes I., Artaxerxes I. und Dareios II. handelt [Asiatica II, 574].

Es kann sich um einen Zufall handeln, dass aus der spätachämiden Zeit nur wenige Inschriften erhalten geblieben sind. Es wurden aber sehr viele, in Keilschrift verfasste Privat- und Wirtschaftsurkunden gefunden, die von den Archäologen als „Kontakttäfelchen“ bezeichnet werden. Sie sind deshalb von außerordentlicher Bedeutung, weil sie nach den Regierungsjahren der Herrscher datiert wurden (z.B. im 4. Jahr des Xerxes). Aus der frühen Achämenidenzeit stammen sehr viele solcher Täfelchen (allein in Babylon und Nippur wurden Tausende gefunden), die davon zeugen, dass Babylonien in der frühen Perserzeit durch eine entwickelte Handels- und Kreditfähigkeit gekennzeichnet war. Besonders aktiv war das Handelshaus „Engibu und Söhne“, auch „Egibi und Söhne“ genannt. In den Täfelchen sind die Namen aller frühen Achämeniden bis Xerxes I., Artaxerxes I. und Dareios II. vermerkt. In keinem Täfelchen fand sich der Name eines späteren Achämeniden! Nach meiner Überzeugung handelt es sich hierbei nicht um einen Zufall. Ich schrieb damals:

„Ich schließe hieraus, dass es danach in Babylonien keine achämenidischen Herrscher mehr gegeben hat, nach denen datiert werden konnte“
[*Asiatica II*, 574 f.].

Modernen Historikern ist dies natürlich auch aufgefallen, jedoch kam keiner auf die Idee, dass die herrschende Chronologie auf Phantomzeiten beruhen könnte. Stattdessen kamen sie zu der erschütternden Erkenntnis, dass nach dem Tod von Dareios II. (konv. -404) die Wirtschaft Babyloniens plötzlich zusammengebrochen sei! Ich zitierte einen namhaften Historiker:

„Aus der Zeit nach 404/03 v. Chr., dem Jahr, in dem schwere Unruhen die Thronbesteigung des Artaxerxes II. begleiteten, ist uns kein Dokument überliefert, das die Tätigkeit eines großen Handelshauses bezeugt. Man könnte nun annehmen, daß die Akten in Aramäisch abgefaßt wurden und daß die Dokumente aus Papyrus oder Pergament verschwunden sind; doch es ist wahrscheinlicher, daß man das Schweigen der Texte dem langsamen Niedergang Mesopotamiens zuschreiben muß, verursacht durch den Druck des Fiskus, der Männern, wie den Egibis und den Muraschus keine Chance mehr ließ.“ [Maurice Meuleau in FWG V, 345]

Mit Beginn der Seleukidenzeit tauchten dann, für mich nicht überraschend, wieder Kontakttäfelchen mit Königsdatierungen auf. In der gleichen Weltgeschichte [FWG VI, 181] behauptete nun mit Pierre Grimal ein anderer Autor, gestützt auf diese Privaturkunden, dass Babylonien unter den Seleukiden wieder ein blühender Außenhandelsknotenpunkt geworden ist! Zu solchen Geschichtsinterpretationen anerkannter 'Spezialisten' erübrigt sich wohl jeder Kommentar.

Ich betrachte das Fehlen der Kontakttäfelchen zwischen Dareios II. und den Seleukiden als stabile archäologische Basis für meine These, dass im spä-

ten Achämenidenreich eine Phantomzeit bestanden hat. Zum besseren Verständnis meiner weiteren Thesen möchte ich hier zunächst die konventionelle Herrscherliste der Achämeniden wiedergeben:

558 – 530 Kyros d. Gr.

530 – 522 Kambyses

522 – 486 Dareios I.

486 – 465 Xerxes I.

465 – 424 Artaxerxes I.

424 (Wirren: Xerxes II. und Sogdianus)

424 – 404 Dareios II. Ochos

404 – 359 Artaxerxes II.

359 – 338 Artaxerxes III. Ochos

338 – 336 (Wirren: Arses und Bagoas)

336 – 330 Dareios III. (-334 Beginn der Eroberung unter Alexander d. Gr.).

Diese Liste ergibt sich nicht aus iranischen Quellen, sondern wurde von griechischen Schriftstellern nach und nach konstruiert. Abgesehen von den Angaben auf den bezeichneten Inschriften hinterließen die Achämeniden keine Annalen oder Geschichtswerke. Im sehr späten iranischen Nationalepos *Schahname* des Ferdusi/Firdausi (um 934 – 1020/26) wurden nur Dara I. und dessen Sohn Dara II. genannt; letzterer wurde nach diesem Text von Iskander (Alexander) besiegt [Einzelheiten s. *Asiatica II*, 575 f.]. Um so bedeutungsvoller sind die Schriftwerke des Babyloniers Berossos und des Ägypters Manetho. Beide schrieben im -3. Jh., also in frühhellenistischer Zeit. Wie ich in *Hellenica I*, Velikovskij folgend, dargelegt hatte, versuchten beide in ihren Werken, gegenüber den neuen makedonisch-griechischen Herrschern die lange Vergangenheit ihrer Völker zu betonen. Sie hatten aber kein Interesse, die unmittelbare Vergangenheit derselben zu verfälschen. Dadurch wären sie für ihre Zeitgenossen ungläubhaft geworden; immerhin schrieben sie unmittelbar nach dem Untergang des Achämenidenreiches. Es kann auch kein Zweifel daran bestehen, dass sie die Geschichte des Achämenidenreiches gut kannten. Bekanntlich gehörte Babylonien seit Kyros und Ägypten seit Kambyses (mit einer Unterbrechung, die nach meiner Konzeption nur sehr kurz gewesen sein kann) zum Perserreich; Babylonien war eine Kernprovinz desselben.

Von der *Babylonika* des Berossos blieben nur Fragmente erhalten; diese sind aber recht aufschlussreich. Berossos wiederholte die aus persischen Inschriften bekannte Herrscherfolge der frühen Achämeniden: Kyros – Kambyses – Dareh – Xerxes [Schnabel 273 ff.]. Im Fragment 55 heißt es dann wörtlich: „Nach diesem [Dareh; K.W.] Xerxes und weiter die übrigen Perserkönige“ [Schnabel 275]. Berossos hielt somit die Perserherrscher nach Xerxes für so unbedeutend, dass er diese nicht einmal mit ihrem Namen nannte!

Das Werk des Ägypters Manetho, *Aigyptiaka*, ist nur aus Exzerpten von Eusebius, Iulius Africanus und Flavius Iosephus bekannt. Soweit es um die Achämeniden geht, enthalten die Exzerpte nur geringfügige Differenzen in Bezug auf die Länge der Regierungen einzelner Herrscher; die Reihenfolge derselben ist identisch: Kambyses – („Magi“; 7 Monate) – Dareios – Xerxes – (Artabanos, 7 Mon.) – Artaxerxes – Xerxes (2 Mon.) – Sogdianos (7 Mon.) – Dareios (19 Jahre), aber keinen Artaxerxes II. (Die in Klammern angegebenen Namen wurden jeweils nur in einem Exzerpt genannt.) Nach dieser Abfolge nannte Manetho noch die Herrscher der einheimischen 28., 29. und 30. Dynastie. (In *Asiatica II* [590-592] habe ich dargelegt, dass deren Herrscher offenbar nebeneinander regiert hatten und dass es sich insgesamt nur um einen kurzen Zeitabschnitt gehandelt haben kann.)

Manetho nannte danach noch eine 31. Dynastie mit Ochos (2 Jahre in Ägypten), Arsēs (3 Jahre) und Dareios (4 Jahre; alle Regierungsjahre nach Eusebius), doch gilt dieser letzte Abschnitt seines Werkes allgemein als „später Zusatz“ [so Wolfgang Helck in: Pauly III, 952]. Hierzu ist zu bemerken, dass diese 31. Dynastie sowohl von Eusebius wie auch von Africanus genannt wurde; sie wird nur deshalb abgelehnt, weil sie in der armenischen Fassung des Eusebius nicht enthalten ist und vor allem, weil sie „in krassem Gegensatz zu den zuverlässigen Angaben des Ptolemaios“ steht (so Beckerath [81], der auch [230 f.] die komplette Ptolemaios-Herrscherliste wiedergab). Beckerath störte es bei seiner Argumentation nicht, dass Klaudios Ptolemaios von 161–180 lebte und sich auf die Konstruktionen später griechischer Autoren, auf die ich noch eingehen werde, stützte.

Eine wichtige nichtgriechische Quelle über das Achämenidenreich bildet das Werk von Flavius Iosephus: *Jüdische Altertümer*. Zeller hält, wie angeführt, dieses Werk für unglaubwürdig, weil es im +1. Jh. verfasst wurde. Dagegen betrachte ich dieses Werk schon deshalb als recht glaubwürdig, weil es sich kaum auf griechische Quellen (die *Informationen* von Ktesias und Diodor blieben völlig unberücksichtigt), dafür aber auf so alte Werke wie die Bibel und die *Aigyptiaka* des Manetho stützte. Die Reihenfolge der frühen Achämeniden entspricht bei ihm der der persischen Denkmäler und der Schriften des Berossos und des Manetho: Kyros – Kambyses – die „Magier“ – Dareios – Xerxes [Belege s. *Asiatica II*, 586]. Dem Xerxes folgte nach seiner Darstellung „dessen Sohn Kyros, den die Griechen Artaxerxes nennen“ [XI: 6.1 ff.]. Dann nannte er noch einen „Bagosses“ als „Feldherrn des anderen Artaxerxes“ [XI:7.1 ff.] und schließlich den „letzten Dareios“ [XI:7.2], der von Alexander, Sohn des Makedonierkönigs Philippos, besiegt wurde [XI:8.1]. Iosephus kannte somit nur zwei, nicht drei Herrscher mit dem Namen „Artaxerxes“. Da der „andere Artaxerxes“ dem „letzten Dareios“ unmittelbar vorausging, gab es nach dieser Darstellung keinen Artaxerxes II.

Iosephus stützte sich nicht nur auf Manetho, sondern auch auf die Bibel (Altes Testament). Den biblischen Text über die Achämenidenzeit schrieb der anonyme „Chronist“, der Verfasser der beiden Chronik-Bücher und der Bücher Esra und Nehemia. Da in diesen Texten ausdrücklich der Untergang des Achämenidenreichs vorausgesetzt wird, gehen alle mir bekannten Alttestamentler davon aus, dass diese in hellenistischer Zeit (um -300) verfasst wurden (Einzelheiten siehe *Asiatica II* [582]; eine Stellungnahme von Peter Winzler hierzu und auch zu anderen Thesen meines Beitrages würde mich sehr interessieren.) Im „Chronisten-Text“ wurden folgende Herrscher genannt:

Koresch = Kyros [2. Chr. 36,22f.; Esra 1,1-7; 6,3-5]

Darejawesch = Dareios [Esra 4,24 - 6,12]

Ahaschwerosch = Xerxes [Esra 4,6]

Artachschwerosch = Artaxerxes [Esra 4,7-23; 6,14; 7,1-26; 8,1; Nehemia 2,1; 5,14; 13,6].

„Ahaschwerosch“ war identisch mit dem „Ahasver“ des Buches Esther. Danach wurde er von Esther ermordet; über seine Ermordung berichteten auch, beginnend mit Ktesias, griechische Autoren (Ktesias [§ 39] bezeichnete als Mörder allerdings einen Artapanos). Gemäß der biblischen Darstellung folgte dem Xerxes unmittelbar sein Sohn „Artachschwerosch“, also Artaxerxes I. Ein weiterer Artaxerxes wurde nicht genannt, wohl aber Dareios II. Ochos. Im Buch Nehemia [12:22] ist die Rede davon, dass in der *Chronik* die Häupter der Perserfamilien „bis zur Regierung des Persers Darjawesch“ aufgezeichnet wurden. Im mir vorliegenden *Bibel-Lexikon* [315] wird konkret begründet, dass es sich hierbei nur um Dareios III. gehandelt haben kann.

Im *Ersten Makkabäerbuch* [1,1] wurde auch Dareios (III.) insofern erwähnt, dass er von Alexander, dem Sohn des Philippos von Makedonien, besiegt wurde.

Meine Studien über Manetho, die Bibel und Flavius Iosephus führten mich zu der Überzeugung, dass Artaxerxes II. eine späte Erfindung war und dass Artaxerxes I. Ochos und Dareios II. Ochos identisch gewesen sein müssen.

In *Hellenica I* [532] hatte ich dargelegt, dass hellenistische Autoren, um ein Gegengewicht zu den langen Chronologien des Berossos und Manetho zu schaffen, eine lange Geschichte des vorhellenistischen Griechenland konstruierten. Die Erfindung später Achämenidenherrscher ging konform mit der Erfindung eigener Geschichte im -4. Jh. In meinem Beitrag hatte ich die Schriften aller griechischen, hellenistischen und römischen Autoren, in denen die Achämeniden erwähnt wurden, ausführlich analysiert und so aufgezeigt, wie 'Geschichte' nach und nach 'geschaffen' worden ist. Ich kann hier nur auf meine wichtigsten Erkenntnisse eingehen [ausführlich *Asiatica II*, 576-581, 583-586].

Soweit es um die Mitteilungen der frühen griechischen Historiker über die Herrscherabfolge der frühen Achämeniden geht, entsprechen diese voll den persischen Inschriften/Kontakttäfelchen und den nichtgriechischen Schriftquellen:

Herodot (gest. konv. um -425; *Historien*): Kyros, Kambyses, Dareios, Xerxes.

Thukydides (gest. konv. um -403/01; *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*): Kyros, Kambyses, Dareios, Xerxes, Artaxerxes [I.; I:127], Dareios (II.; [VIII:5,37, 58]). Die konventionelle Darstellung erfolgte bis zum 13. Regierungsjahr des Dareios [VIII:58]; auf das dubiose Buch VIII werde ich noch eingehen.

Xenophon (gest. konv. nach -357) wird die *Hellenika* zugeschrieben. Wie ich noch darlegen werde, wurden in diesem Werk die Grundlagen der folgenden Geschichtserfindungen geschaffen; die angebliche Geschichte Griechenlands wurden bis zur Schlacht von Mantinea (konv. -362) dargestellt.

Dagegen sind die Ausführungen über die gleichzeitige persische Geschichte in diesem Werk recht vage. Grundsätzlich wurde kein Herrscher mit Namen genannt, stets ist nur die Rede von dem jeweiligen „König“. Soweit es um die Zeit geht, die ich auf Grund des archäologischen Befundes als „Phantomzeit“ betrachte, wurde lediglich einmal ein König „Artaxerxes“ erwähnt [V:1.31]. Die Erwähnungen des Dareios II. [I:2.19; II:1.8 ff.] hat schon die Herausgeberin der mir vorliegenden *Hellenika*-Ausgabe, Gisela Strasburger [686, Anm. 25], überzeugend als spätere Interpolation bezeichnet und diese Passagen entsprechend in eckige Klammern gesetzt.

Ktesias aus Knidon war Leibarzt des persischen Thronprätendenten Kyros (des Jüngeren) und fiel nach der Schlacht von Kunaxa in die Gefangenschaft des nunmehrigen Großkönigs Artaxerxes [Xenophon: *Anabasis* I:8,26 f.] und hielt sich viele Jahre in Persien auf. Nach seiner Rückkehr schrieb er, offensichtlich noch vor Xenophons *Hellenika*, zwei Bücher. Die *Indika* besteht nur aus Wundergeschichten und kann als Märchenbuch bezeichnet werden. Die *Persika* besteht aus 23 Büchern, von denen die ersten sechs die assyrische und medische Geschichte darstellten (*Assyriaka*). Ktesias wollte seine Leser unterhalten; sein Werk trägt deshalb sehr anekdotenhaften Charakter. Vorwiegend beschrieb er Haremsgeschichten und Hofintrigen, an politischen Geschehnissen hatte er wenig Interesse. Schon Berossos tadelte seine fragwürdige Wiedergabe von Fakten [Gerhard Wirth in: Pauly, 366].

Seine gelegentlichen Bemerkungen über die ersten Achämeniden stehen teilweise in krassem Gegensatz zu den Angaben der Behustin-Inschrift des Dareios I. und der *Historien* des Herodot [ausführlich: Bichler 2004].

Der vollständige Text der *Persika* gilt als verschollen. Erhalten geblieben sind einige Zitate späterer Autoren (z.B. von Diodor und Plutarch), vor allem aber die Auszüge, die mehr als 1.000 Jahre später der byzantinische Patriarch Photios, der im 9. Jh. gelebt haben soll, hinterlassen hat. Die mir vorliegende, von F.W. König herausgegebene Ktesias-Ausgabe [1972] stellt lediglich eine Wiedergabe der Photios-Auszüge dar, die vom Herausgeber sehr kritisch kommentiert worden ist. Bei dieser Überlieferungslage erscheint es von vornherein zweifelhaft, ob wir den ursprünglichen Ktesias-Text vor uns haben.

Diodor (-1. Jh.) hat biographische Angaben über Ktesias überliefert. Diese bestehen voller Widersprüche. Diodor hat in seiner eklektisch-kompilatorischen Darstellungsweise, auf die ich noch zu sprechen komme, verschiedene Überlieferungsstränge vermengt.

Nach der Darstellung des Diodor soll sich Ktesias nach seiner Gefangennahme 17 Jahre als Arzt am Hof des persischen Großkönigs Dareios II. Ochos aufgehalten und vor allem dessen Ehefrau Parysatis medizinisch behandelt haben, von der er über persische Hofgeheimnisse und auch über Ereignisse der persischen Frühgeschichte informiert worden sei. Nach späteren Angaben soll er auch noch die Regierung des Artaxerxes II. (konv. ab -404) erlebt haben. Nach den Angaben Diodors [XIV;46,6] beendete er seine *Persika* in dem Jahr, „als Ithykles in Athen Archon war, Olympiade 95, Jahr 3“. Das war nach konventioneller Umrechnung das Jahr -397. Der weitere Lebensweg des Ktesias ist unbekannt.

Die Schlacht von Kunaxa zwischen Artaxerxes und Kyros fand nach der Überlieferung des Diodor unmittelbar nach dem Tod ihres Vaters Dareios II. (-404) statt, wie es in allen konventionellen Geschichtswerken steht. Wenn dies stimmt, hätte Ktesias nicht schon -397, sieben Jahre nach seiner Gefangennahme, seine *Persika* beenden können. Er soll sich ja 17 Jahre am Hof des persischen Großkönigs aufgehalten haben. Vor allem: Wenn die Kunaxa-Schlacht zwischen Kyros und Artaxerxes nach dem Tod des Dareios II. stattgefunden hat, kann Ktesias gar nicht am Hof des Dareios II. und der Parysatis gelebt haben!

Wann die Kyros-Schlacht wirklich stattfand, ergibt sich schon aus dem Werk des zuverlässigen Historikers Thukydides [II:65]. Bei der Darstellung der Regierungszeit des Xerxes I. erwähnte er, dass Kyros, der „Sohn des Großkönigs“, als Satrap des westlichen Kleinasien gegen die Griechen auftrat. Diese Angaben entsprechen voll den Angaben über den frühen Kyros in der *Anabasis* [I:1 und 9], als deren Autor Xenophon, der Befehlshaber der griechischen Hilfstruppen des Kyros, gilt. Die Angaben in der *Anabasis* über Kyros wurden in der *Hellenika* [Bücher I, II] wiederholt. Nirgends ist davon die Rede, dass Kyros der Sohn des Dareios II. war.

Aus den Angaben des Thukydides und des Xenophon ergibt sich ein-

deutig, dass Kyros der Sohn des Xerxes I. (ermordet konv. -465) und der Bruder/Gegner des Artaxerxes I. (nicht des Artaxerxes II,) gewesen ist und dass Ktesias nicht am Hof des Dareios II. Ochos, sondern (bis -453) am Hof des Artaxerxes I. gelebt hat! Die Überlieferungen über Dareios II. Ochos können somit nicht aus dem Originaltext des Ktesias stammen, was nicht ausschließt, dass Parysatis, die in Keilschrift-Tafeln als „Paruschschati“ bekannt ist, tatsächlich die Tochter des Artaxerxes I. und Ehefrau des Dareios II. gewesen ist.

Diodor hat in seiner Biographie des Ktesias somit einiges durcheinander gebracht. Nach meiner Überzeugung waren nur die Bruderkämpfe nach dem Tod des Xerxes I. (Kyros der Jüngere gegen Artaxerxes I.) und nach dem Tod des Artaxerxes I. (Dareios II. Ochos gegen Xerxes II. und Sekyndianos/Sogdianos) real; die letztgenannten konnten aber von Ktesias gar nicht mehr geschildert werden. Diodor (bzw. ein Autor der von ihm benutzten Schriftquellen) versetzte den Kampf der Brüder Kyros und Artaxerxes I. in die Anfangsjahre des erfundenen Artaxerxes II.!

Nach den Angaben der Photios-Auszüge folgten Xerxes (I.) nacheinander Artaxerxes [§ 42], Xerxes (II. [§ 44]), Sekyndianos [§ 48], Ochos-Dareios [§ 56] und schließlich Arsakes [§ 57]. Der letztgenannte Großkönig wird allgemein, so auch von F.W. König, mit Artaxerxes II. identifiziert. Ist dies richtig, hätte Ktesias die Grundlagen für die Verlängerung der achämenidischen Geschichte geschaffen. Ich möchte dies aber aus den dargelegten Gründen bezweifeln und insofern meine Darlegungen in *Asiatica II* [577-579] relativieren.

Ktesias kann als Teilnehmer der Kunaxa-Schlacht nur am Hof des Artaxerxes I. gelebt haben. Die Angaben über die viel späteren Herrscher Sekyndianos (Sogdianos), Dareios II. und Arsakes = Arses (konv. 336-334) sind offensichtlich spätere Interpolationen. Als „Fortsetzer“ des Ktesias gilt der hellenistische Historiker *Dinon* aus Kolophon, dessen *Persika*, bis auf ein Fragment, als „verloren“ gilt. Ich neige zu der Auffassung, dass dieser Text erhalten geblieben ist: in Gestalt des letzten Teiles der Photios-Auszüge! So erklärt sich auch, dass noch Arsakes (=Arses) im Text erwähnt wurde. Nach späteren Mitteilungen soll das Werk des Dinon die Geschichte des Perserreiches bis kurz vor Alexander beschrieben haben [vgl. Hans Gärtner in: *Pauly II*, 35]. Geht man von meiner These aus, hat Dinon auch die Überlieferungen über Parysatis, die Ehefrau des Dareios II. gekannt; die Berichte in den Photios-Auszügen über diese Frau stammen von Dinon!

Dies bedeutet aber auch, dass Dinon nicht der „Erfinder“ des Artaxerxes II. gewesen ist. In Frage kommen vor allem Ephoros, Theopomp und Kratippos, deren Werke ebenfalls verschollen sind, aber von Diodor, Plutarch und Pompeius Trogus noch genutzt wurden. (Auf diese werde ich noch zu sprechen kommen.) Im Gegensatz zu meinen Ausführungen in *Asiatica II* [583]

betrachte ich Diodor nicht mehr als „Pionier der Umschreibung der Geschichte der Achämeniden“, obwohl er zweifellos großen Anteil daran hatte, dass die Geschichtsfälschungen, die vor seiner Zeit erfolgten, weite Verbreitung fanden.

Diodor aus Agyrion/Sizilien (um 80–29), auch Diodor Siculus genannt, schrieb eine *Historische Bibliothek* in 40 Bänden, die aus Auszügen aus Werken früherer Autoren bestand, mit dem erklärten Ziel, deren Lektüre überflüssig zu machen. Erhalten geblieben sind die Bände I bis V (vorpersische Geschichte) und XI bis XX (Universalgeschichte von Xerxes I. bis zum Frühhellenismus), ansonsten sind nur noch Fragmente (Zitate späterer Autoren) vorhanden. Die Darstellung ist kompilatorisch: Diodor schrieb zu jeder Thematik einen, mitunter auch mehrere Schriftsteller einfach aus, wobei ihn dadurch entstandene Widersprüche nicht störten. Hierauf wies er übrigens selbst hin; deshalb erhob er auch keinen Anspruch auf unbedingte Glaubwürdigkeit [III:36; IV:47, Schluss].

Diodor erwähnte die Spätachämeniden nur im Zusammenhang mit Ereignissen der griechischen Geschichte und gab für jene folgende Herrscherabfolge: Artaxerxes I. [XI:69 - XII:64]

„Wirren“ [XII:64,71]

Dareios II. [XII:71 bis XIII:108]

Artaxerxes II. [XIII:108 bis XV:93; *Anabasis* des Xenophon: XIV:19-31]

Artaxerxes III. [XV:93 bis XVII:5]

Arses [XVII:5]

Dareios III. [XVII:5 bis 73].

Das ist genau die Herrscherabfolge, wie sie heute in jedem Geschichtswerk steht! Zu bemerken ist, dass Diodor in der Regel nur den Regierungsantritt und den Tod der Großkönige angab, dazwischen aber kaum über Ereignisse der persischen, wohl aber der griechischen Geschichte berichtete.

Diodor bemühte sich auch, sein Geschichtswerk in ein chronologisches System zu bringen, wobei er versuchte, die Olympiade-Datierungen und die Jahresdaten der athenischen Archonten und römischen Konsuln in Einklang zu bringen. Das ist ihm nicht gelungen; seine diesbezüglichen Identifikationen wurden vielfach widerlegt und gelten durchweg als unzuverlässig [Belege: *Asiatica* II,592]. Seine Rechnungen konnten schon deshalb nicht aufgehen, weil alle vorhellenistischen Datierungen erst in hellenistischer Zeit und von verschiedenen Autoren unabhängig voneinander recht willkürlich erfolgten, worauf ich, anderen Autoren folgend, in *Hellenica I* schon hingewiesen habe.

Pompeius Trogus verfasste im späten -1. Jh., zur Zeit des Augustus, eine *Philippische Geschichte* (= Makedonische Geschichte), die gelegentlich auch

auf die Geschichte Vorderasiens, von „Ninos“ bis einige Jahrzehnte vor Beginn der christlichen Zeitrechnung einging. Auch dieses Werk ist verloren gegangen. Ein Unbekannter hat ein Inhaltsverzeichnis (*Prologii*) angefertigt. Außerdem liegen umfangreiche Auszüge (*Epitome*) des Iustinus (+3. Jh.) vor. Beide befinden sich in deutscher Übersetzung in meinem Besitz; in meinen Beiträgen *Indica I* und *Indica II* habe ich diese ausgewertet, soweit es um die iranische und indische Geschichte zur Zeit des Hellenismus ging.

Die von Pompeius Trogus angegebene Herrscherabfolge der Spätachämeniden entspricht der des Diodor; beide schöpften offensichtlich aus der gleichen Quelle: Xerxes [II:10] – Artaxerxes [III:1] – Darius Northus [V:1] – Artaxerxes Memnon [V:11] – Ochus, „wurde auch Artaxerxes genannt“ [X:3] – Darius Kolomannus, „der Alexander unterliegt“ [X:3]. Iustinus erwähnte die Thronwirren nach dem Tod des Ochus nicht; in dem Prolog zu Buch X wurde aber als Herrscher nach Ochus ein Arses genannt.

Es fällt auf, dass Iustinus in seinen Auszügen nur die ersten Achämeniden (Cyrus bis Xerxes) ausführlicher behandelte. Artaxerxes I. wurde nur im Zusammenhang mit seiner Machtübernahme genannt; sein Tod blieb unerwähnt. Darius Nothus taucht dann ganz unvermittelt als „Perserkönig“ auf und wurde etwas ausführlicher bis zu seinem Tod behandelt [V:1-11], ebenso der Machtkampf zwischen Artaxerxes Memnon und Kyros [V:11]. Über Artaxerxes Memnon wusste dann Iustinus nichts mehr zu berichten und ging nur kurz auf seinen Tod [X:1,2] und die folgenden Könige Ochus und Darius (III.) ein. Dieses X. Buch ist das kürzeste des Auszuges.

Plutarch aus Chaironeia (46 – nach 119) verfasste etwa 50 Biographien (einige sind verschollen; 44 Biographien sind Parallel-Biographien), die alle moralisierenden Charakter trugen. Dabei nahm er es mit der historischen Wahrheit nie sehr genau. Mit den Quellen, die ihm vorlagen, verfuhr er nach Gutdünken, um ein überzeugendes psychologisches Porträt seines jeweiligen Helden zu schaffen.

Besonders auf ihn trifft die sarkastische Bemerkung des Dionysios aus Halikarnass zu, wonach das Ziel der Schriftsteller seiner Zeit darin bestand, „historische Fakten so zu arrangieren, daß sie beim Leser die größte Wirkung hervorriefen, ohne Rücksicht auf die Fakten“ [nach Albrecht 235].

Plutarch schrieb auch eine Biographie des „Artoxerxes“ (sic! gemeint ist Artaxerxes II. Memnon, dessen reale Existenz ich bezweifle), die er nicht in Parallele zu der Biographie eines anderen „Helden“ stellte. Als Quellen seiner Darstellung nannte er Ktesias (offensichtlich in der interpolierten Fassung), Xenophon und Dinon. Diesen Quellen entspricht auch der Inhalt dieser Biographie. Sie besteht eigentlich nur aus drei Teilen: der Schilderung der Kyros-Schlacht [Kap. 1-14], der Untaten seiner Mutter Parisatis [Kap. 15-23] und der

Intrigen und Morde kurz vor seinem Tod [Kap. 26-30]. Dazwischen ging Plutarch nur kurz auf die damaligen griechisch-persischen Beziehungen ein und gab einen kurzen Feldzugsbericht [Kap. 20-25]. Im wesentlichen war es nach Plutarch eine recht ereignislose Regierungszeit, obwohl Artaxerxes nach seinen Angaben 62 Jahre regiert haben soll und 94 Jahre alt geworden sei.

Allerdings hat Plutarch nicht bedacht, dass seine Biographie wegen ihrer inneren Widersprüche kaum glaubwürdig ist. So schrieb er, dass der Kronprinz Dareios kurz vor dem Tod des Artaxerxes als Geschenk die Aspasia erhielt, „die von Kyros [dem Jüngeren; K.W.] vormals geliebt worden“ und vor diesem noch jungfräulich war, nach dem Tod des Kyros in Gefangenschaft geriet und „sich jetzt in dem Serail des Königs“ befindet. Unterstellt, dass Aspasia zum Zeitpunkt ihrer Gefangennahme nur 15 Jahr alt gewesen war, so wäre sie kurz vor dem Tod des Artaxerxes II. 77 Jahre alt gewesen! (Auch wenn man diesem, wie Ptolemaios, nur 46 Regierungsjahre zubilligt, wäre Aspasia 61 Jahre alt gewesen.) Da der laut Plutarch 94 Jahre alte Artaxerxes seine „Beischläferin“ nicht hergeben wollte, wurde er von seinem Kronprinzen umgebracht [Kap. 26-27]. F.W. König [Ktesias, 59] schrieb sarkastisch über die seltsame Liebe der Perser „zu alten Damen“.

Schon dieses Beispiel zeigt, dass Plutarch gar keinen wirklichen Menschen porträtiert hat. Mechanisch wurden verschiedene Erzählungen zusammengefasst und die Zwischenzeit mit austauschbaren Haremsgeschichten gefüllt. So etwas störte aber schon lange nicht mehr. Die neue Chronologie hatte sich schon längst durchgesetzt und wurde im +2. Jh. durch Claudius Ptolemaios (81 – nach 161) endgültig kanonisiert und gilt seitdem als „wissenschaftlich abgesichert“.

Thomas Völker [1997, 423] hat sich für eine achämenidische Phantomzeit von ca. 70 Jahren ausgesprochen. Allerdings hat er Artaxerxes I. mit Artaxerxes II. identifiziert und im übrigen Flavius Iosephus m.E. missverstanden. Diesen Thesen hatte ich deshalb in *Asiatica II* [588] widersprochen. Ich gehe dagegen von dem archäologischen Befund („Kontakttäfelchen“) aus, wonach nach Xerxes I. und vor den Hellenismus nur ein Artaxerxes (A. I.) und ein Dareios (D. II. Ochus, der sich auch Artaxerxes nannte) regiert haben. In dieser Hinsicht entsprechen die von mir angeführten Berichte des Berossos, des Manetho, des biblischen „Chronisten“ und auch die des Flavius Iosephus dem archäologischen Befund. Ich betrachte Artaxerxes II. als fiktiv. Dareios II. Ochus und Artaxerxes II. waren identisch! Die Biographie des Ochus wurde nur künstlich durch die Einschlebung des Artaxerxes II. unterbrochen.

Wegen der gebotenen Seitenzahl kann ich hier nicht im einzelnen die Angaben der vorliegenden Texte von Ktesias, Diodor und Plutarch analysieren. Ich habe schon dargelegt und begründet, dass Kyros der Jüngere nicht

von dem fiktiven Artaxerxes II., sondern von dem realen Artaxerxes I. bekämpft und besiegt worden ist. Die Einzelheiten der Machtübernahme von Dareios II. Ochos ergeben sich aus den Texten des Ktesias und Diodor. Nach dem Tod des Artaxerxes I. folgte diesem zunächst dessen Sohn Xerxes II., der nach kurzer Regierungszeit von seinem Halbbruder Sekyndianos/Sogdianos ermordet wurde. Letzterer wurde von Ochos, einem weiteren Halbbruder, mit Hilfe des Arsames, des Satrapen von Ägypten, besiegt und ermordet. Nach seinem Sieg ließ Ochos dann seine weiteren Brüder mit allen Angehörigen, aber auch ehemalige Helfershelfer, ermorden [vgl. Prásek II, 172 ff.].

Jeder der beiden Ochos soll 21 Jahre regiert haben; ich gehe davon aus, dass auch der reale Ochos (natürlich nur einmal) 21 Jahre regiert hat. Sein Ende wurde von Plutarch [Kap. 26-30], Diodor [VII:5] und anderen (verloren gegangenen) Quellen folgend, beschrieben. Allerdings verwechselte Plutarch den realen Ochos mit dem fiktiven Artaxerxes II. Danach hatte Bagoas als Feldherr des Artaxerxes (sprich: Ochos) Ägypten erobert, bekam dann aber Furcht vor dem jähzornigen, misstrauischen Großkönig, der schon seinen Sohn, den Kronprinz Dareios, ermordet hatte. Schließlich ließ Bagoas seinen Herrn durch einen Arzt vergiften und setzte den jungen Prinzen Arsas als Herrscher ein, den er nach zwei Jahren jedoch ebenfalls ermorden ließ. Der neue Großkönig Dareios III. stürzte jedoch Bagoas und ließ ihn ermorden. Dieser Dareios war der letzte achämenidische Herrscher.

Diodor war immer so gut wie die von ihm ausgeschriebene Quelle; hier lagen ihm anscheinend zuverlässige Quellen vor. Noch Flavius Iosephus [XI:7,1] berichtete, dass Bagosses, der Feldherr des „anderen Artaxerxes“ (= Artaxerxes III.), die Juden unterworfen und sieben Jahre unterdrückt hatte. Dieser Bagosses wurde auch in zwei Papyri der Priester der auf der Nil-Insel Elephantine stationierten jüdischen Garnison erwähnt. In einem Brief aus dem 14. Jahr des Dareios II. (konv. -408, nach meiner Konzeption -346) an Bagohi, den persischen Statthalter in Jerusalem, beschwerte sich der jüdische Priester Jedonjah darüber, dass der persische Festungskommandant in Abwesenheit des Satrapen Arsames, angestiftet von Priestern des Gottes Chnub, den jüdischen Tempel in Elephantine abgerissen hatte. Aus einem weiteren Papyrus ergibt sich, dass Bagohi die Prüfung der Angelegenheit angeordnet hatte [Belege: Asiatica II, 589]. Offensichtlich waren Bagoas, Bagosses und Bagohi identisch, was bedeutet, dass auch Dareios II. und Artaxerxes III. identisch gewesen sein müssen! (Bagoas wurde übrigens auch von Curtius Rufus [VI.3.12; 4.10], der sich auf die Alexander-Biographen Kallisthenes und Ptolemaios I. Soter stützte, erwähnt.)

Wie bereits dargelegt, hatte Manetho als Herrscher der 31. Dynastie Ochos, Arsas und Dareios bezeichnet. Es wurden auch aramäisch beschriftete Tetradrachmen des Dareios III. gefunden. All dies spricht dafür, dass die Zeit

zwischen dem Tod des Ochos und Alexander dem Großen keine Phantomzeit war.

In *Asiatica II* [592–594] habe ich mir auch die Mühe gemacht, auf Grund der real erscheinenden Berichten die Regierungszeiten jedes einzelnen Achämeniden-Herrschers zu ermitteln. Ich kam zu dem Ergebnis, dass die reale Achämenidenzeit etwa 75 Jahre kürzer war, als konventionell angenommen wird. Hiervon entfallen etwa 10 Jahre auf die frühe Achämenidenzeit (mit Dareios I. und Xerxes I.) und etwa 65 Jahre auf die Spätzeit. Die (fiktive) Zeit des Dareios II., Artaxerxes II. und Artaxerxes III. (konventionell von 424–338) reduziert sich auf insgesamt 21 Jahre, die reale Regierungszeit des Ochos!

Da ich Dareios II. und Alexander den Großen als reale Gestalten betrachtete, entwarf ich damals folgendes vorläufiges Zeitschema:

Bis 450	Kyros
450 – 447	Kambyses
447	„Magier“
447 – 416	Dareios I.
416 – 400	Xerxes I.
400 – 359	Artaxerxes I.
359 – 338	Ochos (Dareios II. = Artaxerxes III.)
338 – 336	Arses
336 – 330	Dareios III.

Griechische Realzeiten

Griechenland war in vorhellenistischer Zeit ein Konglomerat vieler Städte und Landschaften, die vor allem durch die gemeinsame Sprache miteinander verbunden waren. Da keine allgemein gültige Chronologie bestand (die Olympiadenzeitrechnung entstand erst in hellenistischer Zeit), datierten die zeitgenössischen Schriftsteller (Herodot, Thukydides u.a.) nur relativ, d.h. sie gaben mitunter an, wie viele Jahre zwischen dem Ereignis X und dem Ereignis Y vergangen waren. Die griechische Geschichte dieser Zeit wurde nur durch ihre Verknüpfungen mit der persischen zum Teil der „Weltgeschichte“. Die Rekonstruktion der realen griechischen Geschichte setzt deshalb die Kenntnis der realen Geschichte der Achämeniden voraus: Gab es im Perserreich objektiv (also ohne Berücksichtigung griechischer Schriftquellen) festgestellte Leerzeiten, muss es notwendigerweise solche auch im gleichzeitigen Griechenland gegeben haben!

Da Illig (siehe die Vorbemerkungen zu diesem Beitrag) schon in mehreren Beiträgen den archäologischen, insbesondere architektonischen Befund konkret analysiert hat, möchte ich hier darauf verzichten, seine Forschungsergeb-

nisse (denen ich für die vorhellenistische Zeit voll zustimme) hier zu wiederholen und möchte mich auf die Analyse der griechischen historischen Schriften beschränken. Ich möchte hier auch nicht die Zeit vor Beginn der Perserkriege (konv. -499) behandeln. Die Problematik der richtigen Datierung dieser Zeit ist eng mit der „homerischen Frage“ verbunden; ich werde sie deshalb erst in *Asiatica IV/3* untersuchen.

Die *Zeit der Perserkriege*, d.h. der Versuche des achämenidischen Großkönigs Xerxes I., Griechenland zu erobern, wurde von Herodot und Thukydides, nach meiner Überzeugung glaubwürdigen Autoren, beschrieben. Aus ihren Darlegungen ist zu entnehmen, dass diese Kriege etwa 20 Jahre dauerten; Diodor [X:68-74] datierte sie entsprechend von Ol. 70,2 bis 75,1 (= konv. 499–480). Ich betrachte diese Zeitspanne als real. Als ein Flottenchef der Athener wurde Themistokles, der Sohn des Neokles, sowohl von Herodot [in den Büchern VII, XIII und IX] wie auch von Thukydides [I:14,74,91-93,135-138] genannt. Dieser hat natürlich mit dem Geschichtsschreiber gleichen Namens, der nach eigenen Angaben [IV:104] Sohn eines Oloros war, nichts zu tun, zumal letzterer erst um -460 geboren wurde. Ich betone dies, weil beide miteinander fälschlich identifiziert werden, so von den Verfassern der Register der mir vorliegenden Herodes- und Thukydides-Ausgaben.

Als real betrachte ich auch die Zeit zwischen den Perserkriegen und dem Peloponnesischen Krieg. Es war die Zeit des klassischen Griechenland, aus der viele architektonische Reste erhalten blieben. Thukydides [I:118] gab an, dass „zwischen dem Rückzug des Xerxes bis zum Beginn dieses Krieges“ „etwas fünfzig Jahre“ vergangen waren; Diodor [XI:39 – XII,37] datierte diese Zeit von Ol. 75,1 bis Ol. 87,2 (konv. 480–431). Herodot beschrieb noch die Ereignisse dieser Zeit bis kurz vor dem Tod des Xerxes I. (konv. -465), während Thukydides, der Sohn des Oloros, nicht nur den „Peloponnesischen Krieg“, sondern auch die Vorgeschichte desselben, also Ereignisse der „Zwischenzeit“, untersuchte [I:89-118, 128-139]. Späteren Datums sind die Darstellungen des Diodor (s. o.) und des Plutarch (Biographien des Themistokles und Perikles).

Auch Thukydides verband seine Darstellung mit der gleichzeitigen Geschichte der Achämeniden. So gab er in einer Passage [I:137] an, dass Thukydides, der Sohn des Neokles, einen Brief „an König Artaxerxes, des kürzlich zur Regierung gelangten Sohnes des Xerxes“ gerichtet habe (nach der Datierung des Diodor im Jahr -465) während er in einer späteren Passage [IV:50], berichtete vom Tod des „Artaxerxes, des Xerxes' Sohn“ (nach der Datierung des Diodor [424]). Auch dies spricht dafür, dass die von mir in *Asiatica II* [594] von mir, trotz einiger Zweifel angenommene Regierungszeit des Artaxerxes I. richtig war. Die Datierung dieser Regierungszeit durch Dio-

dor halte ich hier deshalb für glaubhaft, weil seine (späteren) Angaben voll denen des Thukydides entsprachen, der, obwohl er nicht absolut datierte, die Geschehnisse jedes einzelnen Jahres angab.

Die Zeit des Peloponnesischen Krieges wurde vor allem von *Thukydides* beschrieben, der die Ereignisse nach Kriegsjahren (z.B. 3. Kriegsjahr) datiert. Auch diesmal hat Diodor [X:69-74] Jahr für Jahr die Ereignisse so wie Thukydides geschildert; er datierte den Krieg in die Jahre Ol. 87,2 bis Ol. 94,1 (konv. 431–404). Ich sehe keinen vernünftigen Grund, die Angaben des Thukydides in seinem Geschichtswerk, das als Höhepunkt der griechischen Geschichtsschreibung gilt und von einem Zeitzeugen, der zeitweilig auch Akteur des Geschehens war, anzuzweifeln. Er verknüpfte auch das Geschehen mit der gleichzeitigen persischen Geschichte; ich verweise insofern auf die vorherigen Darlegungen zur „Zwischenzeit“. Als Nachfolger des Artaxerxes [IV:50] bezeichnete er dessen Sohn Dareios [VIII:5,37] und ging auch auf ein Ereignis in dessen 13. Regierungsjahr ein [VIII:58]. Das Werk des Thukydides endet mit der Darstellung von Ereignissen aus dem 21. Kriegsjahr, also dem (konventionellem) Jahr -411/10. Das Todesjahr des Thukydides ist nicht bekannt. Nach späten Quellen soll er um -403/01 in Athen ermordet worden sein [Peter 73].

Vielen konventionellen Schriftstellern ist aufgefallen, dass Buch VIII des Werkes von Thukydides gegenüber den vorherigen Büchern inhaltlich und stilistisch stark abfällt [z.B. Lübker 1183]. Einige spätere Autoren (Dionysios aus Halikarnassos und Diogenes Laertios) führten an, Buch VIII stamme nicht von Thukydides, sondern von dem frühhellenistischen Historiker *Theopomp* aus Chios [vgl. Schoell I.348, 412; II 376; zu Theopomp s. Breitenbach in: Pauly V 727 ff.]. Auf die Problematik werde ich im Zusammenhang mit Xenophon grundsätzlich eingehen.

Zur griechischen Phantomzeit

Meine achämenidischen Untersuchungen haben ergeben, dass von den (konventionellen) Jahren zwischen -424 und -338 nur 21 Jahre real waren, die Jahre der Regierung des Dareios II. Ochos. Wenn diese Grundthese richtig ist, müssen auch im gleichzeitigen Griechenland in dieser Zeitspanne etwa 65 Jahre gestrichen werden. Dem entspricht, dass nach den Forschungen Illigs die Zeit ab etwa 400 ohne archäologischen Befund ist. Insofern bedürfen die Schriftquellen, die Ereignisse dieser von mir postulierter Phantomzeit beschreiben, einer besonderen Prüfung.

Es geht um die Zeit des „delekeischen Krieges“ (konv. 412–404), der als letzte Phase des Peloponnesischen Krieges gilt und um die folgende Zeit zwi-

schen dem Peloponnesischen Krieg und Philipp II. von Makedonien (-338 Sieg bei Chaironeia über die Griechen). Vor allem die letzte Zeitspanne gilt als fast ereignislos; in vielen Nachschlagewerken, insbesondere Schulbüchern, wird sie einfach übergangen. Nach der Schilderung von Thukydides soll vor -413 ein relatives Kräftegleichgewicht zwischen Athen, Theben, Sparta und Korinth bestanden haben. Glaubt man der konventionellen Geschichtsschreibung, die auf Xenophon und Diodor beruht, sollen die Spartaner -404 Athen total besiegt und ihre Hegemonie über ganz Griechenland errichtet haben. In der Folgezeit sollen sie, mit persischer Hilfe, immer wieder Aufstände niedergeschlagen und so ihre Hegemonie bewahrt haben. Illig [1995a, 281] hat recht spöttisch diese ständigen spartanischen Siege kommentiert, die dadurch gekennzeichnet waren, dass sie trotz großer Verluste errungen wurden. So konnten bei der Schlacht von Leuktra (-371) nur noch 700 Spartiaten aufgeboten werden, von denen 400 fielen, so dass nur noch rund 1.000 übrig blieben. (Allerdings erreichte Sparta den Status eines „San Marino“ erst in römischer Zeit.)

Obwohl Sparta viele Jahrzehnte lang das politische Zentrum Griechenlands gebildet haben soll, wurden keinerlei archäologische Überreste aus dieser Zeit in Sparta gefunden. Erst in den Jahren nach der Schlacht von Leuktra konnten die griechischen Städte sich von der spartanischen Oberhoheit befreien: -338 bestand seltsamerweise wieder ein relatives Kräftegleichgewicht zwischen Theben, Athen, Sparta und Korinth, als ob 75 Jahre nichts geschehen wäre!

Es liegen auch keine zeitgenössischen Darstellungen der Geschichte dieser langen Zeitspanne vor. Als solche betrachte ich nicht das dubiose Buch VIII des Thukydides (413–410) und, wie ich noch begründen werde, die *Hellenika*, die Xenophon zugeschrieben wird und in der die (konventionellen) Jahre 410–361 (bis zur Schlacht von Mantinea) beschrieben werden. Für die Zeit nach -361 behaupten nicht einmal konventionelle Historiker, dass zeitgenössische Quellen erhalten blieben:

„Nach der Schlacht von Mantinea sind wir für eine zusammenfassende Darstellung lediglich auf Diodor und auf die Biographien [sic!] des Demosthenes und Phokion von Plutarch beschränkt“ [Peter 63].

Allerdings wird auf Schriften hellenistischer Schriftsteller hingewiesen, die aber – Welch Zufall! – bis auf wenige Fragmente verloren gegangen sind, vor allem:

- die *Universalgeschichte* des Ephoros aus Kyne,
- die *Universalgeschichte* des Dyllilos aus Athen, die als Fortsetzung des vorgenannten Werkes gilt,
- die *Hellenika* des Theopomp aus Chios, der auch Buch VIII des Thukydides

des und die *Philippica*, eine Biographie Philipps II. von Makedonien, verfasst haben soll;

- die *Chronika* des Apollodoros aus Athen (um -140).

Immer wieder wird verwiesen auf die Papyrusfragmente von Oxyrhynchos (Text im Literaturverzeichnis unter „Hellenica Oxyrhynchia“), die in dieser ägyptischen Stadt 1906 (Londoner Fragmente) und 1934 (Florentiner Fragmente) gefunden wurden. Im florentinischen Text wurde vor allem über die Seeschlacht von Notion berichtet, die auch in Xenophons *Hellenika* [I:5,12-14] erwähnt und von Diodor [XIII:71] auf -407/06 datiert wurde. Im Londoner Text wurde über Ereignisse der Jahre 397–395, vor allem über die Schlacht bei Sardes, berichtet [vgl. Xenophon, *Hell.* III:4,1-15]. Da schon die erst von Eratosthenes geschaffene Olympiaden-Datierung verwendet wurden, wird allgemein angenommen, dass die Papyri Fragmente aus dem Werk eines hellenistischen Schriftstellers sind. Die Rede ist, neben anderen, von Ephoros, Theopomp und Kratippos. Natürlich handelt es sich nur um Spekulationen; seltsamerweise betrachten die meisten Historiker als Verfasser einen Kratippos aus Athen [so H.R. Breitenbach in: Pauly IV, 392; hierzu auch Lukács]. Dessen Werk gilt als verschollen, wurde aber von Plutarch als Quelle bezeichnet. Es könnte sich um einen späthellenistischen Historiker handeln, der, wie auch Ephoros und Theopomp, als eigentliche ‘Erfinder’ der griechischen Phantomzeit in Betracht kommt. Bei dem gegenwärtigen Quellenstand halte ich weitere diesbezügliche Forschungen für wenig sinnvoll. Hier können nur neue Papyrusfunde weiterhelfen.

Nun zu *Xenophon* aus Athen. Dessen Leben wird in allen Nachschlagewerken ausführlich beschrieben, allerdings auf Grundlage einer sehr späten und dubiosen Schriftquelle, der *Philosophiegeschichte* [II.48-59] des Diogenes Laertios (+3. Jh. oder später). Danach soll Xenophon -430/25 geboren worden sein, im Jahr -401 am Feldzug des Kyros (des Jüngeren) teilgenommen und die griechischen Hilfstruppen desselben (über das Schwarze Meer) nach Griechenland zurückgeführt haben (*Anabasis*). Obwohl Athener, habe er dann lange Sparta als Feldherr und Diplomat gedient und sei schließlich um -358 gestorben. Es ist bezeichnend, dass in keiner früheren Schriftquelle über das Leben des Xenophon berichtet wird; es sei denn, man betrachtet die Angaben der Xenophon zugeschriebenen *Hellenika* gleichzeitig als dessen Biographie.

Im Zusammenhang mit Ktesias habe ich schon die widersprüchlichen Angaben über die „Kyros-Schlacht“ analysiert und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass diese nicht nach dem Tod Dareios’ II., sondern nur nach dem Tod Xerxes’ I., konventionell also nach -465, stattgefunden haben konnte. Dabei stützte ich mich auch auf den (noch nicht interpolierten Text) des

Thukydides. In diesem suchte ich nach einer Erwähnung des Xenophon und wurde auch fündig. Mehrfach [II:70, 79] wurde ein Xenophon, Sohn des Euripides, als athenischer Stratege (Feldzüge in Thrakien) erwähnt; dieser fiel (nach konventioneller Zeitrechnung) -429 bei Spartolos. Ich bin überzeugt, dass es sich hierbei um den historischen Helden der *Anabasis* gehandelt hat, der nach allen Angaben zum Zeitpunkt der Kyros-Schlacht noch recht jung gewesen sein muss.

Experten werden einwenden, dass Xenophon, der Verfasser der *Hellenika*, mit diesem Xenophon nicht identisch sein kann, weil er doch Sohn eines „Gryllos“ war! Stimmt das aber? Weder in *Anabasis* und *Hellenika* noch bei Diodor und Plutarch wurde der Vater des Xenophon mit Namen genannt; dessen Namen erwähnte erstmals der spätantike dubiose Autor Diogenes Laertios [II:6]: „Xenophon war der Sohn des Gryllos, Athener, aus dem Demos Erchia.“ Im Zweifelsfall betrachte ich den unverfälschten Text des Thukydides für zuverlässiger als Diogenes!

Ich habe auch ernste Zweifel, dass der historische Xenophon die *Anabasis* verfasst hat. Selbst der Verfasser der *Hellenika* [III:1.5] schrieb die Urhebererschaft an dieser Heldengeschichte einem Themistogenes aus Syrakus zu:

„Die genaue Darstellung der Ereignisse, wie Kyros ein Heer zusammenbrachte und damit ins Innere des Landes gegen seinen Bruder zog, die Beschreibung der Schlacht und wie er dabei den Tod fand und ebenso, wie die Griechen hinterher davontamen und sich bis zum Schwarzen Meer durchschlugen, findet man bei Themistogenes von Syrakus.“

Dementsprechend ist die *Anabasis* auch nicht in der Ich-Form geschrieben; Xenophon wird als handelnde Person beschrieben. Schon konventionellen Historikern ist aufgefallen, dass im Text Angaben enthalten sind, die der handelnde Xenophon gar nicht wissen konnte. Mitunter wird sogar angedeutet, dass die *Anabasis* relativ spät entstanden sein muss. So wies Hans Gärtner [Pauly V, 1424] darauf hin, dass dem vorliegenden Werk ein anderes, von Sophainetos verfasstes Werk voraus gegangen sein muss, das noch Diogenes [14:19-31.37] vorlag. Sophainetos wurde in der *Anabasis* als einer der Führer des griechischen Rückzuges bezeichnet.

Das bedeutet, dass sowohl die *Anabasis* als auch die *Hellenika* nicht von dem historischen Xenophon stammen können: Es handelt sich um Produkte hellenistischer Schriftsteller, Angehöriger der Schule, die gegen Berossos und Manetho, die griechische Geschichte 'streckten' und insofern verfälschten.

Auch der überlieferte Text der *Hellenika* bereitet den konventionellen Auslegern große Probleme. Deutlich sind die stilistischen und gestalterischen Unterschiede zwischen den Büchern I und II einerseits und den Büchern III bis VII andererseits; die Unterschiede sind so groß, dass Barthold Georg Niebuhr (1778–1831), ein Pionier der Altertumforschung, annahm, dass die bei-

den Teile von verschiedenen Verfassern stammen [nach Lübker 1266]. Die meisten Historiker nehmen an, dass der erste Teil in der Jugend, der zweite Teil im Alter Xenophons verfasst worden ist. Dazwischen soll er die *Anabasis* verfasst haben. Gisela Strasburger, die Herausgeberin der mir vorliegenden *Hellenika*-Ausgabe, vertritt die Ansicht, dass „der erste Teil“ schon mit der Beschreibung des Krieges in Samos und der Rückkehr des Lysandros [II:3], also mit dem Ende des Dekleischen Krieges (konv. -404) endet.

Nach meiner Überzeugung ist der gesamte Text der *Hellenika* in hellenistischer Zeit entstanden, der erste Teil offenbar noch vor der *Anabasis*. Ich bezweifle auch, dass der „Dekleische Krieg“ überhaupt stattgefunden hat.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf die bereits von mir erwähnte Problematik des Buches VIII des Thukydides eingehen. Das Buch VII endet mit dem Scheitern der athenischen Invasion gegen Sizilien und der Hinrichtung der Heerführer Nikias und Demosthenes (konv. -413). Das Buch VIII endet unvermittelt mitten in der Beschreibung der letzten Phase des Peloponnesischen Krieges (konv. -410), die von späteren Historikern (nicht von Thukydides selbst) als „Delekeischer Krieg“ bezeichnet wurde. Über die Gründe dieses abrupten Endes, das sich nicht aus dem Text selbst ergibt, wurde viel spekuliert [vgl. Sonnabend 34 ff.]. Zweierlei fällt auf:

- Es gibt eine Passage in Buch V, wonach Thukydides die 27 Jahre der letzten Phase des Krieges (angeblich 412–404) erlebt haben will und beschrieben habe [V.26]. Hieraus wird geschlossen, dass Thukydides nach -404 gestorben sein muss und aus irgendwelchen Gründen -410 an der Niederschrift gehindert wurde, obwohl in der bezeichneten Passage die Niederschrift bis zum Ende des Krieges behauptet wurde.

- Der Text der Xenophon zugeschriebenen *Hellenika* beginnt genau mit dem abrupten Ende des Buches VIII, also -410.

Die Lösung dieses Rätsels fand ich ausgerechnet bei Diogenes Laertios [II,57], der noch wusste, dass Xenophon das Werk des Thukydides herausgegeben hatte! (Ich betrachte Diogenes, ähnlich wie Diodor, als Kompilator, der neben vorherrschenden Erfindungen – Biographie des „Xenophon“ – auch andere Überlieferungen bewahrt hat.) Nach meiner Konzeption bedeutet dies, dass die Historiker der „Xenophon-Schule“

- die echten Bücher I bis VII des Thukydides überarbeiteten und bezeichnete Passage V,26 einfügten, die überhaupt nicht in den Zusammenhang des Buches V passt,

- den (soweit für sie brauchbaren) Text des Theopomp (aus Chios) als Buch VIII des Thukydides ausgeben,

- in unmittelbarer chronologischer Folge den Text der *Hellenika* (Xenophon) niederschrieben.

Irritiert hat mich die Erwähnung des *Tissaphernes*, des Satrapen des Großkönigs Dareios II. in Kleinasien, nicht nur in den späten Texten der *Anabasis* und der *Hellenika*, sondern auch in Buch VIII des Thukydidēs. Ich bin, wie ausführlich dargelegt, davon überzeugt, dass die Kyros-Schlacht und die historische Anabasis (unter dem echten Xenophon), nach dem Tod des Xerxes I. stattgefunden hat, betrachtete aber zunächst den gesamten Text des Thukydidēs als zuverlässig. Nachdem für mich feststeht, dass Buch VIII nur eine spätere Interpolation ist, habe ich keinerlei diesbezügliche Zweifel mehr.

Vorschau auf *Hellenica V*

Im Jahr -338 soll Philipp II., König von Makedonien, in der Schlacht von Chaironeia die verbündeten griechischen Städte vernichtend geschlagen haben – Griechenland geriet unter makedonische Oberhoheit. Aus verschiedenen Gründen, auf die ich wegen der gebotenen Seitenzahl hier noch nicht näher eingehen kann, betrachte ich Philipp, den Vater Alexanders („des Großen“), als reale historische Persönlichkeit.

Ich beabsichtige, nach Veröffentlichung meiner Troia-Trilogie in einem weiteren Beitrag (*Hellenica V*) die Geschichte Siziliens und Makedoniens, soweit sie sich im -4. Jh. ereignet haben soll, zu analysieren. Nach meinem derzeitigen Erkenntnisstand wurde die tatsächliche Geschichte Siziliens in hellenistischer Zeit bewusst falsch datiert; diese Daten wurden von Diodor, dessen Buch heute als wichtigste Quelle gilt, übernommen. Die makedonische Geschichte zwischen den Königen Perdikkas (Teilnehmer des frühen Peloponnesischen Krieges) und Philipp II. wurde offensichtlich 'gestreckt'.

Insofern werde ich mich bei meinen Analysen besonders auf das Werk von Fritz Geyer über die makedonische Geschichte stützen, in dem auf die chronologischen Unklarheiten und Widersprüche der Überlieferung und sogar auf mögliche Verdopplungen von Herrschern überraschend ehrlich hingewiesen wird. Im Jahr 1977 wurde von dem griechischen Archäologen Andronikos in Vergina (dem antiken Aigai; unweit des „heiligen“ Berges Olympos) eine Grabstätte entdeckt, die allgemein als die Philipps II. gilt. Ich könnte es mir einfach machen und unter Hinweis hierauf die Historizität Philipps als gesichert erklären, wenn nicht in letzter Zeit Zweifel erhoben worden wären [Ullrich 2004, 253-256].

In *Hellenica V* werde ich nicht nur hierauf, sondern auf Grund weiterer konkreter Analysen auf die Gesamtproblematik der Zeit zwischen -424 und -338 eingehen. Ich erinnere daran, dass nach meinen Analysen zur Achämenidenzeit von diesem Zeitraum nur 21 Jahre real waren.

Zu den frühen griechischen Datierungen

Herodot datierte nach den Regierungsjahren der persischen Großkönige, Thukydides nach Kriegsjahren. Wie ich schon in *Hellenica I* [538] darlegte, hatte Aristoteles in seiner Schrift *Der Staat der Athener* [Kap. 3] die Institution der Archonten (von denen er in Kap. 57 die Eponymen als chronologisch namensgebend bezeichnete), in Athen als ein relativ junges Amt bezeichnet; er gab aber nicht an, wann es eingeführt wurde. Herodot [VIII, 51] soll es jedenfalls schon gekannt haben (insofern berichtige ich meine vorherigen Ausführungen):

„Drei Monate nach der Überschreitung des Hellespontos war es, [...] als die Barbaren [= Perser; K.W.] in Attika einbrachen. Kalliades war damals Archon in Athen.“

Im Werk des Thukydides fand ich zwei Hinweise auf dieses Amt [I:126; VI:54], aber auch eine Archonten-(Eponymen-)Jahresdatierung:

„Vierzehn Jahre hatte der nach der Eroberung von Euböia geschlossene dreißigjährige Friede vorgehalten. Im fünfzehnten Jahr aber, als Chrysis achtundvierzig Jahre Priesterin in Argos, Ainesios Ephor in Sparta und das Amtsjahr des Archonten Pythodoros in Athen bis auf vier Monate abgelaufen war, im sechsten Monat nach der Schlacht bei Potidäa, zu Anfang des Frühlings, überfiel eine Anzahl bewaffneter Thebaner [...] das mit Athen verbündete böotische Platäa.“ [II:2]

Ich halte es für wahrscheinlich, dass beide Angaben nachträgliche Interpolationen der „Xenophon-Schule“ sind; auf jeden Fall fand ich ansonsten bei Herodot und Thukydides keine fortlaufenden Archonten-Jahresdatierungen, was dagegen spricht, dass solche damals in Gebrauch waren. Auch in der *Hellenika* des (Pseudo-)Xenophon [I:2] findet sich eine solche Datierung:

„Es war das der 93. Olympiade, in welcher der Wettkampf mit dem Zweigespann hinzugefügt wurde, in dem Euagoras von Elis siegte, während im Stadionlauf Eubatas von Kyrene den Preis gewann; Ephoros war in Sparta Euarchippos, Archon in Athen Euktemon.“

Gisela Strasburger, die Herausgeberin der mir vorliegenden *Hellenika*-Ausgabe, die grundsätzlich an die Richtigkeit der von Xenophon übermittelten Informationen glaubt, hat in diesem Fall Mut gezeigt: Gestützt auf die Forschungen von Detlef Lotze, bezeichnete sie die zitierte Passage als spätere Interpolation und setzte sie deshalb in eckige Klammern:

„Die in Klammern gesetzten Angaben, die zur Feststellung der Chronologie dienen sollen, stammen nicht von Xenophon selber, sondern sind von verschiedenen Händen nachträglich in sein Werk eingefügt, sind ungenau und stimmen untereinander nicht ganz überein“ [686, Ziffer 25].

Dass im vorhellenistischen Griechenland keine fortlaufenden Eponymen-Datierungen erfolgten, kann schon daraus geschlossen werden, dass die Griechen ihre Geburtstage nicht jährlich, sondern monatlich feierten [Bickerman 38]. Wann die Eponymen-Zeitrechnung konkret eingeführt wurde, liegt im Dunkel. Die älteste erhaltene Archonten-Liste enthält das Marmor Parium, auf das ich noch gesondert eingehen werde. Die in der Literatur immer wieder erwähnte „Stanephoren-Liste“ von Milet stammt aus dem Jahr +32, ist also sehr spät entstanden. Diese Datierung beruht auf der Nennung eines Alexander, der mit dem Welteroberer identifiziert wird; diese Nennung soll dem Jahr -333 entsprechen. Daraus wurde errechnet, dass die Liste mit dem Jahr -525 begann.

Bickerman [42] hat überzeugend aufgezeigt, was von der Glaubwürdigkeit solcher Listen zu halten ist. Seine Schlussfolgerung lautet:

„Anders gesagt: Die Eponymenverzeichnisse wurden in der Regel zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Fortsetzung aufgezeichnet, dabei aber meist in die Vergangenheit zurückgeführt. [...] Es genügt also nicht, eine Eponymenliste wiederherzustellen und absolut zu datieren; man muß sich auch noch Rechenschaft ablegen, seit wann ihre antike Vorlage geführt wurde und welchen Wert deren Angaben vor diesem Termin, also die antike Rekonstruktion, besitzen.“

Die athenische Archontenliste gilt, neben der römischen Konsulliste, als die wichtigste im Altertum. Sie blieb lückenlos von -490 bis -302 erhalten, allerdings nur durch einen späten Autor, den schon mehrfach erwähnten Diodor [Bücher XI bis XX]. Seltsamerweise erwähnte dieser keine Archonten nach -302; auch die konkreten Angaben stehen in Widerspruch zu Angaben anderer Autoren und Inschriften [Bickerman 41]. Ich habe keine Zweifel, dass auch die Diodor-Liste auf einer späten Fälschung beruht; sie ist auf keinem Fall geeignet, die erfundenen 65 Jahre in der Geschichte Griechenlands im -4. Jh. zu bestätigen!

Dasselbe gilt für die *Olympiaden-Zeitrechnung*, die angeblich am 1. Juli -776 begründet wurde und auf die ich schon in *Hellenica I* [538 f.] grundsätzlich eingegangen bin. Gewiss gab es schon im klassischen Griechenland Olympische Spiele, wobei fraglich bleibt, ob diese wirklich alle vier Jahre stattfanden. Es gibt aber keinen Beweis für fortlaufende Siegerlisten in vorhellenistischer Zeit. Natürlich gab es Sieger: Hippias aus Elis soll nach den Berichten späterer Autoren schon solche angegeben haben, jedoch ist sein Werk verschollen. Die erste „Olympische Siegerliste“ soll von Timaios (gest. um -250) stammen, blieb jedoch auch nicht erhalten. Pausanias (um +111/15) erwähnte in seiner *Beschreibung Griechenlands* [III:21.1; VI:22.3] mehrfach solche „Olympioniken“; die vollständige Liste derselben (von Ol. 1 bis 249) legte aber erst Eusebius (um +340) vor [Bickerman 48; Bäßler 56].

Es gibt auch keinen Anhalt dafür, dass in vorhellenistischer Zeit die Olympischen Spiele nummeriert wurden. In allen mir vorliegenden Werken zur Geschichte der Chronologie wird dieses 'Verdienst' dem hellenistischen Bibliothekar Eratosthenes (-3. Jh.) zugeschrieben, auf den ich schon in *Hellenica I* [539] grundsätzlich zu sprechen gekommen bin.

Balbina Bäbler hat unlängst in ihrem Buch *Archäologie und Chronologie* [2004, 131-134] versucht, die Richtigkeit der Olympiaden-Zeitrechnung (ab -776) zu begründen, hat aber keinen einzigen archäologischen Beweis anführen können. Soweit es um das -4. Jh. geht, hat sie für die Zeit zwischen -403 (Grabmal der Spartaner) und -339 (Löwe von Chaironeia, Diadochos-Monument in Delphi) auch auf kein archäologisches Denkmal hinweisen können (ich werde auf diese Denkmäler im Folgebeitrag näher eingehen.) Was bleibt, ist ein astronomischer 'Beweis' [ebd., 56], der wie ein Zirkelschluss erscheint:

„Diodor XX 5,5 erwähnt eine Sonnenfinsternis in Ol. 117,3, die astronomisch auf den 15. August 310 v.Chr. bestimmt werden kann. Von dort zurückgerechnet, ergibt sich für Ol. 1,1 das Datum 776 v.Chr.“

Ich erwarte, dass sich aus unseren Reihen ein Autor findet, der diese Behauptung überzeugend widerlegt.

Seit 1627 ist das Fragment A [Zeilen 1-93] einer auf Stein gehauenen Chronik bekannt, die von der griechischen Insel Paros stammt. 1897 wurde auf Paros noch ein dazugehörendes Fragment B [Zeilen 101-132] gefunden. Der nunmehr vorliegende Text wird als *Marmor Parium* (engl. Parian Marble) bezeichnet; er steht im Internet in griechischer Sprache und englischer Übersetzung, so dass ich mich auf einige Bemerkungen beschränken kann. Es handelt sich um eine Chronik Athens. Die Inschrift geht von einem Jahr „x“ aus und gibt an, wie viele Jahre vor diesem Jahr „x“ ein bestimmtes Ereignis stattgefunden haben soll. So heißt es in der zweiten Zeile:

„1316 Jahre vergingen seit dem Jahr, in dem Kekrops König von Athen wurde.“

Da der Tod Philipps II. und der Regierungsantritt Alexanders (konv. -336) 72 Jahre vor dem Jahr „x“, offensichtlich dem Jahr der Anbringung der Inschrift, stattgefunden haben soll, wird angenommen, dass dies im Jahr -264 erfolgt ist. Es handelt sich somit um eine Chronik aus hellenistischer Zeit, aus der entnommen werden kann, wie weit die Verlängerung der griechischen Geschichte im Jahr -264 schon fortgeschritten war.

In der Inschrift wurde die „olympische Zeitrechnung“ mit keinem Wort erwähnt; es finden sich allerdings, allerdings noch recht lückenhaft, Ansätze der Archonten-Zeitrechnung.

Am Anfang der Darstellung wurden die Könige von Athen angeführt, deren erster, Kekrops, 1.316 Jahre vor dem Jahr „x“, nach konv. Zeitrechnung

also -1573, die Regierung angetreten hatte. Über Amphiktion, Theseus, Menestheos (um nur einige zu nennen) wurde die Königsliste dann bis Pheirikles (-895) geführt. Vor allem fallen die vielen, oft jahrhundertelangen Lücken zwischen den Königen auf. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass eine traditionelle Liste von 13 Königen auf eine Zeitspanne von 678 Jahren 'gestreckt' wurde!

Troia soll 945 Jahre vor „x“, also -1209 gefallen sein. Danach gibt es eine erneute Lücke bis -1077, wobei ich betonen möchte, dass diese mit der Lücke zwischen Fragment A und B (355–336) nichts zu tun hat. Weitere Lücken folgen. So wurde zwischen -895 und -684 nur ein (undatierter) König, Aischylos, genannt. -684 soll das Archonten-Amt eingeführt worden sein; als erster Archon wurde -682 Lysiades mit Namen genannt. Auch für die Folgezeit kann von einer jährlichen fortlaufenden Archontenliste keine Rede sein; zwischen -645 und -591 wurde z. B. nur zwei (undatierte) Archonten, Aristokles und Kritias erwähnt. Danach werden die Abstände der Nennungen kürzer, ohne dass sich eine jährliche Archontenliste ergäbe. Stichproben haben gezeigt, dass die Nennungen mit denen des Diodor nicht übereinstimmen. Es bedarf wohl keiner weiteren Begründung, dass noch das Marmor Parium einen der ersten Versuche darstellt, fortlaufende Eponamen-Listen zu schaffen, die dann weiter 'vervollkommen' wurden.

Interessant ist, dass für die Zeit von -421 bis -355 nur wenige Ereignisse datiert wurden, auf die ich in *Hellenica V* eingehen werde. Dann werde ich auch auf die großen Philosophen eingehen. Sokrates soll -399 gestorben sein, Platon und der junge Aristoteles in der von mir postulierten Phantomzeit gewirkt haben. Die Überlieferungen sind sehr unklar. Das Leben Platons wird nur aus seinem Siebenten Brief rekonstruiert, den viele Forscher als späte Fälschung bezeichnen. Dass Aristoteles Lehrer von Alexander, („dem Großen“) war, ergibt sich nicht aus den einigermaßen glaubhaften hellenistischen Alexander-Biographien, sondern nur aus dem dubiosen *Alexanderroman*.

Ich habe Zweifel, ob die bezeichneten Philosophen überhaupt gelebt haben. Es spricht vieles dafür, dass spätere Philosophenschulen ihre Lehren insofern 'personifizierten', dass sie ihre Werke Platon und Aristoteles zuschrieben, wie Illig [1995b] vermutet hat. Letztlich beruht das, was wir über diese Philosophen zu wissen glauben, auf der spätantiken Philosophiegeschichte des schon genannten Diogenes Laertios (+3. Jh. oder später). Sokrates wird kein Werk zugeschrieben; die Angaben von Xenophon und Platon über sein Leben und seine Lehren widersprechen sich in wesentlichen Punkten. Sein Sterbejahr -399 wurde erstmals von Apollodoros aus Athen (-140) mitgeteilt und von Diodor übernommen. Ich neige der Ansicht zu, dass Apollodoros in seiner verschollenen *Chronika* die bisherigen Versuche, die Geschichte Griechenlands zu verlängern, systematisiert hat; jedenfalls war

dieses Werk die entscheidende Schriftquelle, auf die sich Diodor in seiner *Historischen Bibliothek* gestützt hatte.

Nachbemerkung zum Hellenismus

In *Asiatica II* [571] bin ich, wie in diesem Beitrag – contra Illig [1994] – davon ausgegangen, dass Alexander („der Große“) eine reale historische Persönlichkeit war. Im Gegensatz zu „Karl dem Großen“ hat er Spuren hinterlassen. Immerhin entstanden im späten -4. Jh. in Vorderasien Staaten, die griechisch geprägt waren; ihre Herrscher trugen makedonische Namen und prägten Münzen mit Namen und Bild. Es kann kein archäologischer Zweifel daran bestehen, dass in dieser Zeit an der ägyptischen Mittelmeerküste die bedeutendste hellenistische Großstadt entstand, die Alexanders Namen bis heute trägt. Ich sehe keinen vernünftigen Grund, daran zu zweifeln, dass der historisch gut dokumentierte Ptolemaios I. Soter, immerhin Feldherr und Historiograph Alexanders (im Unterschied zu seinem Herrscher aber Realpolitiker), seine Hauptstadt nach diesem benannt hatte.

Dies bedeutet aber nicht, dass die Chronologie der hellenistischen Zeit absolut gesichert ist; 'Streckungen' halte ich für möglich. So ähneln sich die Abbildungen einzelner Ptolemäer sehr; Verdopplungen sind nicht ausgeschlossen. Selbst Spezialisten haben Schwierigkeiten, die vielen Mitregentschaften einigermaßen in ein chronologisches System zu bringen, zumal nur die Königsnamen Ptolemaios und Kleopatra vorkommen und die Inzucht der hellenistischen Könige in Ägypten bei weitem die der Pharaonen übertrifft. Um dies wissenschaftlich zu begründen, sind jedoch weitere umfangreiche Studien erforderlich.

Erwähnte/zitierte Literatur

- Albrecht, Gisela (1995): „Livius und die frühe römische Republik“; in: ZS VII (3) 222-246
- Alexanderroman, siehe: Q. Curtius Rufus (1929): *Geschichte Alexander des Großen/ Alexanderroman* (Hg. W. Felsing); Leipzig
- Aristoteles (2004): *Der Staat der Athener* (Hg. Martin Dreher); Stuttgart
- Asiatica II, III, IV/1 s. Weissgerber, Klaus
- Bäbler, Balbina (2004): *Archäologie und Chronologie*; Darmstadt
- Becker, Ulrich (1997): „Der linguistische Krippentod des Sumerischen?“; in: ZS IX (4) 621-627
- Beckerath, Jürgen von (1997): *Chronologie des pharaonischen Ägypten*; Mainz
- Bibel-Lexikon (Hg. Herbert Haag, 1969); Leipzig
- Bickerman, Elias (?1963): *Chronologie*; Leipzig
- Bichler, Reinhold (2004): Ktesias „korrigiert“ Herodot. Zur literarischen Einschätzung des Ktesias.; www.achemenet.com/ressources/souspresse/annonces/RB.Herodotos&Ktesias.pdf

- Diodor (1831/40): Diodor's von Sicilien historische Bibliothek. 19 Bändchen (Hg.: Julius Fr. Wurm). Stuttgart
- Eusebius (1911): Die Chronik (Hg.: J. Carst); Leipzig
- FWG = Fischer Weltgeschichte (1965): Band V und VI. Frankfurt/Main
- Geyer, Fritz (1930): Makedonien bis zur Thronbesteigung Philipps II.; München u. a.
- Heinsohn, Gunnar (1996): Assyrenkönige gleich Perserherrscher? Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich; Gräffeling
- Hellenica I siehe Weissgerber, Klaus
- „Hellenica Oxyrhynchia“ (1988); Hg. P.R. Kechnie u. S.J. Kern; Warmister/GB
- Herodot (1955): Historien. (Hg.: H.W. Haussig); Stuttgart
- Illig, Heribert (1993): „Juda und seine persischen Könige“; in: VFG V (81) 52-54
- (1994): „Abschied vom großen Alexander oder Der eigentliche Alexanderroman“; in: VFG VI (2) 24-39
- (1995a): „Rom bis Athen - Was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende“; in: ZS VII (3) 269-287
- (1995b): „Aristoteles - fern seiner Logik“; in: ZS VII (4) 450-460
- (1996): „Didyma - Magnesia - Rom. Die lückenhafte hellenistische Architektur und eine Methodenkritik“; in: ZS VIII (1) 87-106
- Iosephus, Flavius (1985): Jüdische Altertümer (Hg. Heinz Clementz); Wiesbaden
- Iustinus (1824): Philippische Geschichte (Hg. Max Fr. Ludewig Kolbe); München
- Ktesias (1972): Die Persika des Ktesias. (Hg. Friedrich Wilhelm König); Graz
- Lübker, Friedrich (1882): Reallexikon des classischen Alterthums; Leipzig
- Lukács, B. (o.J.): Cratippus or Ephoros, or what respect a mere Aeolian may expect? www.rmki.kfki.hu/~Lukacs/KRATIPP.html
- Martin, Paul C. (1994/95): „Wie stark erhellen Münzen die 'dark ages' in Italien? Numismatik versus Illigs Thesen“ I-III; in: VFG VI (4) 40-63; ZS VII (2) 145-167; ZS VII (3) 247-268
- Pauly = Der kleine Pauly (1979): Lexikon der Antike. I-V; München
- Peiser, Benny Josef (1993): Das Dunkle Zeitalter Olympias; Frankfurt/Main
- Peter, Carl (1866): Zeittafeln der griechischen Geschichte. Mit fortlaufenden Belegen und Auszügen aus den Quellen; Halle (Saale)
- Plutarch (o.J.): Vergleichende Lebensbeschreibungen. I-XII. (Hg. Otto Güthling); Leipzig
- Prášek, Justin V. (1906/10): Geschichte der Meder und Perser bis zur makedonischen Eroberung. I-II; Gotha
- Radke, Ralf (1996): „Richtschnur Ägypten. Anmerkungen zu K. Weissgerbers Aegyptiaca I“; in: ZS VIII (4) 424-428
- (1977): „Achämeniden und die jüdische Chronologie. Plädoyer für eine verkürzte Abfolge der persischen Großkönige“; in: ZS IX (3) 434-465
- Schnabel, Paul (1923): Berossos und die babylonisch-hellenistische Literatur; Berlin
- Schoell, M.S. Friedrich (1828/30): Geschichte der Griechischen Litteratur von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken. I-III; Berlin
- Sonnabend, Holger (2004): Thukydides; Darmstadt
- Thukydides (1964): Geschichte des Peloponnesischen Krieges (Hg. Theodor Braun); Leipzig

- Ullrich, Herbert (2004): Schädel-Schicksale historischer Persönlichkeiten; München VFG = Vorzeit-Frühzeit-Geschichte (Erster Titel der „Zeitensprünge“)
- Völker, Thomas (1997): „Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike (I)“; in: ZS IX (3) 402-433
- Weissgerber, Klaus (1997): „Fremde Herrscher über Ägypten III. Die Achämeniden. (Aegyptiaca V-Asiatica II)“; in: ZS IX (4) 569-598
- (1998): „Die Vorsargoniden I (Asiatica III)“; in: ZS X (2) 198-202
- (2004): „Bemerkungen und Fragen zu Troia I (Asiatica IV/1-Hellenica I)“; in: ZS XVI (3) 523-547
- Xenophon (1968): Anabasis (Hg. Detlev Lotze); Leipzig
- (2003): Hellenika (Hg. Gisela Strasburger); Düsseldorf · Zürich
- Zeller, Manfred (1996): „Assyrica IV“; in: ZS VIII (3) 92-117
- (1997): „Herrscher und ihre Schichten. Ein Zwischenruf“; in: ZS IX (4) 599-601
- (1998): „Assyrica V“; in: ZS X (2) 190-199
- (2003): „Alles immer jünger. Teil 2“; in: ZS XV (2) 252-281

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6
 klaus_weissgerber@yahoo.de

Druckfehlerberichtigungen

Zu *Asiatica II* in ZS 4/1997:

- Auf Seite 574 muss in der 7. Zeile nicht nur „Artaxerxes“, sondern „Artaxerxes III.“ stehen.
- Ebenfalls auf Seite 574, Zeilen 13-11 von unten, muss der kursiv geschriebene Satz richtig heißen:
“Dabei gehe ich davon aus, dass Dareios II. Ochos und Artaxerxes III. Ochos identisch waren und dass Artaxerxes II. schlicht erfunden worden ist.”
 (Artaxerxes II. wurde dort fälschlicherweise als Artaxerxes III. bezeichnet.)

Zu *Asiatica IV/1=Hellenica I* in ZS 3/2004:

- Auf S. 536, Zeile 5 von unten, muss der erste Halbsatz richtig heißen:
 „Die Mitanni identifizierte er mit den Medern“.
- Die statt den Medern genannten Perser entlarvten sich schon aus der zweiten Hälfte des Satzes heraus als Druckfehler.

Europa-Geraden I

Auf den Spuren der Sonnwendlinien des Montblanc Hans-Erdmann Korth

Abstract: Über Jahrtausende bildeten, den erhaltenen Spuren nach, die unveränderlichen, auf die Sommerrichtung bezogenen Richtungen die Grundlage für die Orientierung in ganz Europa. In einem vom höchsten Berg des Kontinents ausgehenden Fächer von *Magistralen* (beherrschenden Sonnen- und Mondwendlinien), der von Irland bis in die Ägäis und vom Portugal bis zum Eismeer seine Spuren hinterlassen hat, erreichte diese Entwicklung buchstäblich ihren Gipfel. Exakt auf dieser größten jemals von Menschen verwirklichten geometrischen Struktur finden sich in hoher Zahl die ältesten städtischen Siedlungen und Heiligtümer Europas. Jenen war dadurch ihr Standort kontinentweit vorgegeben. Die schiere Anzahl der historisch relevanten Orte (mehr als 30 davon in der Unesco-Liste des Weltkulturerbes (s. Anhang), ihr an den Linien ausgerichteter interner Aufbau, erhaltene Wegstücke und Mauern, sowie die Häufung 'sprechender' Namen liefern überzeugende Belege für die Realität dieses somit schon vor den ersten Stadtgründungen entstandenen Ordnungssystems.

In einem zweiten Teil dieser Arbeit werden die Belege für ein weiteres System von Sonnwendlinien vorgestellt, dessen Zentrum das *Inselheiligtum von S. Giuglio im Ortasee* bildet. Außerdem werden die den Kontinent durchquerenden *Magistralen* der beiden *Schneeberge* (im Elsass und im Fichtelgebirge) untersucht.

Ein dritter Teil wird sich exemplarisch mit den Spuren der Sonn- und Mondwendlinien in Burgund befassen, wo sich die Linienfächer vom *Montblanc*, den *Schneebergen* und *Orta* überschneiden. Wie sich dabei zeigt, sind die Standorte bedeutender Ordensklöster, aber auch die Lebensstationen z.B. von Julius Cäsar und Wilhelm von Volpiano eng mit den alten Linien verknüpft.

1. Sonnwendlinien

Für den fleißigen Leser der *Zeitensprünge* dürfte die physische Realität von in vorgeschichtlicher Zeit eingemessenen Sonn- und Mondwendlinien außer Frage stehen (Sie wurden hier in etlichen Aufsätzen von P. Amann und Ch. Pfister vorgestellt). Nun ist jedes Gehirn – nicht nur das menschliche – auf das schnelle Analysieren und Ergänzen unvollständiger Muster trainiert, da andernfalls die Lebenserwartung seines Besitzers recht begrenzt wäre. Dies

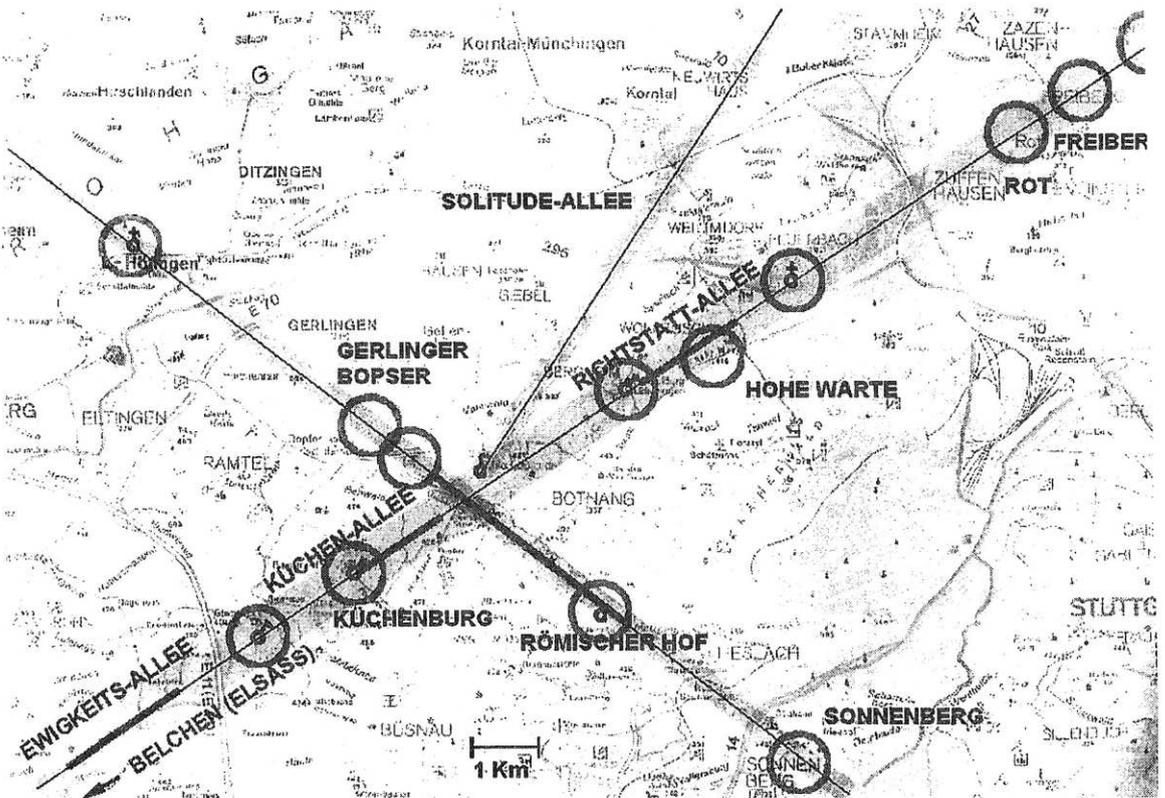


Abb. 1: Die kleine Mondwendlinie des Elsass'er Belchen im Raum Stuttgart
 Zeiteinsparung 1/2005 S. 173

schließt natürlich die Möglichkeit ein, auch dort etwas zu entdecken, wo nichts ist. Im Nebel sieht man bekanntlich leicht Gespenster – das gilt auch für den Nebel, welcher die ferne Vergangenheit verschleiert. Was nun die vorgeschichtlichen Linienzüge betrifft, steht daher jeder Aufzählung überraschender Koinzidenzen die Vermutung gegenüber, dass sich, angesichts der Unzahl menschlicher Artefakte, auch entlang von zufällig verlaufenden Geraden gelegentlich bemerkenswerte Muster finden lassen. Erschwerend kommt hinzu, dass sich der Sinn solcher Anlagen erst aus der Beobachtung erschließen kann, sodass die Bewertungskriterien entsprechend unscharf sind. Daher muss es nicht verwundern, dass die anfänglichen Beschreibungen von Sonnwendlinien durch esoterische Phantasie und schieres Unverständnis geprägt waren, wenn man in ihnen 'irgendwas Kultisches' sah. Es ist das Verdienst P. Amanns, anhand der vielfältigen geometrischen Wechselbeziehungen süddeutscher Keltenschanzen die großräumige Einmessung der Sonnwendlinien belegt und diesen damit einen rational nachvollziehbaren Sinn verliehen zu haben.

Als skeptischer Mensch und Naturwissenschaftler mochte der Verfasser dieser Zeilen dennoch nicht auf eigene Beobachtungen verzichten, welche ihm die Tatsächlichkeit solcher Linien über jeden möglichen Zweifel hinaus bestätigten. Er griff daher zunächst einmal zum Nächstliegenden, in diesem Fall zu dem Stadtplan von Stuttgart, wo er schon nach kurzem Suchen fündig wurde (Abb. 1): Als unscheinbare Waldwege sind hier alte Linienzüge und ihre Benennungen real erhalten geblieben: Fast 2 km lang ist die schnurgerade *Ewigkeitsallee* (!), die nördlich von Magstadt beginnt und bald unwegsam steil ansteigt. Einige Kilometer weiter finden wir als Fortsetzung derselben Linie die *Küchen(burg)allee*.¹ Nach einer weiteren Unterbrechung befinden wir uns auf der *Richtstattallee* (!), die in gerader Linie an der steilen Flanke der *Hohen Warte* entlang verläuft.

Diese drei erhaltenen Wegstücke verbinden etliche Ruinen alter Befestigungen. Logischerweise musste zuerst die Linie eingemessen sein, damit die Burgen sodann auf wenige Meter genau ihren Platz finden konnten (Ganz abgesehen davon, dass nachträglich angelegte Wege zur Versorgung der Burgen entlang der überregionalen Linie schon aus Gründen der Topografie unsinnig gewesen wären).

Im weiteren Verlauf zeigt sich noch etwas Überraschendes: Hier quert die Linie die Stuttgarter Stadtteile *Rot* und *Freiberg*, die beide erst in der Nachkriegszeit entstanden. Ihre Namen haben diese, wie selbstverständlich, von der jeweiligen Gemarkung übernommen. Wenn die Namensgebung sogar heutzutage noch auf diese Weise erfolgt, dann braucht uns Entsprechendes bei Ortsgründungen des Mittelalters nicht zu verwundern!

Folgen wir der Linie nach Südwesten über eine Vielzahl von Bauten und

Markierungen, so führt sie uns zum Gipfel des Elsässer *Belchen*.² Jenseits dieses Berges erreichen wir die von Le Corbusier wiedererrichtete Wallfahrtskirche am Ort des keltischen Heiligtums von *Ronchamp*.

Fassen wir zusammen: Diese Linie ist definitiv real! Sie muss zeitlich vor dem Bau vieler längst vergangener Burgen angelegt worden sein. Sie besitzt einen herausgehobenen Bezugspunkt und ihre Richtung ist astronomisch erklärbar. Wir können uns nun also guten Gewissens daran machen, uns die Gründe für deren Anlage zu erklären und uns sodann auf die Suche nach weiteren derartigen Linien machen.

2. Anfänge der terrestrischen Navigation

Die Fähigkeit, ein entferntes Ziel zu erreichen und von dort sicher zurückzukehren, war von je her Voraussetzung³ für jeden überregionalen Handel, sowie für die Ausübung jedweder Form von Regierungshoheit (z.B. Landaufteilung, Benachrichtigungswesen, Administration, Abgabenwesen, Verteidigung oder zielgerichtete territoriale Expansion). Die Orientierung am Sonnenstand, nach den uns geläufigen Himmelsrichtungen, reicht für diese Zwecke nicht aus. Sie gibt allenfalls die grobe Richtung vor. Die lateinischen Bezeichnungen *Orient*, *Meridies* und *Okzident* bleiben vage. Auch *Septentrionalis*, der Bezug auf das Siebengestirn, kann nur als ungefähre Nordrichtung verstanden werden. Präzisere Richtungsbestimmungen erfordern einige Kenntnisse der Geometrie, geeignete Hilfsmittel sowie ausdauernde Beobachtung. Die Orientierung am Nachthimmel scheidet für den Wanderer ebenfalls weitgehend aus. Anders als der Seefahrer muss er die Nacht zum Schlafen nutzen. Außerdem sind, während der sommerlichen Reisezeit, die Sterne oft, wenn überhaupt, nur für wenige Stunden der Nacht zu sehen.

Die geniale Lösung für das Problem der terrestrischen Navigation war offenbar bereits zur Megalithzeit gefunden, wie die mächtigen Steinquader der erhaltenen Kultstätten belegen: Die unverrückbaren, von jeder Anhöhe aus zu beobachtenden Richtungen, in denen die Sonne zur Zeit der Sonnwenden auf- und untergeht.⁴ Jeder Landbewohner kennt sie aus der Lebenserfahrung. Zwar sind diese Richtungen nur an wenigen Tagen im Jahr direkt zu beobachten, aber diese Zeit lässt sich nutzen. Um sie festzuhalten, bedarf es keiner Vorkenntnisse und keinerlei Hilfsmittel. Eine einfache Markierung reicht aus.

Sonnwendfeste, wie sie seit Urzeiten gefeiert wurden, verbanden kultisches Ergriffensein mit praktischer Erfahrung und verankerten so Bedeutung und Lage der Sonnwendrichtungen in den Köpfen der nachwachsenden Generation. Sonnwendfeuer auf Bergen zeigten darüber hinaus wechselweise die Richtungen an, in welchen die benachbarten Ansiedlungen in dem noch men-

schenarmen Land verstreut lagen. Die kultische Überhöhung der Sonnwenden war demnach Folge ihrer eminenten praktischen Bedeutung. Dass die Letztere mehr oder minder zufällig als Nebenprodukt eines diffusen, auf den Jahreslauf bezogenen Sonnenkultes erkannt wurde, ist jedenfalls schwer vorstellbar.

Dass die Sonnwendrichtungen nicht orthogonal zueinander verlaufen, tat nichts zur Sache. Folgte der Reisende ihren Wegzeichen konsequent, so konnte er ein vorgegebenes Ziel kaum verfehlen und sicher nach Hause zurückkehren. Alles was er festhalten musste, war, wie viele Tagereisen er einer Sonnwendrichtung folgend unterwegs war und wie viele Tage er einer zu dieser konjugierten Richtung folgte. Dabei musste der Wanderer allerdings in Kauf nehmen, dass er ohne Rücksicht auf die Topografie stets einer geraden Linie folgte. Für einen Fußgänger oder Reiter der Bronzezeit gab es jedoch noch keine praktikable Alternative für die sichere Bewältigung weiter Distanzen.

Waren die Sonnwendlinien tatsächlich Vorläufer des Wegenetzes in Mitteleuropa? Da sich auffällig oft vorzeitliche Heiligtümer, *Keltenschanzen* und spätere Siedlungen, Burgen und Kirchen entlang dieser Linien reihen, kann hieran kaum ein Zweifel bestehen. So ist schon die vorgeschichtliche Anlage auf dem Mittelberg von Nebra (bei der die *Himmelscheibe* gefunden wurde) durch eine Sonnwendlinie mit der Klosterkirche von Memleben verbunden, die unter Kaiser Otto I. als herausragende Neugründung vermutlich über einem heidnischen Heiligtum errichtet wurde. Der Sonnenuntergang zur Sommersonnende findet für Memleben ebenfalls hinter einem Berg statt, der den bezeichnenden Namen *Wendelstein* trägt [Schlosser].

Anzahl und Länge der seit einigen Jahren wiedergefundenen Sonnwendlinien belegen den unglaublichen Aufwand, mit dem dieses Netz einst errichtet und verfeinert wurde. Erst der Einsatz von Karren und Wagen erzwang der Topografie angepasste Wege möglichst geringer Steigung. Durch das sich damit entwickelnde Fahrstraßennetz und das Wachstum der Städte schwand die Bedeutung der alten Wege, die wegen ihres 'heidnischen' Hintergrundes keinen Eingang in die schriftliche Überlieferung fanden und so – durchaus gewollt – in Vergessenheit gerieten.

Wie lassen sich aber heute noch Spuren dieser Linien nachweisen, die in einer Zeit ohne schriftliche Hinterlassenschaften entstanden und die seitdem durch die Aktivitäten von mehr als hundert Generationen überdeckt wurden? Wonach muss man suchen? Eine Linie ist bekanntlich durch zwei festgelegte Punkte definiert, oder durch einen Punkt und eine Richtung. Die Sonnende liefert mögliche Richtungen, sodass sich, ausgehend von einer spektakulären Landmarke, unsere Vermutung überprüfen lässt. Wenden wir uns daher zunächst der Frage zu, wodurch die Sonnwendrichtungen bestimmt sind.

3. Wo geht die Sonne auf – wo geht sie unter?

Für den Beobachter auf der Erde scheint sich die Sonne auf einer Kreisbahn zu bewegen, deren Mittelpunkt der Himmelsnordpol bildet, an dem heutzutage der Polarstern zu sehen ist. Der Winkel des Himmelsnordpols gegen die Nordrichtung auf der Erde entspricht dabei dem geografischen Breitengrad des Beobachters. Da die Erdachse gegen die Bahnebene der Erde (Ekliptik) geneigt ist, wandert auch die Sonnenbahn im Laufe eines Jahres auf der Himmelskugel um eben diesen Winkel nach Norden und nach Süden (Abb. 2). Zur Sommersonnwende beschreibt die Sonne derzeit eine um $23^\circ 27'$ nach Norden verschobene Bahn. Dieser Wert ist allerdings nicht konstant, sondern verringert sich mit jedem Jahr um etwa eine halbe Bogensekunde. Vor etwa 3.000 Jahren war die Erdachse demnach um knapp 24° geneigt.

Für den Beobachter auf der Erde bestimmt sich der Schnittpunkt zwischen der Kreisbahn der Sonne und dem Horizont aus dem rechtwinkligen Dreieck, welches durch die Auslenkung der Sonnenbahn gegen die Tagundnachtgleiche, den Breitengrad und durch die Horizontlinie gegeben ist. Beispielsweise errechnet sich für 48° nördlicher Breite (Freiburg i. Br.) heutzutage der Winkel des Sonnenaufgangs zur Sommersonnwende zu $32,95^\circ$ gegen die Ostrichtung. Da es sich hier um ein sphärisches Dreieck handelt, ergeben sich bei höheren Breitengraden deutliche Abweichungen gegenüber der ebenen Trigonometrie. Wie man sich leicht überlegen kann, streben für einen Beobachter

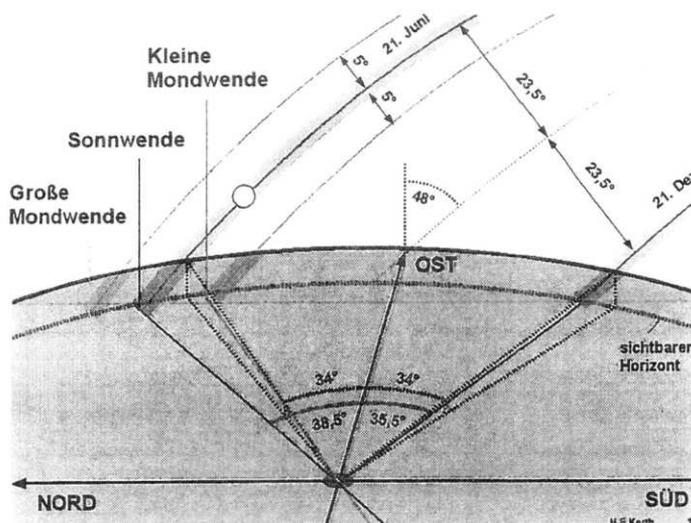


Abb. 2: Der Sonnenaufgang im Jahreslauf und die nördlichen Mondwenden

bei Annäherung an den nördlichen Polarkreis (beim 67. Breitengrad) Sonnenaufgang und Sonnenuntergang im Norden zueinander hin. Noch weiter nördlich unterschreitet die Sonne den Horizont in der Mittsommernacht überhaupt nicht mehr.

Beobachtungen zeigen rasch, dass die so errechneten Winkel nicht die wahren Verhältnisse beschreiben. Dies hat gleich mehrere Ursachen: Zum Einen führt die Brechung des Lichtes in der Erdatmosphäre dazu, dass die Sonne schon dann sichtbar wird, wenn sie sich noch fast 1° unter dem geometrischen Horizont befindet. Sodann interessiert bei der Beobachtung von Sonnenauf- und Sonnenuntergang nicht das Zentrum der Sonnenscheibe, sondern der vom Sonnenrand ausgehende erste oder letzte Sonnenstrahl. Der Sonnenradius, der etwa $0,3^\circ$ beträgt, muss ebenfalls berücksichtigt werden. Schließlich hängt die Höhe des realen Horizonts vom Beobachtungsort ab. Von einem einige hundert Meter hohen *Heiligen Berg* aus erscheint der Horizont im Flachland um etwa $0,5^\circ$ abgesenkt. Nimmt man all diese Effekte zusammen, so wird die Sonne schon sichtbar, wenn sie sich noch fast 2° unter dem Horizont befindet. Berücksichtigt man dazu die Neigung der Sonnenbahn, so erscheinen alle Sonnenauf- und untergänge nach Norden verschoben.

Vor etwa 3.000 Jahren, so können wir dem Tabellenwerk von Burkhard Steinrücken entnehmen, dem Leiter der Sternwarte Recklinghausen, konnte man in unseren Breiten den Sonnenaufgang zur Sommersonnwende unter etwa $38,5^\circ$ gegen die Ostrichtung beobachten, zur Wintersonnwende unter rund $35,5^\circ$.

4. Große und Kleine Mondwende

Während der Jahreslauf der Sonne für Menschen, die einen großen Teil ihrer Zeit im Freien verbringen, nicht zu übersehen ist, haben nur wenige eine genauere Vorstellung vom Verlauf der Mondbahn. Sie ist um etwa 5° gegen die Erdbahnebene (Ekliptik) geneigt, wobei die Bahnebene des Mondes in 18,6 Jahren einen Umlauf um die Erdachse vollführt. Diese gegenüber den Bahnbewegungen innerhalb eines Monats nur geringfügige Schwankung hat keine direkt sichtbaren Auswirkungen und ist allenfalls für die Vorausberechnung von Sonnen- und Mondfinsternissen von Interesse. Man fragt sich unwillkürlich, ob die Gelehrten der Vorzeit wohl nichts Besseres zu tun hatten, als sich mit derartigen Feinheiten zu befassen. Die Antwort ist einfach: Die Mondwenden waren bei der Beobachtung der Sonnwendepunkte schlichtweg nicht zu übersehen.

Der genaue Tag der Sonnwendepunkte ließ sich ja nur dadurch ermitteln, dass über einige Tage hinweg die Richtungen des Sonnenauf- und Unterganges bestimmt und festgehalten wurden. Mit einer dauerhaften Markierung konnte

man sodann diese Richtungen für die Folgejahre fixieren. Mit einiger Wahrscheinlichkeit fiel in diese Beobachtungsperiode auch der Termin des Neumondes.⁵ Nach Sonnenuntergang war die feine Sichel des Mondes leicht zu erkennen, wenn jener sich bis zu 5° von der Sonnenbahn entfernt hatte (Das ist immerhin mehr als das 12-fache des Sonnendurchmessers). Es lag damit recht nah, auch die maximale Auslenkung der Mondbahn dauerhaft festzuhalten (Ein Beispiel für die Markierung der Mondwende liefert das *Sarzellum* in den *Externsteinen* [Volkssternwarte Recklinghausen]), sodass man innerhalb einiger Jahre ein Bild von den gesetzmäßigen Schwankungen dieser Bahn gewinnen konnte. So fand man bald heraus, dass auch die 'Große' ($+5^\circ$ gegen die Ekliptik) und die 'Kleine' (-5°) nördliche Mondwende unverrückbar feste Richtungen definierten.

Von hier aus wäre es ebenfalls nahe liegend gewesen, auch die Richtung des Sommervollmonds zu beobachten und Auf- und Untergang der südlichen Mondwenden zu bestimmen. Der Vollmond erscheint bekanntlich diametral zur Richtung des Sonnenunterganges, d.h. sommers im Mittel um 3° versetzt zur Richtung des Sonnenaufganges der Wintersonnwende. Da die beobachteten Mondwendlinien aber symmetrisch zur Sonnwendrichtung verlaufen, müssen diese auf den Aufgang des Neumondes bezogen sein. Die Richtungen der Sonnwendlinie wie auch der Mondwenden wurden demnach zu Ende der Mittsommernacht bzw. am Morgen der Wintersonnwende bestimmt. (Deshalb kann die Bezeichnung Sonnwendlinie ruhig auf Sonne wie Mond bezogen werden.)

Anders als die Richtungen des sommerlichen und des winterlichen Sonnenaufganges, die so einfach kommuniziert werden konnten, stellten die Richtungen der Mondwende ein Geheimwissen dar, zu dessen Rezeption beträchtliche Kenntnisse oder lange Jahre der Beobachtung erforderlich waren. Daher verwundert es nicht, dass sich die Mondlinien sehr häufig unter den Europa überspannenden Magistralen finden, wohingegen die Verästelungen der Landmessung ganz überwiegend auf Sonnwendlinien beruhen.

Für die Beobachtung von Mondaufgang und -untergang gelten ähnliche Überlegungen wie bei der Sonne: Lichtbrechung, Horizont und Randstrahlen verschieben die Beobachtungsrichtungen nach Norden.⁶ Durch den Mondumlauf in 29,5 Tagen verzögert sich der Mondaufgang von Tag zu Tag um rund eine Stunde. Daher ist die Rosettenform der Bahn und damit die Asymmetrie zwischen Aufgang und Untergang jedoch wesentlich ausgeprägter als bei der Sonne. Sodann führt der im Vergleich zur Sonne geringe Abstand des Mondes von der Erde (im Mittel 384.000 km) dazu, dass dessen beobachtete Richtung in höherem Maße vom Breitengrad der Beobachtung abhängt.

Nördlich etwa des 60. Breitengrades bleibt der Mond der Großen Mondwende in der Mittsommernacht über dem Horizont sichtbar, nachdem zuvor

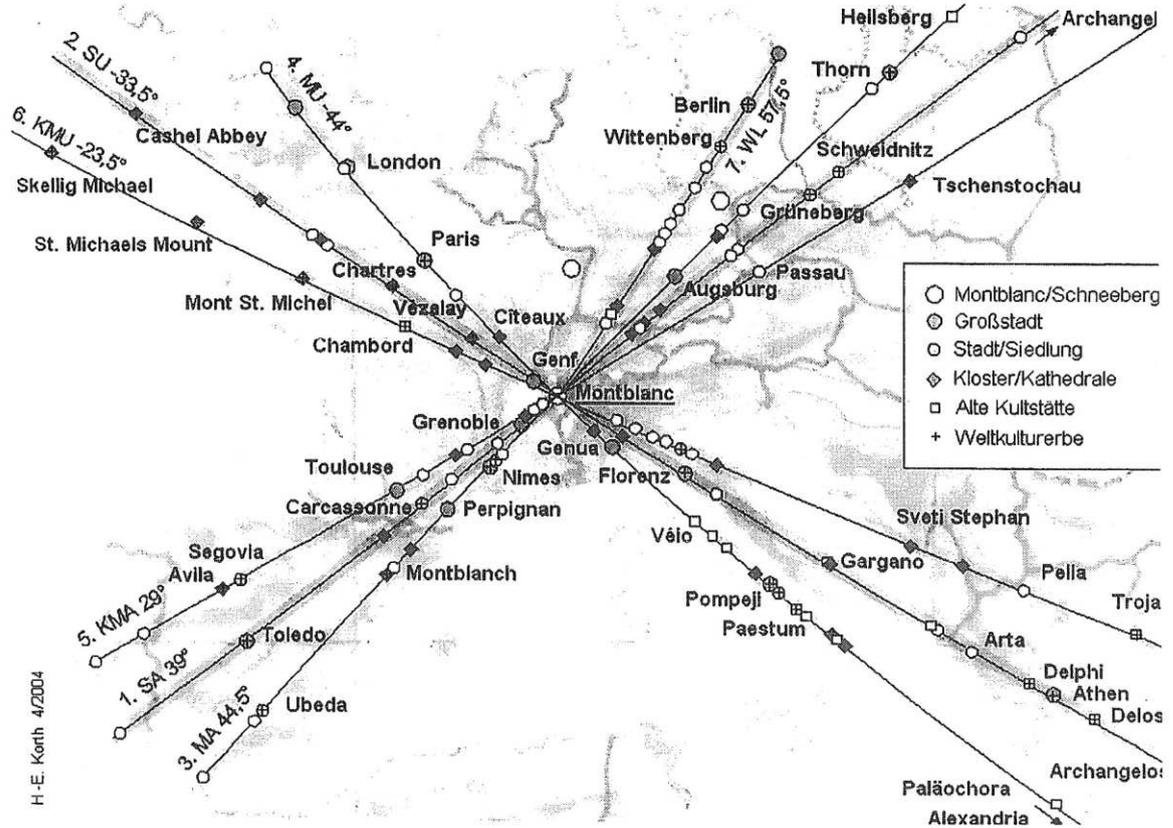
Auf- und Untergang im Norden zueinander hin streben. Aber auch schon weiter südlich wird es sehr schwierig, insbesondere die Aufgangsrichtung im Dunst des frühen Morgens verlässlich zu bestimmen. So hebt sich die nach oben geöffnete Sichel beim 55. Breitengrad (z.B. in Ostpreußen) unter einem Winkel von nur etwa 15° über den Horizont, d.h. die seitliche Bewegung ist rund viermal so groß wie die vertikale. Daher wäre es nahe liegend – und der gefundene Linienvverlauf der Großen Mondwende Richtung Nordost scheint dies zu bestätigen –, dass hier der weiter südlich gefundene Bezug zur Aufgangsrichtung der Sonne ohne lokale Korrektur über weite Strecken beibehalten wurde.

5. Fixpunkt Montblanc

Welche herausragende Landmarke bot sich als optimaler Fixpunkt eines kontinentweiten Fächers von Sonn- und Mondwendlinien an? Sicherlich der Gipfel des höchsten, am weitesten sichtbaren, des 'Weißen' Berges. Der Bezug auf ihn erlaubt kein Missverständnis. Außerhalb seines Sichtbarkeitsbereiches ließen sich die Linien mit dem noch heute üblichen Peilverfahren weiterführen, mit einer Folge von Stangen, deren Fluchtung ohne weitere Hilfsmittel auf etwa eine Bogenminute genau bestimmt werden kann.⁷ Von geeigneten, auf der Strecke liegenden *Heiligen Bergen* aus, konnte dann die Sonnwendrichtung neu bestimmt und der weitere Verlauf korrigiert werden.

Was zunächst nur eine vage Vermutung war, erfüllt uns bei genauerer Überprüfung mit Fassungslosigkeit (Abb. 3): Insgesamt sieben Linien⁸ lassen sich vom Montblanc aus über eine Strecke von zusammen weit mehr als 10.000 Kilometern sicher dokumentieren! Wie die Abbildung zeigt, folgen die nach Südosten weisenden Sonnwendlinien tatsächlich weitgehend dem astronomisch korrekten Verlauf, was bedeutet, dass die genaue Richtung mehrfach neu bestimmt wurde. Wir können also vermuten, dass diese Linien jeweils Sommers geradlinig fortgesetzt wurden und die folgende Wintersonnwende der Neujustierung diene. Auf diese Weise konnte eine Linie vom Montblanc aus innerhalb von 5 bis 10 Jahren über den ganzen Kontinent geführt werden. Etwas anders sieht es bei den Sommersonn- und Mondwendlinien in Richtung Nordost aus: Hier fiel die Neujustierung in die Mitte der nutzbaren Reisezeit, was den nötigen Zeitaufwand stark verlängert hätte. Dies war anscheinend nicht akzeptabel. Zumindest beobachten wir bei diesen Linien einen nahezu geradlinigen, der Ursprungsrichtung folgenden Verlauf.

Kann diese Häufung so unterschiedlicher Bautätigkeit auf astronomisch fixierten Linien nicht doch das Produkt schlichten Zufalls sein? Lassen sich hinreichend viele, notwendigerweise vage Hinweise aus dem Nebel des Traierten herausfiltern? Um die Frage mit einiger Sicherheit zu beantworten,



H.-E. Korth 4/2004

Abb. 3: Europaweite Magistralen des Montblanc (Mercator-Projektion)

müssen wir prüfen, ob sich außer der Eigenschaft der Kollinearität noch weitere Befunde ergeben, deren zufällig gehäuftes Zusammentreffen nicht zu erwarten wäre. Dies ist tatsächlich der Fall. So finden sich:

- ★ 32 Orte auf den Magistralen des Montblanc in der Unesco-Liste des Weltkulturerbes.
- ★ Eine Häufung von Heiligen Bergen, viele davon dem Erzengel Michael geweiht.
- ★ Namen, die auf den Montblanc verweisen (*Montblanch, Montechiaro, Wittenberg, Weißenburg, Weltenburg, Starnberg* (Sternberg? vergl. auch: *Sternenfels* oder *Compostela* = campo stella).
- ★ Namen, die auf den *Geraden Weg* (ahd: girehti) selbst hinweisen (Der Wortstamm *Gera-* findet sich z.B. in Cherbourg, Gargano, Grenoble, Gradov⁹ sowie bei den Inseln *Gorgona, Kerkyra, Gyaros*). Alte Kirchen und Kapellen sind oft z.B. den Heiligen *Gero, Georg, Germanus, Gervais* oder *Genoveva* geweiht.¹⁰
- ★ Eine hohe Anzahl von dem Verlauf der Sonnwendlinien folgenden Heiligtümern, Kirchenbauten und Burgen – auch innerhalb antiker Städte (Athen, Paris, Genua, Dijon).

Für ein zufälliges Zusammentreffen scheint all dieses nicht zu sprechen. Werfen wir nun einen ersten Blick auf die durch den Montblanc fixierten Linien, wobei sich die angegebenen Winkel auf den Verlauf am Montblanc gegen die Ostrichtung beziehen. Die schiere Länge der Strecke erlaubt es im Rahmen dieses Aufsatzes, allenfalls eine kleine Auswahl der Beobachtungen vorzustellen:

1. SA 39°

Die Sonnenaufgangslinie lässt sich vom Montblanc bis nach Archangelsk am Eismeer und über das spanische *Toledo* hinaus verfolgen. Auf ihr finden sich *Grenoble* (Ger-oppidum?), das keltische *Alès* und die Albigenserfeste *Car-cassonne*, aber auch das Weltkulturerbe von *Grüneberg* und *Schweidnitz* sowie das historische *Novgorod*.

2. SU -33,5°

Die Wintersonnwendlinie führt über *Vézelay* und *Chartres* (*Carnotum*, Ger-oppidum?), *Bayeux* und *Cherbourg* (Ger-burg?) über den Heiligen Fels der Abtei von *Cashel Rock* in Irland. In südöstlicher Richtung finden sich das Columbankloster *Bóbbio*, *Florenz*, *Arezzo*, das Michaelsheiligtum des *Gargano* (Ger-?), jenseits der Adria *Paläocastriza* (Alte Burg) und *Kerkyra* auf der gleichnamigen (Ger-) Insel. Auf dem griechischen Festland folgen das antike *Arta*, *Amfissa*, der Omphalos von *Delphi* (nach der Überlieferung kreuzten sich hier die weltumspannenden Flugbahnen der Adler des Zeus!), das Kloster *Hosios Lukas*, die Agora von *Athen*, die Insel *Gyaros* (Gera?),

das heilige *Delos* (Kultstätte aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend, mythische Geburtsstätte des Lichtgottes Apollo), sowie schließlich das Michaelskloster auf der Insel *Rhodos*.

3. MA 44,5°

Der Mondaufgang der Großen Mondwende verbindet *La Linea* (!) an der Südspitze Spaniens mit *Heilsberg* (!) in Ostpreußen. Hier finden sich die Kathedrale von *Poblet*, die Städte *Nîmes*, *Schwyz*, *Ingolstadt* und *Thorn*.

4. MU -41°

Die Mondwendlinie führt über *Cîteaux*, *Paris* und den alten Kern von *London*, aber auch über *Genua*, *Nörchia*, *Véio* (*Veji*), *Montesacro*, *Pompei*, *Paestum*, *Rissano* (das Kloster des St. Nil) bis nach *Paläochora* ('Alter Kultplatz') auf Kreta und endet wohl erst im ägyptischen *Alexandria*, dem wissenschaftlichen Zentrum der antiken Welt.

5. KMA 29°

Der Aufgang der Kleinen Mondwende führt über die Städte *Toulouse*, *Avila* und *Segovia*. Auch *München* (Burg *Grünwald*) und *Tschenstochau* werden berührt.

6. KMU -23,5°

Auf dieser Mondwendlinie findet sich das Loireschloss *Chambord*, die Bischofsstadt *Avranches* (nahebei der *Mont St. Michel*), *St. Michaels Mount*, schließlich das Inselkloster *Skellig St. Michael*. Im Südosten liegen die Städte der Po-Ebene aufgereiht. Jenseits der Adria liegt das Heiligtum *Sveti Stephan*. Dann folgen die Wallfahrtsstätte *Sveti Ivan* und das antike *Pella*. Die Linie endet offenbar auf dem Hügel von *Troia*.

7. WBL 57,5°

Noch eine weitere Mitteleuropa querende Linie hat den Montblanc zum Fixpunkt – nennen wir sie '*Wittenberglinie*'. Für sie findet sich kein direkter astronomischer Bezug (ein Komplementärwinkel [Pfister] wäre denkbar). Dafür berührt sie den einzigartigen Rheinfluss. Noch eine weitere Erklärung bietet sich an: Oberhalb von Schaffhausen befindet sich ein *Schweizersbild* genannter Ort, der, den archäologischen Funden nach, seit der Steinzeit besiedelt war. Welches 'Bild', welche Erscheinung ließ sich von hier aus beobachten? War es das Aufscheinen des fernen Montblanc-Gipfels kurz vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, an Tagen extremer Fernsicht? Offenbar wurde die Linie von hier aus fortgesetzt und diente als Basis für etliche Stadtgründungen des hohen Mittelalters. An ausnahmslos jeder Flussquerung befindet sich eine Siedlung: *Schaffhausen* (Rhein), *Beuron* (Donau), *Gaildorf* (Kocher), *Vellberg* (Bühler), *Rothenburg* (Tauber), *Stettfeld* (Main), *Sonneberg* (Röther), *Weißenfels* (Saale), *Wittenberg* (Elbe), *Berlin* (Spree), *Stettin*

(Oder). Interessant ist der Ortsname *Stettfeld* am Main, der auf eine hier möglicherweise geplante Stadt hindeutet, deren Ausbau aber aufgrund der Nähe zum florierenden Bamberg nie verwirklicht wurde. Der Name der Stadt *Wittenberg* ('Montblanc'!) spricht für sich selbst.

6. Kulturlandschaften

Wenn unsere Hypothese stimmt, nach der einst ein vom Montblanc ausgehender Fächer von den Sonnwendlinien folgenden Wegen existierte, auf dessen Verlauf sich dann bis in unsere Zeit die zivilisatorischen und kulturellen Aktivitäten konzentrierten, dann sollten wir dort um so mehr Bestätigungen finden, je mehr Details menschlicher Bautätigkeit und Namensgebung erkennbar werden.

Der Gang der Entwicklung erscheint uns dabei zwingend: Dort wo zunächst nur einfache Wegzeichen die Messplätze einzelner Bergheiligtümer verbanden, entstanden bald Stützpunkte zur Sicherung, aber auch Handelsplätze. In den Zentren von Ansiedlungen wurden später größere Heiligtümer errichtet. Außerdem führten traumatische Begebenheiten zur Errichtung kleiner Gedenkstätten entlang der Wege. Die Zahl der Bauwerke wuchs im Laufe der Zeit, viele wurden durch größere ersetzt oder verfielen. Durch das Aufkommen von Radfahrzeugen wurden neue, der Topografie angepasste Trassen erforderlich, und die Sonnwendwege verschwanden nach und nach. Wie die Lage und Ausbreitung vieler Klostergründungen zeigt, muss aber noch im hohen Mittelalter das Wissen um die Sonnwendmagistralen bestanden haben. Es verschwand wohl erst mit dem Aufkommen von halbwegs verlässlichen Landkarten und Magnetkompassen. Das Wachstum der einmal vorhandenen Ortschaften hielt jedoch an – bis auf den heutigen Tag.

Zur Vertiefung des ersten Eindrucks wollen wir daher nun einen kurzen Blick auf einige der von den Magistralen des Montblanc durchquerten Landschaften werfen.

Die Ostschweiz (Abb. 4)

Vom Kloster *Engelberg* (!) kommend, quert die Sommersonnwendlinie das Reusstal, erreicht *Altdorf* und seine Burg, das Zentrum des Kantons Uri. [Kurz dahinter kreuzt übrigens eine weitere überregionale Sonnwendlinie, auf der wir am Ufer des Vierwaldstättersees die Telskapelle finden, am gegenüberliegenden Berg die Burg *Beroldingen* (Gero-?), ein wenig weiter die Orte *Gersau* (!), die *Rigiburg* und *Weggis*.] An der Talquerung des Muotatales markiert der Ort *Chrütz* die Linie. Beim Walensee liegt *Niederurnen* auf unserer Geraden. Eine der ältesten christlichen Siedlungen der Ostschweiz wird mit *Appenzell* erreicht. Der folgende Ort *Altstätten* liefert einen weiteren

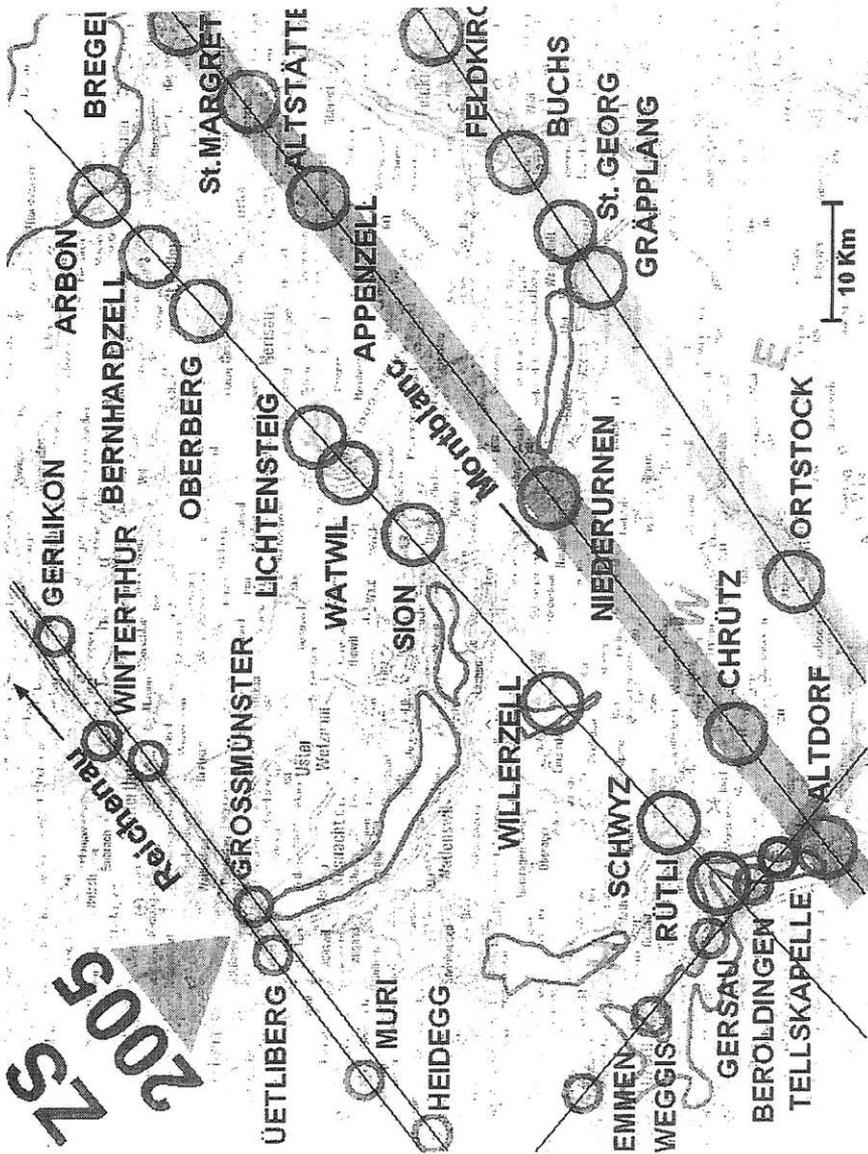


Abb. 4: Ostschweiz: von Engelberg nach Bregenz und vom Rütli zum Bodensee

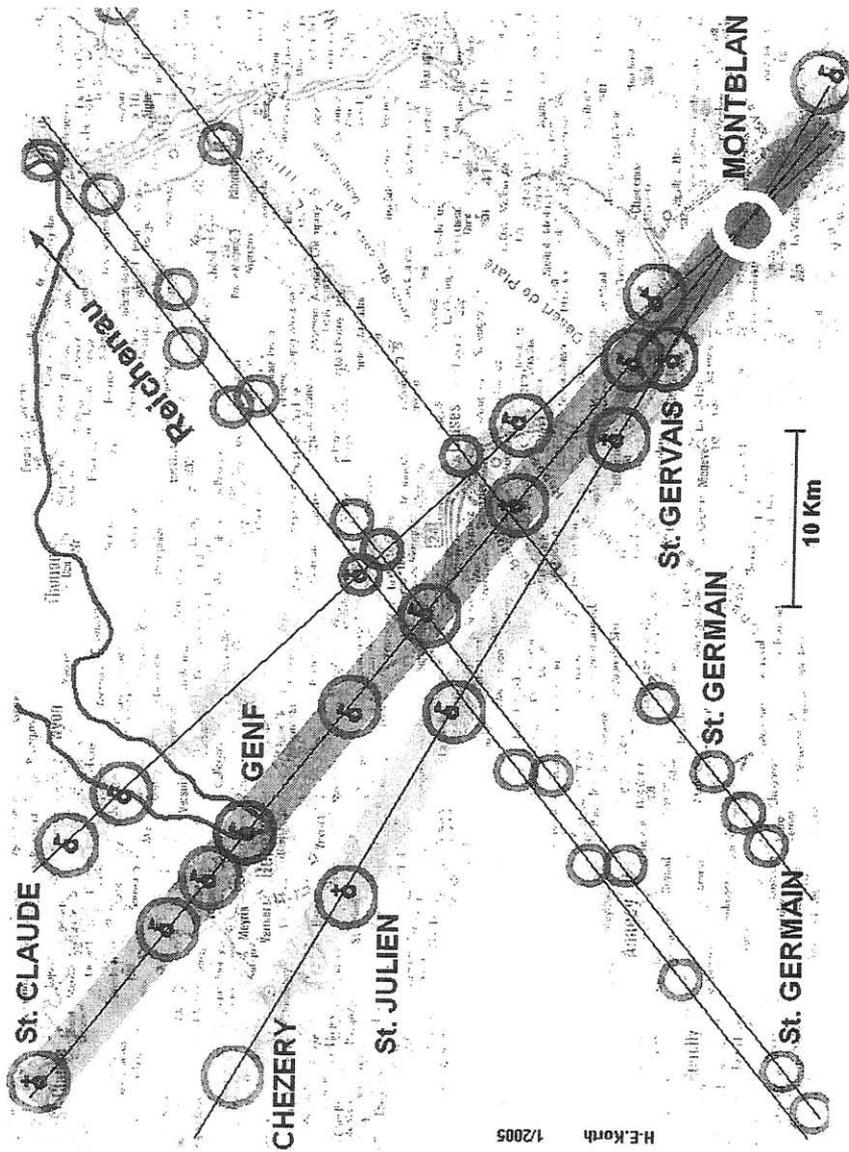


Abb. 5: Westschweiz: vom Montblanc nach Genf

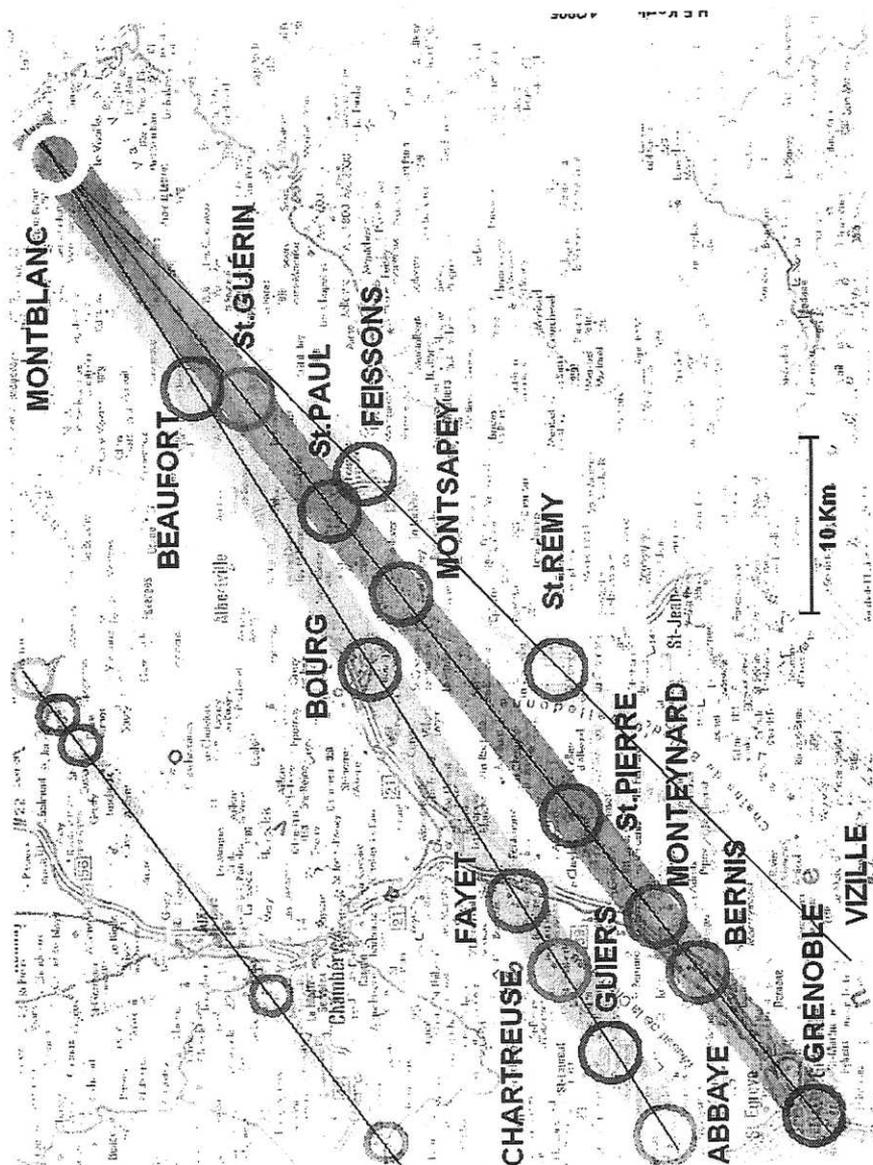


Abb. 6: St. Gero und Grenoble – Massif de la Chartreuse

Hinweis auf frühe Besiedlung. Bei *Balgach* folgen zwei Burgruinen. Über *St. Margarethen* und ein nahes keltisches Oppidum erreichen wir *Bregenz (Brigantium)* und später den Ort *Buchloe*.

Die Linie der Großen Mondwende verläuft über die Abtei von *Le Chable* und *Sierre* im Rhonetal. Dann quert sie die beiden Schlüsselorte der eidgenössischen Identität: Das *Rüti* und das namengebende *Schwyz*. Am See von *Einsiedeln* (das gleichnamige Kloster ist eine Neugründung – nach wohlbekanntem Muster am Ort eines unauffindbaren frühmittelalterlichen Vorgängerbaus) die Klausur von *Willierzell*. Es folgen das Kloster von *Sion* und der Ort *Watwil*, dahinter die Burg *Lichtensteig* (!), dann Burg *Oberberg*, die Kirche von *Bernhardszell* und schließlich die Burg von *Arbon* am Bodensee.

Vergleichsweise wenig hat die hier im Hochgebirge verlaufende Kleine Mondwendlinie zu bieten: Der Name *Ortstock* mag ein Hinweis auf seine Funktion als Peilberg sein. In *Gräpplang* finden wir einen weiteren Anklang der Wortwurzel Gera. Dann folgen die Burg von *Buchs* und bald darauf *Feldkirch*. Der Name deutet auf ein Heiligtum außerhalb der Besiedlung hin.

Die Westschweiz (Abb. 5)

Vom Montblanc aus verläuft die Sonnwendlinie über die Burg von *Passy*, die Kirche *Le Reposir*, die Burgen von *Bonneville* und *Contamine* zum Genfersee und erreicht in *Genf* (mit den Kirchen *St. Germain* und *St. Gervais*!) das Schloss (heute Sitz der Kantonsregierung) am *Quai Montblanc* (der Berg ist von dort nicht sichtbar!). Im weiteren Verlauf finden sich die Burgen von *Ferney (Gerney?)* und *Chevry (Gery?)*, schließlich die Kirche von *St. Claude*.

Die Kleine Mondwendlinie erreicht zunächst *St. Gervais* (!), dann die Kirche von *Sanchelles*, die Burgen von *La Roche* und *St. Julien* und führt bald darauf durch *Chézery (Geri?)*.

Die Burgen von *Le Fayet* und *Bellegarde* markieren die Große Mondwende, desgleichen die Kirche von *Cluses*. Jenseits des Genfersees bezeichnen die Burgen von *Chavanes* und *Divonne* den weiteren Verlauf. Zuvor kreuzen bei den Orten *Le Giffre (Gera?)* und *St. Jeoffre* zwei überregionale Sonnwendlinien, deren Verlauf durch akkurat eingemessene Reihen von Burgen und Kirchen gekennzeichnet ist.

Die Westalpen (Abb. 6)

St. Guérin (Gero) ist die erste Wegmarke, wenn wir der Sonnwendlinie vom Montblanc nach Südwesten folgen. Es folgen *St. Paul* und die Kirchen von *Montsapey* und *Avellard*. Die Burgen von *Monteynard*, *Bernis* und *Servantin* weisen den Weg zur Kathedrale von *Grenoble* (Die Ableitung des Namens von Gera-oppidum scheint um einiges plausibler als die Legende vom ver-

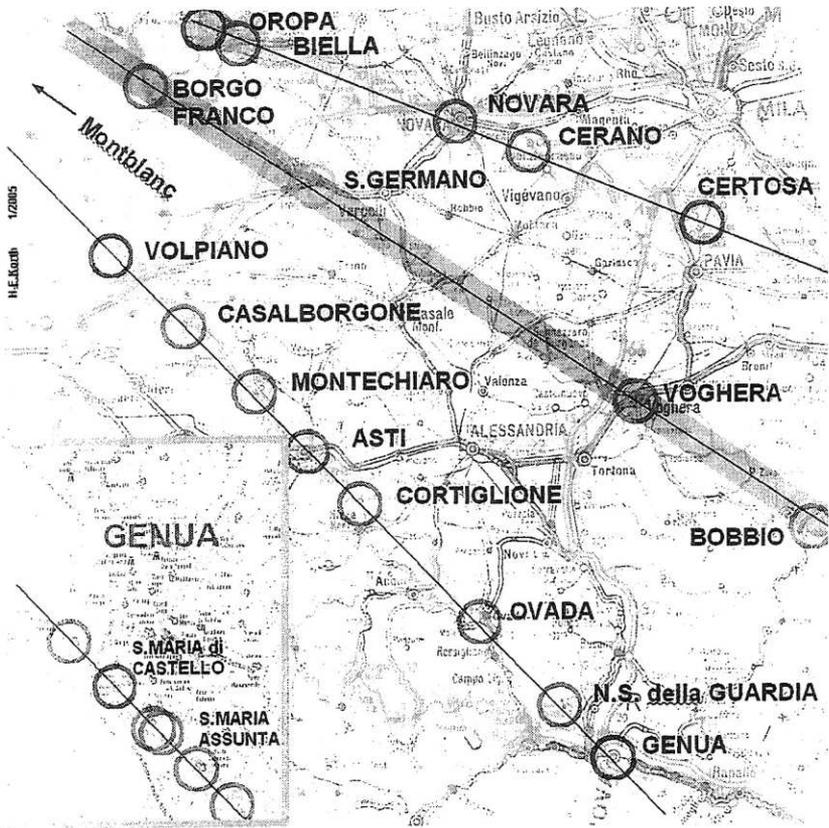


Abb. 7: Piemont: Oropa und Certosa – von Volpiano zu den Mondwendkirchen Genuas

sprengten griechischen Offizier, der dort das Bedürfnis nach einer Stadtgründung verspürt haben soll).

Die Große Mondwendlinie ist in den französischen Alpen wenig ergiebig, da sie überwiegend im hochalpinen Bereich verläuft. Immerhin finden sich hier die Orte *Feissons* und *St. Rémy*. Mit der Burg von *Vizille* beginnt erst nahe Grenoble wieder eine dichte Folge von Kirchen und Burgen.

Um so interessanter verläuft die Kleine Mondwendlinie: Die Festungen von *Beaufort*, *Bourg* und *Fayet* weisen in Richtung auf das erste Kloster der Kartäuser in *St. Pierre de Chartreuse* und weiter auf die alte Abteikirche am Berg über *Voreppe*. Entlang der Linie verläuft auch das Flüsschen *Guiers* (Gera). Der zum Montblanc ausgerichtete Gebirgszug der Chartreuse (ital. 'Certosa') verdankt offenbar selbst seinen Namen dem Linienkonstrukt.

Das Piemont (Abb. 7)

Wir folgen der Kleinen Mondwende über *Courmayeur* und die Burg von *Morge*. Zum Weltkulturerbe zählt die Wallfahrtskirche von *Oropa*, desgleichen die *Kartause von Pavia* (genau spiegelbildlich zur französischen Chartreuse jenseits des Montblanc gelegen). Auch *Biella* und *Novara* finden sich auf dieser Geraden. Der Ortsname *Cerano* (Gera) bestätigt uns den Verlauf.

Die Sonnwendlinie durchläuft die Orte *Borgofranco* (Freiburg!), *S. Germano (!) Voghera* und das Columbankloster *Bobbio*. Es fällt auf, dass hier die Orte nicht mit der sonst gefundenen Präzision auf der geometrischen Linie platziert sind. Dies mag dadurch begründet sein, dass die Sonnwendrichtung auch durch direkte Beobachtung des Sonnenuntergangs am Montblanc bestimmt wurde, wodurch sich ein kleinerer Winkel gegen die Ostwestrichtung ergab, als dies bei ebenem Horizont der Fall gewesen wäre.

Die Linie der Großen Mondwende liefert südöstlich des Montblanc eine schier unerschöpfliche Anzahl an Hinweisen: Beginnend mit dem Kloster von *Volpiano* führt sie über die Burg von *Casalborgone* und *Montechiaro* (Montblanc!) durch das uralte *Asti*. Über *Cortiglione* und *Ovada* erreicht sie die Wallfahrtskirche *N.S. della Guardia* in den Bergen oberhalb von Genua. Auch in der Altstadt von *Genua* (Gera?) ist die Linie nicht zu verfehlen: Der älteste Kirchenplatz (*S. Maria di Castello*) und die Festung zeigen ihren Verlauf, zusammen mit gleich fünf weiteren Kirchen! Drei dieser Kirchen sind nach der Mondwende ausgerichtet, *S. Maria Assunta* nach der Sonnwendlinie.

Entlang der tyrrhenischen Küste

Im weiteren Verlauf weist die Mondwendlinie südwestlich von Genua aufs Meer hinaus und quert den toskanischen Archipel (Abb. 8). Sie berührt die Insel *Gorgona* (Ger-Insel?; noch offensichtlicher erkennbar ist diese Herkunft

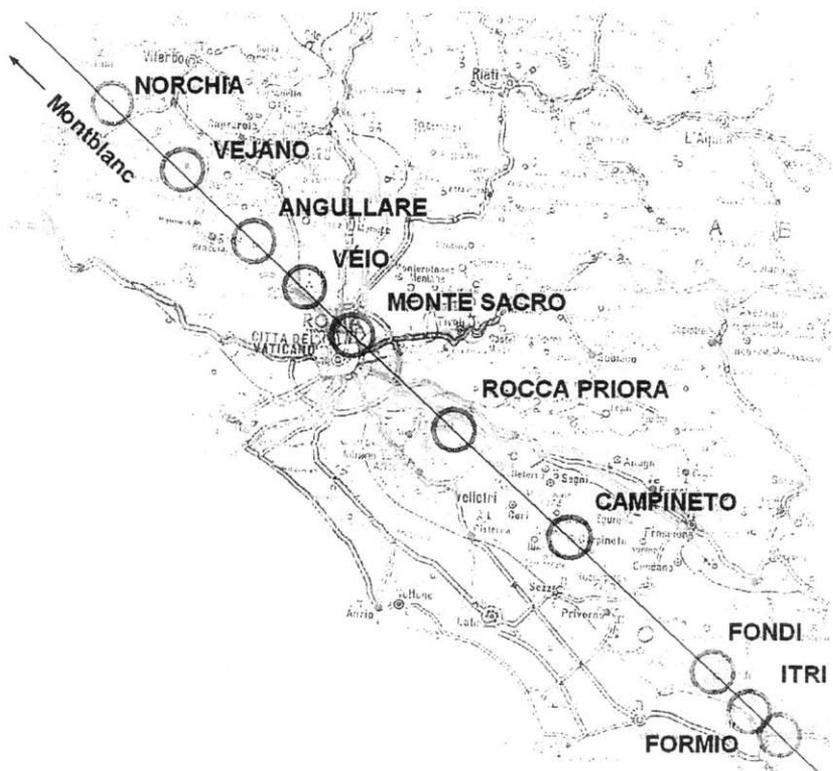


Abb. 9: Ruinenstädte, Burgen, Tempel und ein Heiliger Berg

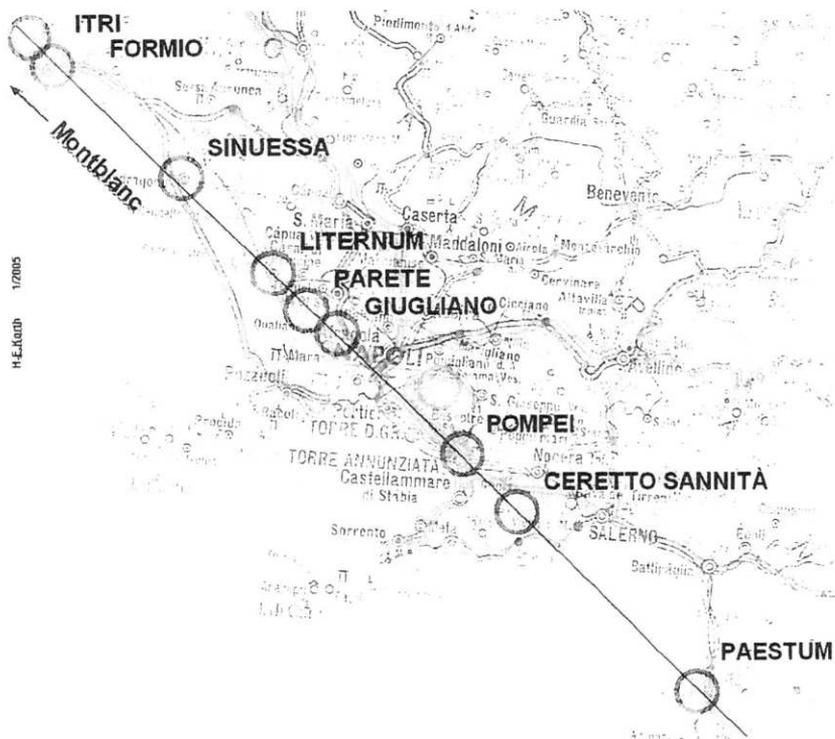


Abb. 10: Amalfi: über Pompei nach Paestum

im Namen der Kanalinsel *Guernsey*) und erreicht bei *S. Vincenzo* die Küste. Jenseits der Ruinenstadt *Vetulonia* (Alten-?) durchläuft sie *Grosseto* (Gero-?).

Die Linie ist auch im Folgenden nicht zu verfehlen (Abb. 9): Sie quert die Ruinen der Städte *Nórchia* und *Véio* (= Weg [?], abgeleitet vom Sanskritwort *vah*; vgl. lat. *veho*), des weiteren die Orte *Veiano* (eine Ausgründung von *Véio*) und *Anguillare*. Schließlich erreicht sie den *Monte Sacro*, den heiligen Berg nahe Rom, auf den sich der Legende nach die Bevölkerung Roms schon im fünften vorchristlichen Jahrhundert geflüchtet hatte.

Als Nächstes folgt mit der Festung von *Rocca Priora* eine der ältesten Burganlagen Latiums. Nach der Feste von *Carpineto* folgen bei den Städten *Fondi*, *Itri* (Die Stadt leitet ihren Namen von *Iter* =Weg ab) und *Fórmia* eine ganze Reihe kollinearere Ruinenfelder, Kirchen und Tempel.

Jenseits des Golfes von Gaeta (Abb. 10) führt die Mondwendlinie über die Ruinen von *Sinuessa*, *Liternum*, *Parete* und *Giugliano* bei Neapel am Vesuv vorbei durch das Zentrum von *Pompei*. Oberhalb des Golfes von Salerno erreicht sie die Wallfahrtskirche von *Ceretto Sannita* (*Ceretto* = 'Gehren?'). Jenseits des Golfes durchläuft sie Tempel und Festung von *Paestum*.

Noch ein Stück weiter (Abb. 11) erklimmt unsere Linie den *Sacromonte di Viggiano*, um bei den Befestigungen von *Policastro* abermals das Meer zu berühren. Es folgen die Orte *Mormanno*, *Morano* und *Castrovillari*. Kurz darauf die Ausgrabungsstätte von *Sibari Terranova*. Einige Kilometer weiter erreichen wir *Rossano*, das Kloster des heiligen Nilus. Etwas hinter dem Weinbauernort *Cirò* (Gero?) verlässt die Mondwendlinie das europäische Festland, rund 1.200 km entfernt vom Montblanc.

Delphi

Gelang es den Schöpfern der Sonnwendmagistralen tatsächlich, Adria und ionisches Meer zu überbrücken und ihre Strukturen auch dem frühen Griechenland aufzuprägen? Zur Klärung dieser Frage verlassen wir die Mondwendlinie durch Italien und betrachten den Verlauf der Sonnwendlinie, die vom Montblanc über den Gargano hinüber nach Kerkyra (Korfu) und auf das griechische Festland führt. In der Tat reihen sich Heiligtümer, Burgen und Kirchen auch dort nach demselben Muster (Abb. 12).

Der herausragende Ort ist *Delphi*, dessen ältestes Heiligtum der *Gaia* nach konservativer Datierung vor etwa 3.500 Jahren entstanden sein soll. Einen Anhaltspunkt für das Alter der Sonnwendlinie ergibt die Überlieferung, wonach der Lichtgott Apollo hier den Drachen Python der Erdgöttin besiegte und einen eigenen Kult an diesem Ort begründete (Ebenfalls auf unserer Sonnwendlinie findet sich *Delos*, das als Geburtsort des Apoll verehrt wurde. Die unvergleichliche Heiligkeit jener Insel verbot die Geburt wie die Bestat-

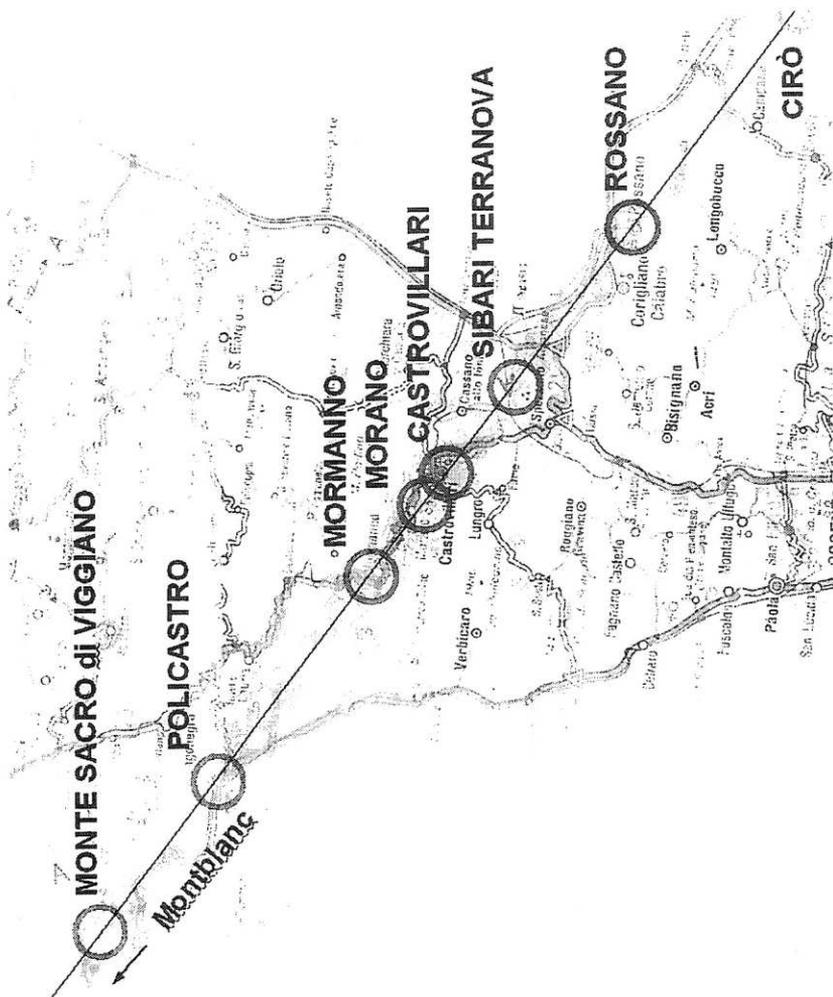


Abb. 11: Kalabrien: vom Heiligen Berg von Viggiano zum Kloster des HI. Nil

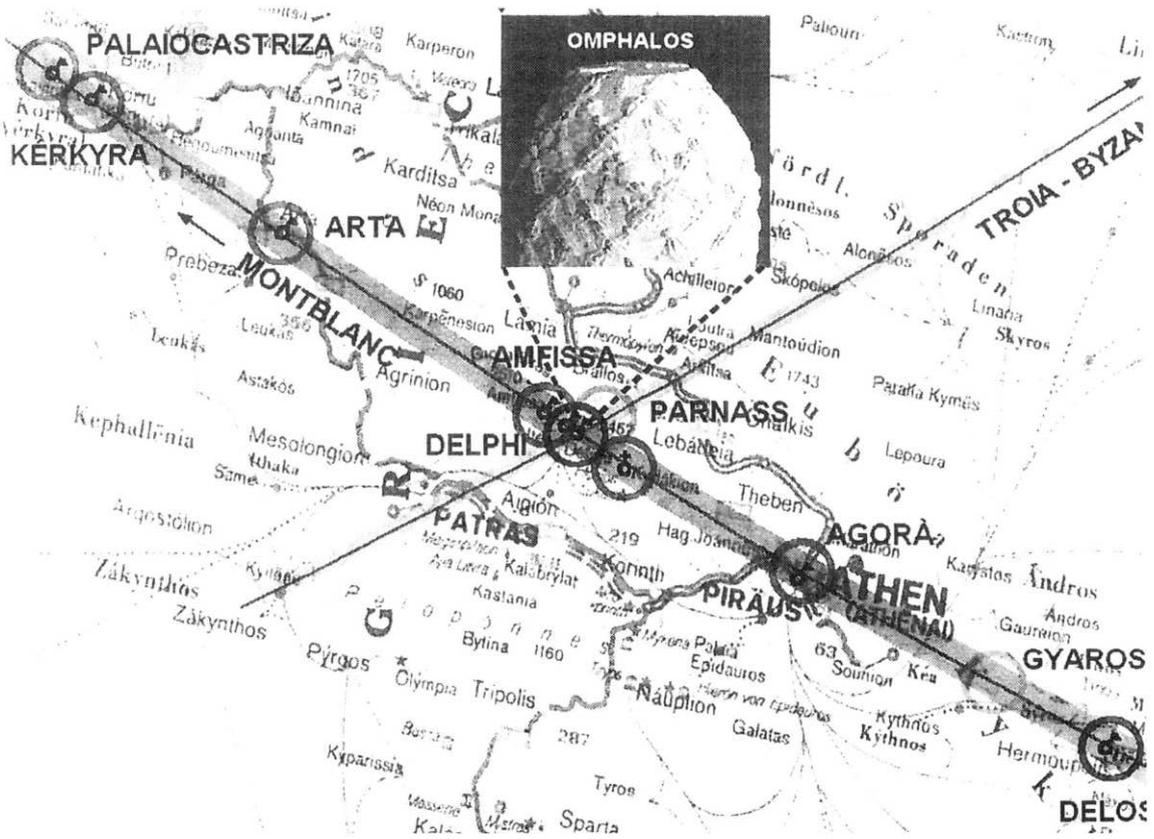


Abb. 12: Von Kerkyra nach Delos – die Sommerlinie Griechenlands

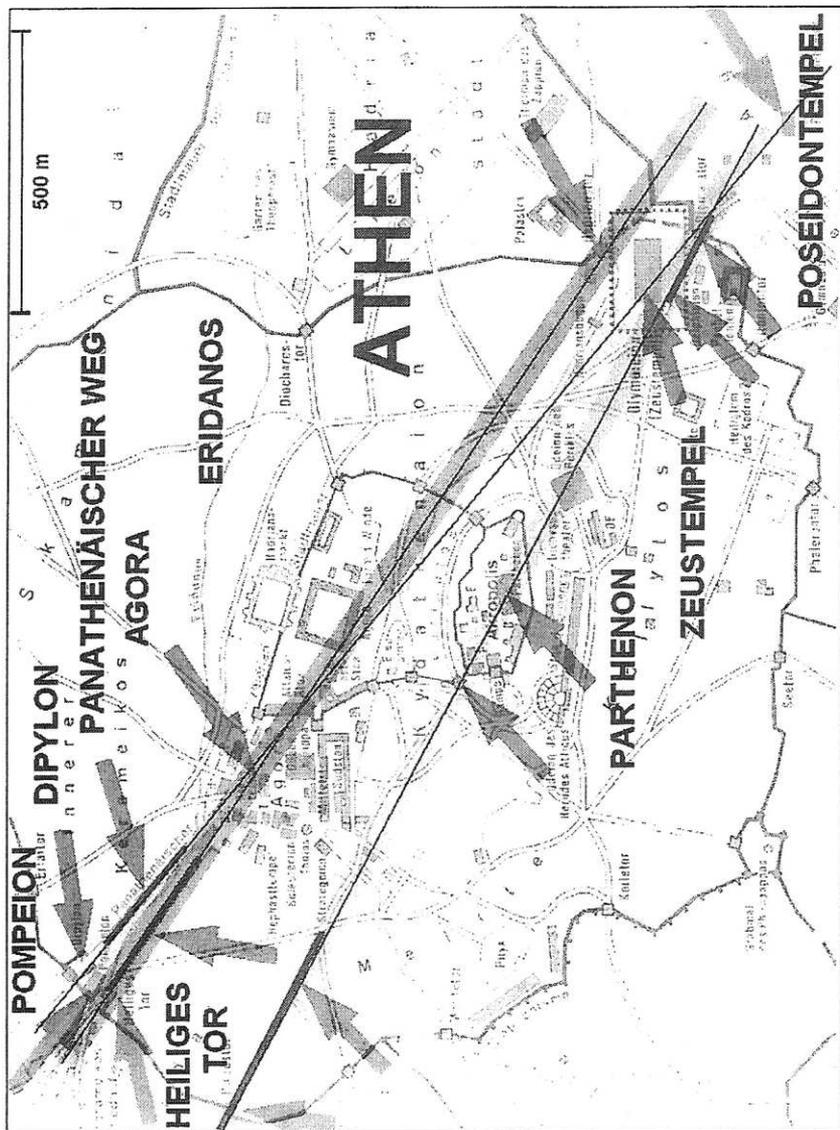


Abb.: 13: Durchs Heilige Tor zur Agora – Sonnwendlinien im antiken Athen

tung von Menschen auf ihr). Homer beschreibt Apoll als schonungslosen Krieger, "verderblichsten der Götter" und leidenschaftlichen Parteigänger *Troias*. Man sah ihn als Lenker der Kolonisation Griechenlands [Brockhaus].

Der Omphalos¹¹ von Delphi gibt einen weiteren Hinweis, der bestens mit der Vorstellung kontinentweiter Sonnwendlinien übereinstimmt: Delphi war der Überlieferung zufolge den Ort, an dem sich die weltumspannenden *Bahnen der Adler des Zeus* kreuzten. Tatsächlich wird hier die Sonnwendlinie des Montblanc von einer bedeutsamen, durch den Gipfel des *Heiligen Parnass* fixierten Kleinen Mondwendlinie gequert. Diese führt über den Hügel von *Troia* bis zum *Heiligen Palast* von *Byzanz*. Dort finden sich aufgereiht auch die *kleine Sophienkirche*, die *Blaue Moschee*, die *Hagia Sophia*, einst Hauptkirche des byzantinischen Reiches, und der *Topkapi-Palast*.

Athen (Abb. 13)

Interessant ist auch ein Blick auf das Athen der Antike: Die Sonnwendlinie vom Montblanc führt durch das *Heilige Tor* in die Stadt und folgt einem schnurgeraden Weg zur *Agora* vor den *Arestempel* (bevor sie im weiteren Verlauf die Stadt durch das *Hadrianstor* verlässt). Hier wird eine alte Göttersage unmittelbar verständlich: Diese berichtet von einer Spritztour des jungen *Phaethon* mit dem Sonnenwagen seines Vaters Helios, die unter den Blitzen des Zeus recht schmachlich im *Eridanos* endete (dem städtischen Abwasserkanal direkt neben der Sonnwendstraße von der Agora zum Heiligen Tor, welche den Sonnenaufgang zur Wintersonnwende bezeichnet). Der Eridanos selbst verläuft, von der Agora aus gesehen, dagegen praktisch genau in Richtung des sommerlichen Sonnenunterganges. Ein plötzliches Gewitter mag daher einen Sommertag mit einem kurzen Reflex des Sonnenlichtes in diesem Flüsschen beenden.

In der späteren, aufgehübschten Legende fand die Fahrt des Phaethon dann standesgemäß am Himmel statt. Der Absturz erfolgte nicht in den Eridanos von Athen, sondern in einen Fluss gleichen Namens, fern im Nordwesten. Dieser andere Eridanos war der *Po*, der letzte Fluss auf der Sonnwendlinie vor dem Montblanc!

Auch die Spuren zweier Mondwendlinien sind im Athen der Antike kaum zu übersehen: Die Linie der Kleinen Mondwende verläuft durch das Zentrum des *Parthenon* auf der *Akropolis*. Drei Stadttore und mehrere Straßenzüge liegen auf ihrer Trasse. Die Große Mondwendlinie verbindet das *Dipylon-* mit dem *Diomeiator*, entlang des *panathenäischen Weges* über die *Agora*, durchläuft dann im Südosten das *Heiligtum des Poseidon*. Alle drei aufgeführten Linien verlaufen darüber hinaus über das Gelände des großen *Zeustempels*.

7. Zwischenbilanz

Schon durch eine eher oberflächliche Betrachtung der Topografie Europas in verschiedenen Maßstäben konnten wir eine derart große Anzahl von Hinweisen auf einen in vorgeschichtlicher Zeit absichtsvoll eingemessenen Fächer von Sonnwendlinien mit dem Montblanc als Zentrum finden, dass eine Selbsttäuschung schwer vorstellbar scheint. (Bei Begehungen lieferten Sonnwendlinien in Süddeutschland dem Verfasser in der Regel mehr als einen eindeutigen Hinweis pro Stunde Fußmarsches. Messtischblätter im Maßstab 1 : 25.000 bestätigten diesen Befund.) Alles deutet auf eine planvolle Inbesitznahme hin, die den Beginn der überlieferten Geschichte des europäischen Kontinents markiert.

Die Beobachtung von Sonne und Mond über lange Zeit in Verbindung mit dem Schattenwurf hatten einst zur abstrakten Idee des Linienzuges geführt. Hieraus ein Konzept zur Erschließung der Welt abzuleiten und dieses zu realisieren, stellt eine unglaubliche, noch heute gedanklich kaum nachvollziehbare geistige und logistische Leistung dar. Und wie anders denn als 'Höhere Wesen' hätten seinerzeit die zielgerichtet ihr Land durchquerenden Vermessungstrupps der einheimischen Bevölkerung erscheinen können? Was, wenn nicht die Heiligtümer eines neuen Kultes, hätte jene in den (notwendigerweise mit strengstem Tabu belegten) Wegmarken und Observatorien sehen können?

Beenden wir den ersten Teil unserer Erkundung dort, wo auch die südöstliche Sonnwendlinie endet, beim *Michaelskloster* auf *Rhodos*. Zur Entstehung der Insel Rhodos erzählt uns die sagenhafte Überlieferung der Bewohner, dass der Sonnengott Helios einst bei der Aufteilung der Welt wegen dienstbedingter Abwesenheit übergangen wurde. Da alles Festland schon verteilt war, erbat er von Zeus für sich das Land, das am folgenden Tage als erstes vor dem Sonnenwagen aus dem Meer auftauchen würde. Dieser stimmte zu und so erschien vor Helios alsbald die Insel Rhodos – "die Schönste aller Inseln". In klassischer Zeit wies dann die als Weltwunder bestaunte Kolossalstatue des Sonnengottes den Seefahrern den Weg zum Hafen von Rhodos.

Quellenangaben

- Amann, Peter (1996): Die Landschaft als keltischer Kalender, *ZS* 8/1, 8-30
- (1998): Blauen-Berge und keltische Mondstrasse, *ZS* 10/1, 40-64
- (1999): Das Netz der Sonnwendlinien, *ZS* 11/1, 37-63
- (2003): Konnten Druiden Längengrade bestimmen?, *ZS* 15/1, 70-99
- (2004): Von *The Merrie Thought* nach *The Cursus* – via Stonehenge, *ZS* 16/1, 60-84

Ausstellung Astronomie im alten Europa, Volkssternwarte Recklinghausen,
(www.sternwarte-recklinghausen.de/archaeoastro/html/ausstellung.html)

Brockhaus, Der Große (1953), Wiesbaden

- Illig, Heribert (1995): Rom bis Athen – was bleibt bestehen?, ZS 7/3, 269-287
 - (1996): Prähistorisch-christliche Netzwerke, ZS 8/3, 38-49
 Kaminski, Heinz (1995): Sternenstraßen der Vorzeit : von Stonehenge nach Atlantis, München
 Köbler, Gerhard (2003): Neuhochdeutsch-althochdeutsches Wörterbuch, Gießen
 Mackensen, Lutz (1966): Reclams Etymologisches Wörterbuch, Stuttgart
 MacRoy: <http://www.circle-of-friends.de/GeschichteSatire.html>
 Pfister, Christoph (1999): Zur langen Baugeschichte des Mittelalters, ZS 11/1, 139
 Piontzik, Klaus: www.pimath.de/geomantie/steinkreis/sonnenbahn.html
 Rose, Albert C. (1952): Public Roads of the Past, Washington
 Schlosser, Wolfhard: Die Himmelscheibe von Nebra
www.astronomie.de/bibliothek/artikel/geschichte/nebra/
 - : Eine universelle Funktion zur Bewertung alter Sonnenobservatorien
www.sternwarte-recklinghausen.de/archaeoastro/html/projekt.html#05
 Stenrücken, Burkhard: Tabellenwerk der extremalen Horizontstände von Sonne und Mond von -3000 bis zur Zeitenwende für die geographischen Breiten von 45° bis 55°: www.sternwarte-recklinghausen.de/archaeoastro/breitentabellen.pdf
 Thiele, Wolfgang / Knorr, Herbert (2003): Der Himmel ist unter uns, Bottrop
 Unesco: www.unesco.de/c_arbeitsgebiete/welterbeliste.htm
 Weissgerber, Klaus (2004): Bemerkungen und Fragen zu Troia. 1. Teil..., ZS 16/3, 523-547

Kartenwerke:

- Andrees allgemeiner Handatlas (1893), Leipzig
 Zentner, Christian (1982): Der große Bildatlas zur Weltgeschichte, München
 Diverse Karten der Verlage Falk, Ed. Hölzel, Maiers Geografischer Verlag und Institut National Grafique.

Endnoten

- 1 Beim nordöstlichen Ende der Küchenallee kreuzt eine weitere Sonnwendlinie, vom *Gerlinger Bopser* (bei der Schillerhöhe) als vierspurige Schnellstraße, an den Resten einer römischen Villa Rustica vorbei. Jenseits des Stuttgarter Nesenbachtals erreicht diese Linie den *Sonnenberg*, dann Schloss Hohenheim – hier stand einst die Bombastenburg, Familiensitz des Paracelsus (Theophrastus Bombastus v. Hohenheim) – und quert schließlich auf der Gemarkung *Schanze* beim Flughafen die in Teilen schon von Amann beschriebene, zum Schneeberg im Fichtelgebirge führende Sonnwendlinie. An diesem Kreuzungspunkt der Küchenallee beginnt auch die *Solitudeallee*, die Grundlinie der Württembergischen Landesvermessung (Das Schloss Solitude wurde aus nahe liegenden Gründen auf die höchste Erhebung und nicht auf die uralte Linienskreuzung gebaut). Wie Amann vermutet, könnte auch diese unter 56° verlaufende Linie ihre Ursprünge in der Keltenzeit haben.
- 2 Lichtberg; vergl. die keltischen Worte *bel* = hell, *Belenos* = Sonnengott. Ihrem Winkel von 33,5° gegen die Ostrichtung nach handelt es sich um die Kleine nördliche Mondwendlinie.

3 Dass man die Bedeutung der terrestrischen Navigation für die zivilisatorische Entwicklung gar nicht hoch genug einschätzen kann, mag der Leser für sich selbst überlegen: Ein mehrere Tagesreisen entferntes Ziel war ohne Wegenetz, kundige Führung oder eben technische Hilfsmittel gar nicht oder zumindest nicht ohne weite Umwege zu erreichen (Allenfalls entlang der einst zumeist sumpfigen Flusstäler, die dem Reisenden aber nur einen Teil Mitteleuropas erschließen).

4 Offenbar schon früh entstand die Konvention, die Sonnwendrichtungen nach dem Sonnenaufgang einzumessen und nicht nach dem Sonnenuntergang. Neben mystischen Vorstellungen von Wiedergeburt und Tod mag hierfür auch die Tatsache ausschlaggebend gewesen sein, dass die Richtung des allerletzten Sonnenstrahles nach Untergang der Sonne nicht mehr genau festzuhalten ist.

5 Die Bezeichnung *Neumond* impliziert Sichtbarkeit – und nicht das Gegenteil von Vollmond. Amann [1998] war auf der richtigen Spur mit seiner Vermutung, dass die häufigen Ortsbezeichnungen auf -dachs (z.B. Andechs) etwas mit dem Mond zu tun haben. Es gibt wohl kein besseres Symboltier für die Sichel des Neumondes als den schwarzen Dachs mit dem Silberstreif seitlich am Kopfe.

6 Eine Reihe von Störgrößen macht die genaue Berechnung der Mondbahn äußerst kompliziert. Diese können aber hier vernachlässigt werden, da sie nur sehr geringe Auswirkungen auf die beobachteten Winkel haben.

7 Besonders eindrucksvoll ist die offenbar erfolgreiche Einmessung von Wegen über die Hochalpen hinweg. Die Streckenführung funktioniert mit hinreichender Genauigkeit aber auch über die offene See. Dazu sind mindestens drei Boote erforderlich, die ihre Position abwechselnd über einige Zeit mit Hilfe von Treibankern halten können. Auf diese Weise führen nur unberücksichtigte Strömungen zu Messfehlern, die aber bei Bedarf durch Wiederholung der Vermessung in Gegenrichtung erkannt und kompensiert werden können.

8 Kurslinien (Loxodrome) erscheinen in der zugrunde liegenden Mercator-Projektion als Geraden (Auf der Erdkugel führen sie als logarithmische Spirale zum Pol hin). Eine präzise Gerade auf der Erdoberfläche verläuft demgegenüber auf einem Großkreis.

9 Bei den slawischen Worten *grad* und *gorod* (für Burg und Stadt) liegt ein Bezug zum Wortstamm *Gerade* nahe. Die frühen Burgen und Siedlungen befanden sich fast ausschließlich auf vermessenen Sonnwendlinien [Pfister].

10 Häufig finden sich in Deutschland, Frankreich und Italien auch personalisierte, auf die Schöpfer der Geraden verweisende Formen, z.B. *Germansdorf*, *Germinaga* oder *Germignaie*.

11 Der Omphalos markierte den *Nabel der Erde*. Einer der in Delphi geborgenen, gut erhaltenen Kultsteine zeigt übereinander liegende netzartige Strukturen unterschiedlicher Neigung, die sich unschwer als Hinweis auf die mit Sonnwendlinien überzogene Erde deuten lassen.

Hans-E. Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34; korth@t-online.de

Auszug aus der Unesco-Liste des Weltkulturerbes

Von den derzeit 212 in der Unesco-Liste für Europa aufgeführten Objekten [Unesco], weisen 163 einen Bezug zu geschichtlichen Epochen auf. Von jenen wiederum konnten (nach Zählung des Verfassers) 143 Standorte wohldefinierten Sonnwendlinien zugeordnet werden. Offenbar begünstigte die besondere Lage jene Orte. Jedenfalls besaßen sie, allem Anschein nach, stets eine überdurchschnittliche Attraktivität für weltliche und geistliche Machthaber, für Künstler und Gelehrte.

Montblanc

Linie

- M7 * Luthergedenkstätten in Eisleben und Wittenberg (K/1996)
- M7 * Wartburg (K/1999)
- M7 * Berliner Museumsinsel (K/1999)
- M2 * Kathedrale von Chartres (K/1979)
- M5 * Mont St. Michel und seine Bucht (K/1979)
- M2 * Abteikirche und Stadthügel von Vézelay (K/1979)
- M3 * Amphitheater und Triumphbogen von Orange (K/1981)
- M3 * Römischer Aquädukt Pont du Gard (K/1985)
- M4 * Seineufer in Paris zwischen Pont de Sully und Pont d'Iéna (K/1991)
- M1 * Carcassonne (K/1997)
- M5 * Das Schloss Chambord (K/1981)
- M1 * Delphi (Apollonheiligtum) (K/1987)
- M1 * Akropolis von Athen (K/1987)
- M1 * Rhodos, mittelalterliche Stadt (K/1988)
- M1 * Insel Delos (K/1990)
- M2 * Westminster (Palast und Abtei) / Margaretenkirche in London (K/1987)
- M2 * Tower von London (K/1988)
- M2 * Königliche Botanische Gärten von Kew (London) (K/2003)
- M5 * Felseninsel Skellig Michael mit frühmittelalterlicher Klostersiedlung (K/1996)
- M1 * Historisches Zentrum von Florenz (K/1982)
- M2 * Historisches Zentrum von Neapel (K/1995)
- M2 * Archäologische Stätten von Pompeii, Herculaneum und Torre Annunziata (K/1997)
- M2 * Nationalpark Cilento und Val di Diano mit Paestum, Velia und der Kartause von Padula (K/1998)
- M3 * Altstadt von Torun (Thorn) (K/1997)
- M1 * Friedenskirchen in Jawor (Jauer) und Swidnica (Schweidnitz) (K/2001)
- M5 * Altstadt von Segovia mit Aquädukt (K/1985)
- M5 * Altstadt von Avila und Kirchen außerhalb der Stadtmauer (K/1985)
- M1 * Altstadt von Toledo (K/1986)
- M3 * Ehemalige Zisterzienserabtei Poblet (K/1991)
- M3 * Ubeda und Baeza (K/2003)
- M1 * Wallfahrtskirche Hl. Johannes Nepomuk von Zelena Hora (Grüneberg) (K/1994)

Nofretete – falsifiziert und identifiziert ?

Meinhard Hoffmanns Überblendungen von Mumien

Armin Wirsching

Im ersten Halbjahr 2003 behauptete die Ägyptologin Joann Fletcher von der Universität York in England, dass die Mumie einer jungen Frau – im Kairoer Mumienkatalog registriert unter Nr. 61072 – Nofretete gewesen sei, die 1348 v. Chr. Gattin des Pharaos Amenophis IV. (Echnaton) wurde [BBC News]. Meinhard Hoffmann [2004] hat danach durch Überblenden eines Profilbildes der Mumie mit dem Profil der bekannten Nofretete-Büste im Berliner Ägyptischen Museum gezeigt, dass dies nicht zutreffen kann:

“Die von Joann Fletcher als Nofretete bezeichnete Mumie aus KV 35 [ein Grab im Tal der Könige; A.W.] ähnelt vor allem in ihrer Stirnpartie nicht der Nofretete-Büste” [ebd., 482, Abb. 22].

Hoffmann bezeichnet die Abbildung 22 in der Unterschrift als Falsifizierungsbeispiel für die von ihm entwickelte Überblendungstechnik. Betrachtet man das Ergebnis der Überblendung, ist man bereit dem Augenschein zu folgen: Die Mumie kann nicht Nofretete sein.

Wesentlich umständlicher geht die Ägyptologin Susan E. James [2003] von der Universität Cambridge in England vor. In einem mehrseitigen Artikel setzt sie sich mit Joann Fletchers Argumenten auseinander. James argumentiert dagegen, obwohl sie es sich ebenso leicht hätte machen können, denn auch sie bildet die Mumie und die Büste ab. Die Profile sind nicht nur schemenhaft überblendet, sondern, weil seitlich um 2 cm versetzt, klar zu erkennen. Aber James geht nicht auf die Unähnlichkeit der Profile ein – und das aus gutem Grund. Betrachtet man die von ihr abgebildeten Köpfe, wird deutlich, dass ein optischer Vergleich für die Beantwortung der Frage “Nofretete – ja oder nein” nichts hergeben würde. Im Gegenteil, dem Augenschein nach könnte die mumifizierte Person durchaus einmal die in Kalkstein geformte gewesen sein. Versucht man sich die unterschiedliche Wirkung beider Superpositionen zu erklären, ist zunächst festzustellen, dass Meinhard Hoffmann dasselbe Foto von der Mumie verwendet hat wie Susan E. James. Es hat den Anschein, als habe er sein Bild direkt aus ihrem Artikel übernommen. Auf diesen Gedanken muss man kommen, wenn man das eine Profil auf Pergamentpapier durchzeichnet und auf das andere Profil legt. Es gibt keine Abweichungen; die Umrisslinien sind dieselben. Die unterschiedlichen Wirkungen auf den Betrachter ergeben sich allein aus der Art und Weise, wie der Profilvergleich angelegt ist.



Profilvergleich durch Susan James [2003]

Zeitensprünge 1/2005 S. 204

James hat das Profil der Nofretete dem Profil der Mumie so zugeordnet, dass sich die Nasenlöcher auf gleicher Höhe befinden. Die Gesichtsmitte liefert den Passpunkt. Von dort an bis zur Stirnmitte verlaufen die Gesichtsknochen parallel zueinander. Für den Vergleich spielt es keine Rolle, dass das Profil der Büste etwas kleiner ist oder zu sein scheint, als das der Mumie, weil sich Abweichungen der Größe nach oben und unten verteilen.

Hoffmann hat als Passpunkt den untersten Punkt der Gesichter gewählt, die Unterkante des Kinns. Ist dieser Passpunkt an sich schon fragwürdig, weil sich Abweichungen der Größengröße nicht nach oben *und* unten verteilen, so ist er hier inakzeptabel, weil der Mund der Mumie geöffnet und der Unterkiefer nach unten geklappt ist. Das Mumienprofil weicht dadurch vom normal-menschlichen Profil der Nofretete ab; es ist verzerrt. Um die Verzerrung der Mund-Kiefer-Partie auszugleichen, musste das Nofretete-Profil vergrößert werden. Die Folge ist fatal, weil jetzt die Nasenknochen nicht mehr aufeinander passen und die Stirnen voneinander abrücken. Ein Teil des Eindrucks 'fliehende Stirn' hat hierin seine Ursache. Schwerer noch wiegt, dass Hoffmann die Gesichtsknochen, auf die es ankommt, nicht parallel zueinander abbildet. Die Partien «Nasenbein – Stirnmitte» beider Köpfe schließen vielmehr einen Winkel von 10 Grad ein, und es ist klar, dass dadurch die ohnehin schon abgerückte Stirn der Mumie außerordentlich stark 'flieht'. Zum dritten wird dem Betrachter durch das Weglassen der Kontur des hellen Hutteils an der Stirnfront – wohl unabsichtlich – suggeriert, dass sich die Stirn noch über den unteren Rand des Hutes hinaus aufsteilt. Die Wölbung der Nofretete-Stirn scheint weit oberhalb des sichtbaren, dunklen Antlitzes zu beginnen.

Was hier gemeint ist, wird noch deutlicher, bezieht man in den Vergleich die Überblendung in Abb. 20 ein [Hoffmann 2004, 480]. Der Nofretete-Büste überlagert ist die 'Mumie aus dem Niagara Falls Museum', wobei die Nase-Stirn-Partien annähernd zur Deckung gebracht worden sind. Das Ergebnis des Vergleichs lautet:

“Die [dadurch; A.W.] ähnliche Kopfform legt die Verwandtschaft mit der Elderly Lady nahe” [ebd., Unterschrift zu Abb. 20].

Dass die Stirn zurückweicht wie in Abb. 22, spielt hier keine Rolle. Nahe gelegt wird als Ergebnis der Überblendung nach Ansicht des Verfassers nur eins: Der Schöpfer der Nofretete-Büste hat deren Stirnpartie künstlerisch überhöht.

Meinhard Hoffmann hat durch Überblendung nicht nur die Zugehörigkeit der Mumie 61070 zur Büste der Nofretete falsifiziert, sondern auch eine Mumie mit dieser Büste identifiziert. Durch Überblendung der Mumie Nr. 61072, der so genannten 'Älteren Dame' (int. 'Elderly Lady') mit der Büste der Nofretete [ebd., Abb. 11, 12] hat er nach eigener Einschätzung einen Voll-

treffer gelandet [ebd., 472]. Die gelockte Mumie war demnach zu Lebzeiten Nofretete. Die Stirn der Mumie in Abb. 11 flieht freilich nicht weniger stark als im Falsifizierungsbeispiel gemäß Abb. 22, – nur ist der Eindruck günstiger, weil die Nase-Stirn-Partien parallel zueinander kopiert sind. Befremdlich ist zudem, dass das Kinn der Mumie spitz ist, bei geschlossenem Mund nach unten weist und mit dem Kinnknochen der Nofretete kaum in Übereinstimmung zu bringen ist.

Wie auch immer, Hoffmann darf sich seiner Sache sicher sein, soweit das heute möglich ist. Er befindet sich mit seiner 2003 getroffenen Feststellung in Übereinstimmung mit speziell auf diesem Gebiet kundigen Ägyptologen. Susan E. James [2001] hat sich schon zwei Jahre zuvor für die Identität von Nofretete und Elderly Lady ausgesprochen. Diese Meldung war seinerzeit – wie heute noch nachvollzogen werden kann – eine Sensation. Gibt man in eine Internet-Suchmaschine beispielsweise ein: «Susan - James - Nefertiti», erhält man eine beachtliche Anzahl einschlägiger Meldungen [so z.B. Hagmann 2001]. Auf folgende Übereinstimmungen wird hingewiesen: schmaler Schädel, extrem langer Hals und breiter Unterkiefer. Außerdem

“zeigt die Berliner Büste ein ausgeprägtes Philtrum – so nennt man die Rinne zwischen Nase und Oberlippe –, genau wie bei der 'Älteren Dame'” [ebd.; Hvhg. Hagmann].

Auch die Hamburger Ägyptologin und Sachverständige für Mumien, Renate Germer, hält die Identität für wahrscheinlich:

“Die Gesichtsproportionen stimmen schon sehr gut überein. Die kombinierten Fotos sind faszinierend” [ebd.].

Hoffmann, Germer und andere meinen, dass sich letztlich nur genetisch klären lässt, ob die 'Elderly Lady' zu Lebzeiten einem Künstler als Modell für die Büste der Nofretete diente. Warum das aber bedauerlicherweise nicht möglich ist, wird so begründet:

“Von dem sind wir im Falle der Mumien noch weit entfernt. Bislang können wir nur ganze Chromosomen, nicht aber einzelne Gene auf ihnen nachweisen” [Hoffmann 2004, 472].

“Dies ist aber unmöglich, da wir weder die Eltern von Nofretete noch ihre Kinder identifiziert haben [Hagmann 2001 mit Bezug auf Germer].

Wenn man keine Verwandten kennt, nützen auch Gen-Nachweise nichts. Eine noch ganz andere Frage ist die, wie nah die Büste der Nofretete der gewesenen Realität kommt. Zwar beginnt in der Amarna-Zeit die individualisierende Porträtkunst, aber gerade diese Zeit bringt auch ideologisch-idealisierende Körperlichkeit zur Schau. Von der Nofretete-Büste ist bekannt,

“daß diese Büste niemals zur Aufstellung im Tempel oder im Palast bestimmt gewesen war, sondern als Lehrstück gedient hatte. Sie war von

einem bedeutenden Meister geschaffen worden, um als Vorlage für andere Porträts der Königin zu dienen. Zum Wesen eines Werkstattmusters gehörte es, daß es in der Regel nicht vollständig ausgeführt war”[members].

In diesem Sinn äußerte sich auch Dietrich Wildung, Direktor des Ägyptischen Museums in Berlin, bei einer Führung.

Referenzen

BBC News, 2003: s. unter:

http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/middle_east/2978710.stm

Hagmann, Michael (o.J. = 2001): Das Rätsel der Älteren Dame, s. unter:

www.bastet-shop.de/Egypt.de/der_amarna.htm

Hoffmann, Meinhard, 2004: Nofretete und Eje identifiziert! Forensische Medizin und die Pharaonenmumien, in: *Zeitensprünge* 16 (2) 462-483

James, Susan E., 2003: In a 'Secret Chamber' in the valley of the kings. Duelling 'Nefertitis'! in: *KMT - A modern Journal of Ancient Egypt*, Nr. 3, Sebastopol, USA

- , 2001: Who is the mummy Elder Lady?, in: *KMT* Nr. 2

members o. J., s. unter: <http://members.aon.at/ramses/nofretete.htm>

Dr. Armin Wirsching, 20253 Hamburg, Hoheluftchaussee 32

E-mail: wirsching@hotmail.com

Erwiderung auf Dr. Armin Wirsching von Meinhard Hoffmann

Zum Text von Armin Wirsching zunächst zwei grundsätzliche Feststellungen:

1. Ich beanspruche nicht, als Erster eine Identitäts*vermutung* zwischen der heute noch für Königin Teje gehaltenen Mumie Nr. 61070 aus KV35, dem Grab Amenophis' II. publiziert zu haben. Ich habe im Gegenteil auf jene Versuche hingewiesen, die hier bereits angestellt worden sind [ZS 4/2002, 609 mit Nennung der über Susan James berichtenden Internetseite von 2001; 2/2004, 469, 472 f.]. Betont habe ich, dass die nicht ausreichende Beweislage bestenfalls eine Identitätsvermutung zulässt, in den veröffentlichten Bildern jedoch keinen Identitätsbeweis liefert. Die Vermutung, dass es sich bei Mumie Nr. 61070 tatsächlich um die Mumie der Nofretete handelt, ist schon seit einigen Jahren virulent, aber nie überzeugend bewiesen worden.

Die schlechte Beweislage ist der Grund, warum ich dieser Problematik mit den Mitteln der forensischen Medizin zu Leibe rückte. Die Forensiker unterscheiden sehr genau zwischen einer einfachen Identitätsvermutung und dem Identitätsbeweis. Die von Wirsching in meinem Artikel beanstandeten Superimpositionen sind auch nur als Identitätsvermutungen zu interpretieren, um die Beweisführung zu verdeutlichen. Den eigentlichen forensischen Beweis liefern die Abb. 6, 7, 16, 17, 18 und 19 unter Einbezug des Auffindungsortes.

2. Zur Falsifikation der Fletcher-Nofretete wäre zu ergänzen, dass ich etwa 50 Überblendungen in der *norma frontalis* bzw. *norma lateralis* durchgeführt habe, die zwar eine enge Verwandtschaft, nicht jedoch einen überzeugenden Identitätsbeweis lieferten. Das beanstandete Bild wurde von mir ausgewählt, weil es nach meiner Meinung die Falsifikationsmethodik am besten verdeutlicht, worin mir Herr Wirsching ausdrücklich zugestimmt hat.

Joann Fletcher hat wie ich ein Foto aus Elliot Smith (1912): *The Royal Mummies*, Kairo, S. 40, benutzt, obwohl ihr die Mumie zugänglich war.

Als ich meine Falsifikationsergebnisse veröffentlichte, galt Fletchers „Nofi“ noch als „die Entdeckung“! – bei BILD und STERN ein Jahrhundertereignis. Einige Monate danach wurde im Internet davon berichtet, dass per DNA-Text das Y-Chromosom nachgewiesen worden ist, wodurch auch diese „Nofi“ zum Mann mutiert ist.

Am 21. und 22. Oktober 2003 hatte ich übrigens die Filmgesellschaft GEMINI PRODUCTION LLC, West Hollywood, CA zu Gast in meinem Computer- und Film-Studio. Sie drehte eine Dokumentation über meine Entdeckung der Mumie Ramses' I. einen Dokumentarfilm im Auftrag der *public television*

WGBH, Boston, der im Sommer dieses Jahres in den USA ausgestrahlt wird. Darin wird schon die Falsifikation der Fletscher-Nofretete durch Überblendtechnik demonstriert. Auch meine Identifizierungsansätze zur Teje-Mumie wurden schon gefilmt: Projekt NOVA, *Royal Mummy* (working title).

3. Nun zur DNA-Analyse. Sollte es jemals gelingen, ein DNA-Profil der Nofretete-Mumie zu gewinnen, gäbe es durchaus eine Reihe von Kandidaten, mit denen ein DNA-Abgleich sensationelle Ergebnisse zeitigen könnte. Doch dazu mein nächster Artikel: „Ein virtuelles Familiengrab wird geöffnet“

4. Überrascht hat mich Dr. Wirschings Unterstellung eines absichtlichen Übergehens anderer Nofreteteforscher, obwohl ich mehrfach auf frühere Versuche in die von mir gewählte Richtung verweise. Da hätten gewiss auch noch Namen angefügt werden können, weshalb ich Dr. Wirschings diesbezügliche Ergänzungen gerne annehme. Gleichwohl liegt hier ebenso wenig eine Unredlichkeit vor wie beim Nichterwähnen des Doppel-Katamaran-Theoretikers Oskar Riedl durch Dr. Wirsching. In einem schönen Interview mit der WELT vom 11. September 2000 über seine Bemühungen um „die letzten Rätsel der Menschheit“ geht es speziell um das Wie des Obeliskentransports auf Schiffen. „Mit Doppelschiffen“, lautete Dr. Wirschings Antwort. [...] ‘Man kann als Ägyptologe aber auch nur schwer darauf kommen’“, dass man die Obelisken im Wasser hängend zwischen den beiden Rümpfen des Doppelschiffs transportiert hat. Die Methode „ist denkbar einfach, wenn man erst einmal darauf gekommen ist.“

Nun schrieben Illig/Löhner 1993 im *Bau der Cheopspyramide* [S. 37 f. bzw. S. 47 f. ab der 3. Auflage], dass Oskar Riedl bereits 1982 den Vorschlag eines ‘Lasten-Katamarans’ mit im Wasser hängenden Granitmegalithen gemacht hat. Dr. Wirsching geht über Riedl hinaus, wenn er *im Detail* altägyptische Schiffsdarstellungen als solche Doppelschiffe zu interpretieren versucht.

Da die Ägyptologen Riedl nicht ernst genommen haben, war es ein Verdienst von Dr. Wirsching, dem Fachpublikum den Doppel-Katamaran überhaupt erst einmal nahe zu bringen und sich dabei ebenfalls gehörigem Widerstand auszusetzen. Da sind ihm etliche Vorstöße gelungen – etwa an der TU Hamburg: „Die Entdeckung des ägyptischen Doppelschiffes“ [13.1.2005], am Mathematischen Institut der Uni Hamburg [20.11.2000] und bei SÄK (*Ständige Ägyptologenkonzferenz*) wiederum in Hamburg [3.7.1998]. SAK (*Studien zur Altägyptischen Kultur*), eine der „international renommiertesten ägyptologischen Fachzeitschriften“, haben Dr. Wirschings Erläuterungen zum Lasten-Katamaran sogar durch Aufnahme in ihren 27. Band [1999] geehrt. Bei so hart erarbeitetem öffentlichem Gehör wird sicher einmal Gelegenheit sein, Oskar Riedls Namen mit einfließen zu lassen und dann ruhig auch klarzustellen, wo seine Arbeit ergänzungs- und änderungsbedürftig ist.

Fertigungstoleranz und Fertigungsspuren Indizien für die Deutung der Himmels- scheibe von Nebra

Armin Wirsching

Konkurrierende Deutungen des Bildprogramms

Die Frage, was auf der Scheibe zu sehen ist, ist noch nicht entschieden. Gewiss ist aber, dass das Bildprogramm der Scheibe mehrere Stadien durchlaufen hat [Meller 2004, 28 f; Pernicka 2004, 34 f; vgl. das Umschlagbild v. ZS 3/2003]:

Stadium I: Vollkreis, Sichelkreis, 7-Sterne-Gruppe und alle weiteren Sterne,

Stadium II: die beiden Randbögen kommen hinzu,

Stadium III: der kleine Bogen kommt hinzu.

Aus archäologischer Sicht waren im Stadium I sowohl der Vollkreis als auch das sichelförmige Objekt Erscheinungsformen des Mondes [Meller ebd.]. Als im Stadium II die beiden Randbögen hinzugefügt wurden, die die Spannweite der Auf- und Untergangsorte der Sonne am Horizont zwischen den Sonnenwenden anzeigen, änderte sich die Bedeutung des Vollkreises: Von da an war er ein Symbol für die Sonne. Bei dem kleinen Bogen ab Stadium III handelt es sich aufgrund zahlreicher archäologischer Vergleiche um die schematische Darstellung eines Schiffes. Entscheidend sind hier nicht die Längsrillen, bei denen es sich um Planken oder eine andere Binnengliederung des Rumpfes handeln könnte, sondern die Fiederung entlang der Längsseiten des Bootes. Diese ist typisch für bronzezeitliche Schiffsdarstellungen, in Griechenland wie auch in der nordischen Welt [Meller ebd.].

Das Schiff „pendelt zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang über den Himmelsozean“ und

„dass es als Transportmittel der Sonne, als Symbol der Bewegung der Himmels-Elemente oder, weil den Süden durchmessend, vielleicht sogar als Symbol der Sonne selbst gesehen wurde, liegt im Rahmen der Interpretationsmöglichkeiten [Meller ebd.]

Aus astronomischer Sicht ist die 7-Sterne-Gruppe das zentrale Objekt auf der Scheibe. Sie stehen für die Plejaden, die in der bäuerlichen Wirtschaft eine kalendarische Funktion hatten. Der Vollkreis wird auch im Stadium III eher als Symbol für den Mond als für die Sonne gesehen [Schlosser 2004, 46].

Interessant ist, dass Archäologe und Astronom übereinstimmend meinen, die Scheibe wurde über Kopf gehalten. Die Sonnenbarke bezeichnet dann die

Südrichtung [Schlosser 2004, 45] und „Norden befindet sich oben, gegenüber dem Schiff, das sich im Süden befindet“ [Meller 2004, 28]. Sowohl das Heben der Scheibe über Kopf als auch die Ausrichtung des kleinen Bogens nach Süd hatte der Verfasser zuvor schon aus dem Kontext der Objekte auf der Scheibe abgeleitet [Wirsching 2004, 442]. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, dass der Vollkreis nach Ost gerichtet ist, also zur aufgehenden Sonne hin, wenn der kleine Bogen nach Süd weist.

Außer den Plejaden gibt es keine weiteren Sternbilder auf der Scheibe, meint Wolfhard *Schlosser* [2004, 44; wie schon 2003]; die Sternpunkte seien auf der Scheibe zufällig verteilt. Das sehen andere Sternkundige allerdings anders. Wolfgang *Kampfmeier* [2004] erkennt inmitten der Sterngruppe den Polarstern, der durch die ihn umgebenden sechs Sterne optisch betont wird und identifiziert mit Hilfe eines Astronomieprogramms 20 Sternbilder. Die Scheibe zeige den Himmel am 21. März (Tagundnachtgleiche) 19.10 Uhr um das Jahr 1600 v. Chr. Sonnenkreis, Mondsichel und kleiner Bogen seien ohne Bedeutung und verdecken nur die Sternkarte. Rudi *Schulz* [2004] versteht den kleinen Bogen als Symbol für den Planet Mars, und die Scheibe sei ein Abbild des Himmels am 2. Januar 1640 v. Chr. um 19.00 Uhr.

Martin *Kerner* [2003] deutet den Vollkreis als Venus und meint, auf der Scheibe seien drei Kalender ineinander verschränkt dargestellt worden: ein planetarischer, ein lunarer und ein solarer Kalender, was auf eine Kalenderreform in der Entstehungszeit der Scheibe hindeute. Die drei Bögen und die Mondsichel bezeichnet er als Operatoren, die zusammen mit benachbarten Sternpunkten dem Kundigen Normaljahre und Schaltjahre anzeigen sollten.

Schwer nachzuvollziehen ist die von Burkard *Steinrücken* [2004], Direktor der Westfälischen Volkssternwarte Recklinghausen, entwickelte „Dynamische Interpretation“ des Bildprogramms. Bewegung entsteht auf der Scheibe dadurch, dass mehrere Objekte rotierend zu denken sind, wobei dem kleinen Bogen als „Schiffsrotator“ eine Schlüsselfunktion zukommt. In der Scheibenmitte zum vollen Kreis ergänzt, rollt er mit seinem äußeren Rand im Uhrzeigersinn am Scheibenrand ab. Weiterhin rollt ein die Plejaden umgebender Kreis gegen den Uhrzeiger auf dem zum Vollkreis ergänzten Innenrand der Mondsichel ab. Jener wiederum ist mit dem Kreis des Schiffsrotators fest verbunden und rotiert deshalb mit. Nach Meinung des Autors dieser Interpretation liegt es nahe,

„die Scheibe als Sinnbild für einen Mechanismus aus rollenden Kreisen zu interpretieren, der die räumlichen und zeitlichen Aspekte des Sonnenjahres und die Sichtbarkeit der Plejaden in den verschiedenen Jahreszeiten auf der geographischen Breite der Fundgegend in einer faszinierenden Formensprache korrekt darstellt“ [ebd., 1].

Vergleicht man die vorstehenden Deutungen dessen, was auf der Scheibe

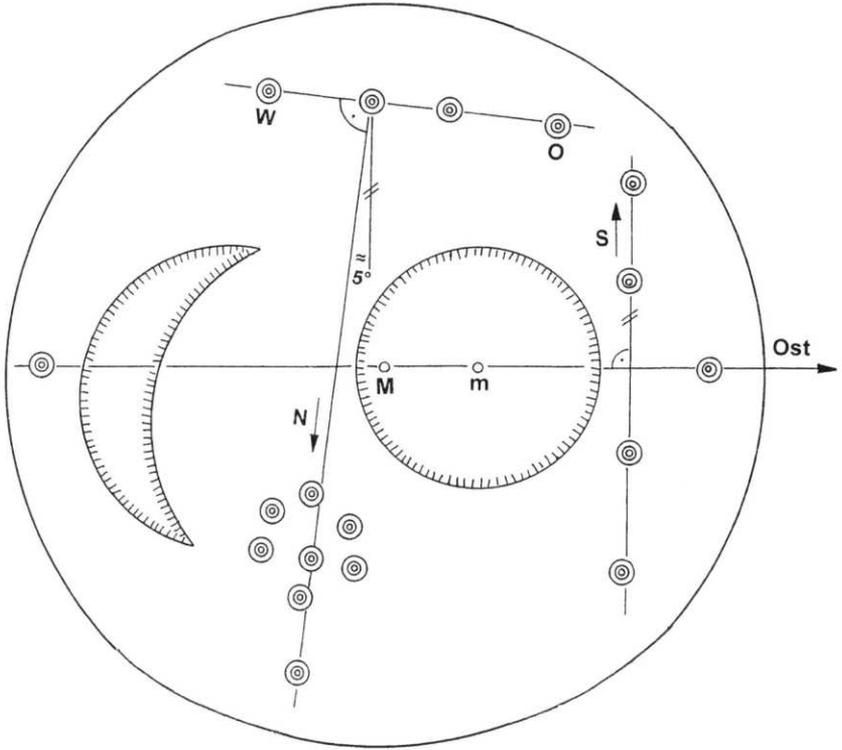


Abb. 1: Die Objekte auf der Scheibe im Stadium I [Grafik Wirsching]

zu sehen ist, mit dem, was der Verfasser [Wirsching 2004] vorgetragen hat, erscheint letzteres als zu schlicht für die offenbar weit fortgeschrittene bronzezeitliche Kenntnis von Astronomie und Himmelsmechanik: keine rotierenden Objekte, keine komplexen kalendarischen Zusammenhänge, noch nicht einmal ein konkretes Abbild des Sternenhimmels, was immerhin die Kenntnis einer Methode zur Projektion der Himmelswölbung auf die Scheibe voraussetzt. Stattdessen nur Sonne (und zwar vom Stadium I an!) und Mond, die vier Hauptrichtungen auf der Erde, der kleine Bogen als Symbol für das Himmelsgewölbe und die Sterngruppe als Symbol für die Zirkumpolarsterne. Gleichwohl gibt es, wie im Titel gesagt, Indizien für die Richtigkeit dieser Deutung. Bevor darauf eingegangen wird, ist jedoch eine Ergänzung zum bereits Vorgetragenen anzubringen; außerdem ist zuvor nachzuweisen, wie die Objekte auf der Scheibe im Stadium I angeordnet werden konnten, ohne die Bögen der Stadien II und III als Konstruktionshilfe nutzen zu können.

Ergänzung der in ZS 2 / 2004 getroffenen Feststellungen

Für Untersuchungen an der Scheibe stand zu Beginn des Jahres 2004 das Bild auf dem Umschlag von ZS 3/2003 zur Verfügung. Mit dem bekannten Durchmesser der Scheibe von 32 cm konnten alle Maße ermittelt werden. So wurde als Längendifferenz der beiden Randbögen »13 mm« festgestellt [ebd., 439] und kritisch der Angabe »2 mm« [Schlosser 2003] gegenübergestellt. Ein Poster [Lipták 2004], das die Scheibe i. M. 1 : 1 zeigt, hat dann Anlass gegeben, das Maß zu überprüfen. Das Poster erschien zur Ausstellung in Halle; *Der geschmiedete Himmel. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren 15.10.2004 – 25.4.2005*. Erstaunlicherweise ist dort der Längenunterschied nur »4-5 mm«, was zwar immer noch gegen gleich lang geplante Randbögen spricht, aber »13 mm« als obsolet erscheinen lässt. Das Erstaunen nimmt noch zu, wenn man das Foto auf dem Prospekt (Flyer) zur Ausstellung in den Vergleich einbezieht, denn dort misst man die Differenz »0 mm«. Wie auch immer die unterschiedlichen Abbildungen zustande gekommen sein mögen, die fotografische Verzerrung des Scheibenbildes hat die Überprüfung der Konstruktionen auf der Scheibe [Wirsching 2004, 439 ff.] erforderlich gemacht. Auf Grundlage des Poster-Bildes ist das Folgende nachzutragen:

- Die Konstruktion der O-W-Linie auf der Sonnenseite als Halbierende des Randbogens gilt weiterhin. Der Zentriwinkel des Bogens beträgt auf den Scheibenmittelpunkt M bezogen 84° und bezogen auf den 1 cm von M entfernten Schnittpunkt der O-W-Linie mit dem Rand des Sonnenkreises 80° (nicht 82°). Welchen Punkt auf der Scheibe die Schöpfer der Scheibe mit dem im Fundgebiet beobachtbaren Winkel $82-83^\circ$ gleichsetzten, muss deshalb offen bleiben.

- Weiterhin gilt auch die Konstruktion auf der Nachtseite. Die Mittel-

senkrechte zwischen den Enden des kleinen Himmelsgewölbe-Bogens trifft auf den mittleren Stern der Zirkumpolarsterne. Die Mittelsenkrechte steht für die Nordrichtung nachts und bildet mit der Senkrechten auf der O-W-Linie, also mit der Südrichtung am Tag, einen Winkel von 5° (nicht $2-3^\circ$). Die 'Missweisung' gegen geografisch Nord um 5° entspricht dem Abstand 5° des bronzezeitlichen 'Polarsterns' Alpha Draconis vom Himmelspol.

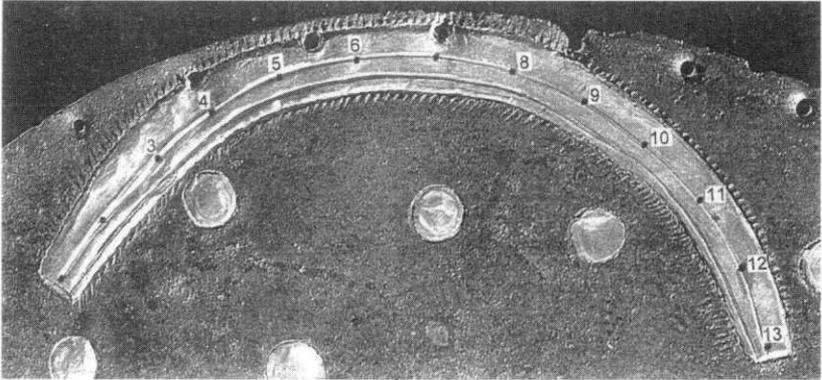
Die Deutung des Bildprogramms der Scheibe bleibt somit von der Korrektur unberührt.

Anordnung der Objekte auf der Scheibe im Stadium I

Die Konstruktion der Mittelsenkrechten zwischen den Enden des sonnenseitigen Randbogens und den Enden des kleinen Bogens diente dem Verfasser zum Nachweis der geometrischen Zusammenhänge auf der Scheibe. Die bronzezeitlichen Wissenschaftler konnten beim Entwurf der Scheibe wie folgt vorgehen [s. Umschlagbild v. ZS 3 / 2003]:

1. Die O-W-Richtung war eine beliebige Gerade durch den Scheibenmittelpunkt und wurde mit zwei Sternen am Scheibenrand markiert. Der Ost markierende Stern war der später versetzte Stern neben dem sonnenseitigen Randbogen, und der West markierende Stern war einer der beiden später vom mondseitigen Randbogen überdeckten Sterne.
2. Auf der O-W-Richtung fixierte man den Mittelpunkt des Sonnenkreises.
3. Mit vier Sternen in Reihe neben dem Sonnenkreis, senkrecht zur O-W Richtung markierte man die Mittagslinie der Sonne, die Südrichtung.
4. Unter Beachtung der 'Missweisung' von Alpha Draconis von 5° gegen den Himmelspol wurde die nächtliche Nordrichtung auf der Scheibe bestimmt und mit zwei einander am Rand gegenüber liegenden Sternen markiert.
5. Die Zirkumpolarsterne wurden um die Nordrichtung gruppiert, wobei der mittlere Stern für das Ruhezentrum des rotierenden Sternenhimmels steht, also für den Endpunkt der Himmelsachse. Ihr Fußpunkt war einer der beiden Sterne, mit denen die Nordrichtung markiert worden war.
6. Als nächtliche O-W-Richtung wurden zum Stern am Fußpunkt der Himmelsachse weitere drei Sterne in Reihe exakt senkrecht zur nächtlichen Nordrichtung hinzugefügt.
7. Die Mondsichel wurde in geometrischer Abhängigkeit vom Sonnenkreis angeordnet: Mondsichel und Sonnenkreis haben eine gemeinsame Tangente senkrecht zur 4-Sterne-Mittagslinie.

Im Stadium II fügte man auf einfache Weise die Randbögen hinzu, wobei der sonnenseitige Randbogen durch die O-W-Linie halbiert wird. Sehr viel



0 1 2 3 4 cm



Mittelpunkt des Aussenrandkreises
= Mittelpunkt des Innenrandkreises

Die Ränder des kleinen Bogens – nachträglich korrigiert

Zeitensprünge 1/2005 S. 216

schwieriger war es im Stadium III, den kleinen Bogen auf der Scheibe einzupassen, wie im weiteren noch gezeigt wird.

Lässt sich der kleine Bogen als rollender Kreis verstehen?

Burkard Steinrücken sieht im kleinen Bogen, wie gesagt, einen Kreis, der sich zur Scheibenmitte hin schließt und am Scheibenrand abrollt. Betrachtet man den Verlauf des Bogens, fällt es jedoch schwer, sich das vorzustellen, denn zu den Enden hin wird der Bogen schmaler und seine Form wirkt gestreckt. Die Abweichungen von der Kreisform könnten allerdings fertigungsbedingt und damit zufällig sein. Es stellt sich die Frage, ob die Konstrukteure beim Entwurf des Bogens und bei seiner Anordnung auf der Scheibe eine sich schließende Form vor Augen hatten.

Die Nachprüfung der Fertigungstoleranz an den kreisförmigen Objekten, – das ist die größte Abweichung von der idealen Kreisform nach außen und innen – ergibt beim Sonnenkreis $R = 1000 \text{ mm} \pm 0,5 \text{ mm}$ und bei der Mondsichel $R = 64 \text{ mm} \pm 0,5 \text{ mm}$ und $R = 79 \text{ mm} \pm 0,5 \text{ mm}$. Die Angabe "Fertigungstoleranz 2 mm" [Steinrücken 2004, 2] ist viel zu groß und nicht akzeptabel. Dieselbe große Präzision der Fertigung darf beim kleinen Bogen angenommen werden. Er hat an den Positionen (1) bis (13) die Breiten:

Pos.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
mm	9	12	14	13	13	13	13	13	12	12	10	10	9

Die Breite 13 mm wird über die halbe Bogenlänge eingehalten. Zu den Enden hin nimmt die Breite um 4 auf 9 mm ab. Die Schmälerung liegt weit außerhalb der Fertigungstoleranz, kann also nicht zufallsbedingt sein, sondern wurde mit Absicht vorgenommen.

Im Abschnitt 3 (4) – (10) verlaufen beide Bogenränder exakt kreisförmig; Außenrand ($R = 81 \text{ mm}$) und Innenrand ($R = 68 \text{ mm}$) haben denselben Mittelpunkt. Der Außenrand ist sonnenseitig bis zum Ende ein Kreisbogen, endet aber mondseitig in einer Geraden bzw. in einem Bogen mit sehr großem Radius. Der Innenrand endet sowohl sonnenseitig als auch mondseitig in Geraden bzw. in Bögen mit großem Radius. Bei der nachgewiesenen handwerklichen Präzision ist nicht daran zu zweifeln, dass beide Bogenränder auf ganzer Länge als Kreisbögen hätten geformt werden können, wenn das Absicht gewesen wäre. Die Konstrukteure der Scheibe hatten somit keinen sich zur Scheibenmitte hin schließenden Kreis vor Augen. Damit entfällt die Grundlage für die Annahme eines am Scheibenrand abrollenden Kreises.

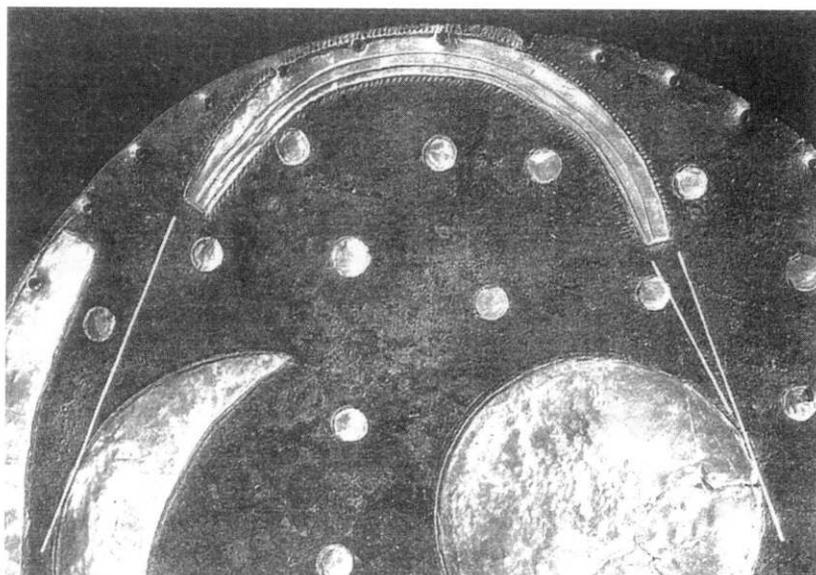


Abb. 4: Der kleine Bogen überspannt Sonnenkreis und Mondsichel

Was spricht dafür, dass der Bogen Sonne und Mond überspannt?

Dass der kleine Bogen offenbar so geformt wurde, dass "Sonne und Mond unter ihm Platz haben", wurde schon bei früherer Gelegenheit gesagt [Wirsching 2004, 356]. Betrachtet man jetzt den Bogen genauer, ist festzustellen, dass seine Breite ab (10) fast unvermittelt von 13 auf 10 mm abnimmt. **Auf einer Länge von 15 mm wurde der Innenrand zum Außenrand hin verschwenkt.** Auch die Kerblinie neben dem Innenrand hat man zum Außenrand hin verschwenkt. Die Art, wie der Rand von der Kreisform weg nach außen verschwenkt wurde, lässt sich als eine nachträgliche Korrektur verstehen. Im Abschnitt (10) – (13) ist noch eine weitere Anomalie zu erkennen. Die tiefen Kerben, die entlang beider Ränder geschlagen wurden, sind hier nicht vorhanden. Vorhanden sind stattdessen kaum sichtbare Schlagspuren. Für diese Anomalie der Fertigung sieht der Verfasser in Verbindung mit der Verschwenkung von Innenrand und Kerblinie nach außen folgende Erklärung:

Während oder nach der Anbringung des Bogens auf der Scheibe gab es einen Anlass, den Verlauf des Innenrandes zu ändern. Dabei wurde die wohl schon eingeprägte Tauschierinne mit vorsichtig gesetzten Schlägen wieder geschlossen. Die Verschwenkung des Randes deutet darauf hin, dass der Bogen nicht korrekt geformt war und seine Führung verbessert werden musste.

Jetzt fällt auf, dass auch am Außenrand mondseitig im Abschnitt (1) – (2) statt kräftig ausgeführter Kerben nur die Spuren vorsichtig gesetzter Schläge zu sehen sind. Es besteht der Eindruck, als sei der ursprünglich vorhandene Rand um 1-2 mm nach innen verzogen worden.

Eine Begründung für die Führung des kleinen Bogens und für nachträgliche Korrekturen lässt sich angeben, wenn er zusammen mit dem Sonnenkreis und der Mondsichel betrachtet wird:

Verlängert man den Außenrand auf der Sonnenseite, indem man die Tangente an den Kreisbogen zeichnet, dann tangiert diese den Sonnenkreis. Weil der Außenrand sonnenseitig bis zum Bogenende als Kreis geformt ist und nicht korrigiert wurde, ist anzunehmen, dass die gemeinsame Tangente an Kreis und Bogen beim Einpassen des Bogens im Stadium III dessen Lage auf der Scheibe bestimmt hat.

Verlängert man den Innenrand auf der Sonnenseite geradlinig über das Bogenende hinaus, dann tangiert auch diese Gerade den Sonnenkreis.

Die geradlinigen Verlängerungen von Außen- und Innenrand berühren den Sonnenkreis wenn nicht in einem Punkt, so doch in einem wenige Millimeter langen Abschnitt. Das ist in Anbetracht der Verschwenkung des Innenrandes als Absicht zu verstehen.

Verlängert man den Außenrand auf der Mondseite geradlinig, dann tan-

giert die Gerade die Mondsichel. Der Außenrand wurde korrigiert, um ihm genau diese Richtung zu geben.

Die Frage, warum auf der Mondseite nicht auch der Innenrand so angepasst wurde, dass er die Mondsichel tangiert, ist leicht zu beantworten. Bei einer Verschwenkung nach innen hätte man den Bogen verbreitern müssen und dabei die Goldauflage des Bogens zerstört. Aber auch ohne diese letzte Feinheit ist die Konzeption eindeutig: Der kleine Bogen ist so geformt und auf der Scheibe eingepasst worden, dass er Sonne und Mond überspannt. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Verbindungslinie zwischen den Endpunkten seines Außenrandes parallel zu den vier O-W gerichteten Sternen verläuft, und bemerkenswert ist weiterhin, dass die Himmelsachse auf der Verbindungslinie die Mitte des kleinen Randbogens trifft. Der Fußpunkt der Himmelsachse ist ab Stadium III die Mitte des kleinen Randbogens, der auf der Scheibe symbolhaft für das Himmelsgewölbe steht.

Referenzen

- Steinrücken, Burkard (2004): Die Dynamische Interpretation der Himmelscheibe von Nebra, s. unter www.archaeoastronomie.info/archaeoastro/html/hsvn.html
- Kampfmeier, Wolfgang (2004): s. Stichwort 'Neuinterpretation' unter nettboxx.de/wolfgangkampfmeier/nebra-himmelscheibe.shtml
- Kerner, Martin (2003): Das Zepter der Venus. Die Kalenderscheiben von Nebra D und Falera GR, in: *helvetia archaeologica*; Archäologie in der Schweiz 34, (134) 34-62
- Lipták, Juraj (2004): Vgl. dasselbe Foto in kleinerem Maßstab bei H. Meller (Hg.) S.25, s. unter Meller, Harald
- Meller, Harald (2004): Die Himmelscheibe von Nebra, in: H. Meller (Hg.): Der geschmiedete Himmel. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren; Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, – Landesmuseum für Vorgeschichte. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung in Halle (Saale) 15.10. 2004 - 25.4.2005
- Pernicka, Ernst (2004): Die naturwissenschaftlichen Untersuchungen der Himmelscheibe, in: H. Meller (Hrg.), s. unter Meller, Harald
- Schlosser, Wolfhard (2004): Die Himmelscheibe von Nebra – astronomische Untersuchungen, in: H. Meller (Hrg.), s. unter Meller, Harald
- (o. J., 2003): Die Himmelscheibe von Nebra – ein früher Blick des Menschen ins Universum, s. unter www.astronomie.de/bibliothek/artikel/geschichte/nebra/
- Schulz, Rudi (2004): Die 'Himmelscheibe von Nebra' ist deutet und datiert. Alle Sterne sind identifiziert, in: *Efodon-Synesis*, Efodon e.V., 11 (3) 27-30
- Wirsching, Armin (2004): Das Himmelsgewölbe auf der Himmelscheibe von Nebra, in: *Zeitensprünge* 16 (2) 436-443

Dr. Armin Wirsching, 20253 Hamburg, Hoheluftchaussee 32
wirsching@hotmail.com

Neues aus der paläolithischen Seefahrt

Hochseereisen durch Homo erectus

Dominique Görnitz

Eine der größten Herausforderungen der Seefahrtsgeschichte ist es, herauszufinden, wann der frühe Mensch begonnen hatte, die Weltmeere zu befahren. Immer wieder werden fantastische Theorien aufgestellt, nach denen der vorzeitliche Mensch schier unglaubliche Ausbreitungskraft besaß und binnen weniger Jahrtausende ganze Kontinente über die Ozeane besiedelte. Andere Wissenschaftler sind hingegen der Meinung, dass die Menschheit erst ab einem sehr späten Zeitpunkt das Meer als Reiseweg nutzte. Im Zusammenhang früher Seereisen wird die Diskussion viel zu häufig nur über die technischen Voraussetzungen geführt. Die geistigen und kreativen Fähigkeiten, mit denen unsere Vorfahren solche Anforderungen bewerkstelligen mussten, stehen leider außerhalb der Debatten. Dabei sind diese Fragestellungen genauso wichtig, wie Antworten auf die Frage nach der Art der verwendeten Wasserfahrzeuge. Deshalb ist es wichtig zu fragen: Gab es bei den ersten Menschen überhaupt den Wunsch, nach fernen Ufern zu suchen? Warum sollten sie sich der Gefahr aussetzen, die Meere zu überqueren? Und wenn ja, welche mentalen Fähigkeiten besaßen unsere Vorfahren, um die Anforderungen für Hochseereisen zu meistern?

Dieser Artikel möchte den Versuch wagen, mit Hilfe neuester Forschungsergebnisse aus der Anthropologie Antworten auf die Frage nach den ältesten Wurzeln der Seefahrt zu finden.

Barrieren, die eigentlich keine Hindernisse waren

Wenn wir immer wieder behaupten, der frühe Mensch hätte weder die technischen noch die mentalen Fähigkeiten für weite Hochseereisen besessen, so behaupten wir dies ohne den geringsten Beweis! Neue anthropologische Befunde können uns dagegen weiterhelfen. Durch die Entdeckung von paläolithischen Homo sapiens-Funden auf dem australischen Kontinent, die auf ein Alter von 60.000 Jahren datiert wurden, wird bewiesen, dass die 'magische Zeitmarke' für den Beginn der Seefahrt mindestens vor 40.000 bis 60.000 Jahren lag. (Hier werden die in der Wissenschaft gängigen Datierungen benutzt, weil der Autor weder Chronologiekritiker ist, noch die Absolutdatierungen relevant sind für die von ihm hier vertretene Auffassung.) Bereits diese altsteinzeitlichen Vertreter des Jetzt-Menschen mussten seetüchtige Wasserfahrzeuge gebaut haben, um die Tiefseeegräben zwischen der großen

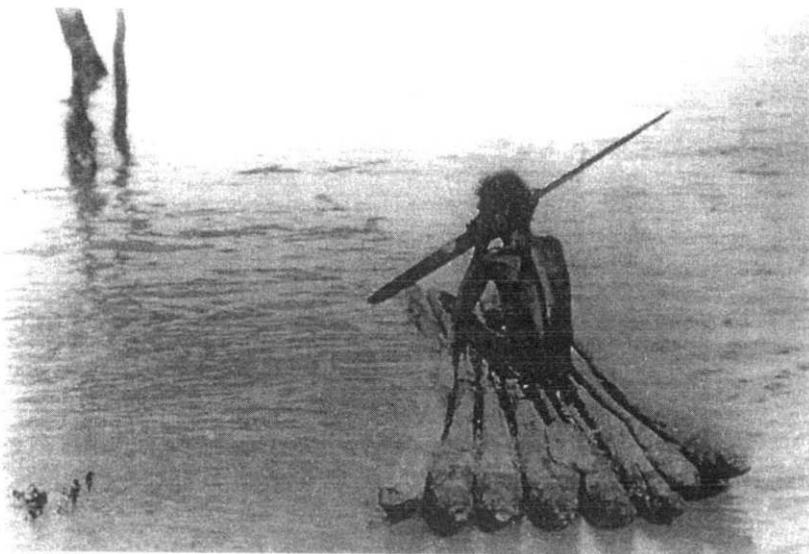
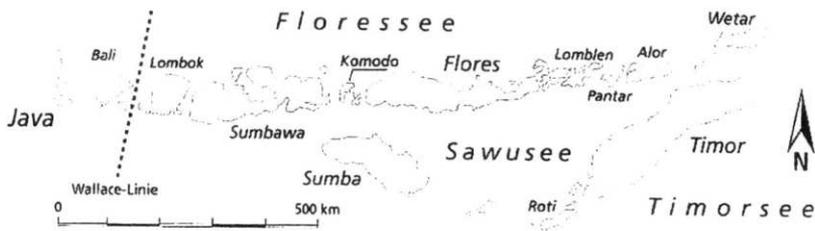


Abb. 1: Die Inselwelt der Wallace-Linie südlich des Indonesischen Archipels. Diese Inseln waren selbst bei den stärksten Eiszeiten immer voneinander getrennt. Die Funde von *Homo erectus* und der neuen Art *Homo floresis* auf der Insel Flores belegen, dass der Frühmensch schon vor 800.000 Jahren mit seetüchtigen Fahrzeugen über das Meer kolonisierte [B/K].

Abb. 2: Flöße können aus den verschiedensten Materialien konstruiert sein: Zu den Urtypen zählen einfache Baumstammflöße, wie dieses Floß aus Mangrovenholz eines Aborigines [B/K]. Hochentwickelte Flöße sind Schiffsboote. Sie besitzen bereits einen Rumpf in Schiffsform und wurden ab der Jungsteinzeit mit kompletter Takelung dargestellt. Es gibt aber keine Nachweise für besegelte Schiffsboote aus dem indopazifischen Raum, obwohl die Ureinwohner auf Tasmanien, Neuseeland und Melanesien Schiffsboote bauten.

asiatischen Kontinentalplatte (Sunda-Schelf) und der Kontinentalplatte Großaustraliens (Sahul-Schelf) erfolgreich zu überqueren. Diese maritime Trennlinie zwischen den beiden Kontinenten wird als *Wallace-Linie* oder *Wallacea* bezeichnet.

Sie ist unter Wissenschaftlern auch noch aus einem anderen Grund sehr gut bekannt: Dort verläuft nämlich eine der wichtigsten biogeografischen Grenzlinien der Erde, die nach dem englischen Zoologen Alfred Russell Wallace benannt wurde. Wallace führte von 1854 bis 1860 naturkundliche Studien in der Region durch und stellte dabei fest,

„dass sich das Indonesische Archipel in zwei Zonen mit völlig unterschiedlicher Tier- und Pflanzenwelt teilt“ [Wallace].

„Auf den festlandnahen westlichen Inseln wie Java oder Borneo,“ so schrieb er 1869, „wimmeln die Regenwälder geradezu von Affen vielerlei Arten, von Raubkatzen, Rotwild sowie Ottern, und man trifft überall auf die verschiedensten Arten von Eichhörnchen. Auf den weiter östlich in Richtung Australien gelegenen Inseln hingegen kommt keines dieser Tiere vor; statt dessen ist das Kuskus mit Greifschwanz – ein halbaffenähnlicher Kletterbeutler australischer Herkunft – nahezu das einzige am Boden lebende Tier, die sich auf allen Inseln finden lassen“ [ebd.]

Die Wallacea ist ein 30 bis 50 km breiter Meeresgraben, der Australien von Asien über verschiedene Inselketten seit über 15 Mio. Jahren trennt. Diese Trennung bewirkte eine biogeografische Barriere, hinter die sich die weit weniger hoch entwickelten Beuteltiere – Marsupialia – vor dem Konkurrenzdruck der Echten Säugetiere – Mammalia – zurückziehen und überleben konnten. Die im Zentralgebiet der Wallacea gelegene 35 Kilometer breite *Lombokstraße* zwischen den beiden Inseln Bali und Lombok war selbst während der eiszeitlichen Meerestiefstände innerhalb der letzten 1,5 Mio. Jahren stets vom asiatischen Festland abgeschnitten.

„Man hat daher bei der Überquerung dieser Linie mit dem Schiff das seltsame Erlebnis, in nur zwei Stunden von einem großen Weltteil in einen anderen zu gelangen“, wie Wallace seinerzeit schrieb, „beide in ihrer Tierwelt so fundamental unterschiedlich wie Europa und Amerika.“ [ebd.]

Nur drei Säugetierarten waren, abgesehen von den Fledermäusen, in der Lage, die Wallacea zu überwinden: Der Mensch und in seinem Gefolge der Dingo und die Hausratte. Die Urheimat des Menschen lag aber weiter nördlich der Wallace-Linie, so dass die meisten Fachleute bis heute ganz selbstverständlich davon ausgehen, dass auch die Wanderungen seines Vorfahrs, des Frühmenschen *Homo erectus*, wie die nahezu aller anderen Landsäugetiere, an der Lombokstraße am Beginn der Wallacea ihre natürliche Verbreitungsgrenze fanden [B/K 110]. So gehörte nach dem übereinstimmenden Urteil

aller Fachkollegen die Wallacea nicht zum Lebensraum der Frühmenschen. Diese hatten bereits vor 2 Mio. Jahren die Wiege des Menschen – Afrika – verlassen, und sich auf dem Landweg über Vorderasien bis in die letzten Winkel Asiens ausgebreitet. So erreichten diese paläolithischen Globetrotter in mehreren Schüben selbst die Inselwelt Südostasiens, wo man ihre 1,6 Mio. Jahre alten Überreste auf der Insel Java fand. Die Wissenschaft war sich aber sicher, dass Homo erectus diese Landstriche nur trockenen Fußes erreicht hatte, da in geologischer Vergangenheit alle Inselketten des Indonesischen Archipels, Sumatras, Borneos einschließlich Javas aufgrund starker Eiszeiten über Landbrücken miteinander verbunden waren. Seefahrerische Aktivitäten, wie 'Island-Hopping', konnte man mit Sicherheit ausschließen. Außerdem war sich die Mehrheit der Anthropologen sicher, dass der Frühmensch Homo erectus mit seinen maximal nur 1.200 cm³ Hirnvolumen (im Vgl. Homo sapiens 1.400 cm³) niemals die geistige Fähigkeit besaß, solche Besiedlungen über den Seeweg zu realisieren. Die Überwindung der Wallace-Linie wurde deshalb erst seinem Nachfahren zu gesprochen, der nach der klassischen Out-of-Africa-Theorie vor rund 100.000 Jahren begann, die Welt ein zweites Mal zu bevölkern.

Deshalb wurden die Länder jenseits der Wallacea erst besiedelt, ja konnten erst besiedelt werden,

„nachdem Gruppen des (der Theorie zufolge aus Afrika stammenden) Homo sapiens in Südostasien eingewandert waren und mit ihrer überlegenen Technologie die Welt zu erobern begannen“ [ebd., 110].

Ein archäologisches Trugbild versinkt im Meer

Doch die Reihe der sensationellen paläoanthropologischen Entdeckungen riss auf diesem für Biologen und Geografen hoch interessanten Gebiet der Wallacea einfach nicht ab. Und obgleich es fast drei Jahrzehnte dauerte, bis man die „revolutionäre Sprengkraft“ neuer, viel älterer Funde für die Weltarchäologie erkannt hatte, steht heute zweifelsfrei fest: Auch Homo erectus war ein Seefahrer! Der Pionier der australischen Urgeschichtsforschung, Theodor Verhoveen, entdeckte bereits 1956 auf der Insel Flores über 500 km östlich der Wallacea-Linie Steinwerkzeuge des Frühmenschen Homo erectus. Weitere Funde, wie sogar auf der noch weiter östlich gelegenen Insel Timor folgten und wurden von der führenden Autorität für australische Urgeschichtsforschung, Gustav Heinrich Ralph von Königswald, auf ein Alter zwischen 830.000 bis 710.000 Jahren datiert [Königswald]. Damit wurde erstmalig für die Zeit des Paläolithikums (Altsteinzeit) nachgewiesen, dass selbst Frühmenschen große Strecken offenen Meeres, welche zudem ausgesprochen unruhig sind, überwinden konnten.

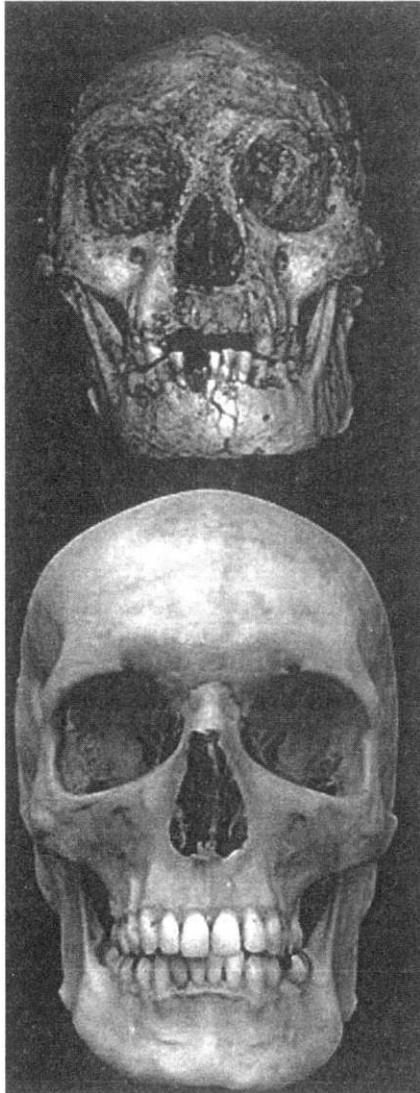


Abb. 2: Vergleich eines *Homo sapiens*- und *Homo florensis*-Schädels. Auffällig ist die enorme Verkleinerung der Körpergestalt, was Zoologen auf Inzucht infolge des isolierten Insellebens zurückführen. Die Schädelanatomie von *Homo florensis* zeigt mit einer Reihe von Unterschieden, dass er sich von seinem Vorfahr *Homo erectus* weiter entwickelte [www.nature.com].

„Die Überquerung des Lombokgrabens (und sehr wahrscheinlich auch noch weiterer Wasserstraßen zwischen den einzelnen Inseln der Wallacea) erforderte daher für den Frühmenschen *Homo erectus* meerestaugliche Fahrzeuge irgendeiner Art. Deren überseeische Besiedlung der Wallacea schon vor mehreren hunderttausend Jahren würde aber unsere Vorstellung von der menschlichen Kulturgeschichte grundlegend und radikal umkrempeln“ [B/K 158].

Trotzdem wurden diese *Homo erectus*-Funde von der Mehrheit der Wissenschaftler nicht als Beweis anerkannt, weil es überwiegend Werkzeuge und keine direkten Menschenfunde waren. Neben Fälschungsvorwürfen wurde immer wieder angeführt, dass spätere frühmoderne Menschen des sapiens-Typs diese Gegenstände passiv von anderen Plätzen auf die Inseln jenseits der Wallace-Linie mitbrachten. Diese Ausflucht ist ein klassisches Beispiel dafür, wie man unliebsame Funde wegdiskutiert, die nicht ins klassische Geschichtsbild passen.

In der Zwischenzeit hat sich auf Grundlage der Flores-Funde eine ganz neue Menschwerdungstheorie gebildet, die Afrika als einziges Menschwerdungszentrum den Rang streitig macht. Nach der neuen multiregionalen Theorie der Menschentstehung gab es auch in Asien Zentren, die innovative Impulse auf unsere Evolution ausübte, wonach die heutige asiatische Menschenrasse das Produkt der frühmodernen *Homo sapiens*-Vertreter aus Afrika und aus lokalen hochentwickelten *Homo erectus*-Gruppen ist. Für diese Ansicht lieferten vor allem die Belege maritimer Aktivitäten neue Unterstützung, da man *Homo erectus* nicht mehr als wenig innovativen Bodenbewohner abstempeln konnte, der nicht in der Lage war, komplexe Werkzeuge und technische Hilfsmittel wie Boote zu bauen. Aber auch asiatische Fossilien, wie Schädel- und Zahnfunde, untermauern diese Theorie.

Diese leidenschaftlichen Debatten unter den Evolutionsbiologen wurden unerwartet durch völlig neue Skelettfunde auf der Insel Flores beendet. Australische Anthropologen unter der Leitung von Mike Morwood entdeckten erst 2003 unter einem Felsabhang in Liang Bua mehrere Skelette, die einen völlig neuen Menschentyp zu Tage förderten. Damit haben nicht nur die Multiregionalvertreter recht gehabt, sondern es wurde endgültig bewiesen, dass *Homo erectus* tatsächlich vor fast einer Million Jahren große Strecken offenen Meeres überwand. Die neue Menschenart, *Homo floresis*, ist von zwergenhafter Gestalt. Sie werden von den Entdeckern scherzhaft "Hobbits" genannt, weil sie nur 1 m Körperhöhe besaßen. Viel wichtiger ist aber die Erkenntnis, dass diese Spezies vom Frühmenschen abstammt und noch bis 18.000 Jahre vor heute auf der Insel überlebt hat [Dalton 2004].

Diese Entdeckung hat nicht nur umwälzende Konsequenzen für die Urgeschichtsforschung, sondern auch für das Studium des frühen Menschen und seiner psychisch-mentalenen Fähigkeiten. Sie beweist, dass bereits die Vorfahren des modernen Menschen zu hohen geistigen Leistungen in der Lage waren.

Dieser Befund führt uns zurück auf die eingangs gestellte These nach der Bedeutung der menschlichen Psyche als wichtigste Triebkraft für die Ausbreitung des Menschen über den Planeten Erde: Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir?

Diese weltbekanntesten Fragen führen uns an die Quelle unserer ungebremsten Wandertätigkeit. In ihrem hervorragend beschreibenden und recherchierten Buch *NALÉ TASHI – Eine Floßfahrt in die Steinzeit* formulieren die beiden Autoren Robert G. Bednarik und Martin Kuckenburger [158] treffend:

„Unser Intellekt und Verhalten entwickelte sich – nicht anders als unser Körper und unser Gehirn – aus evolutionären Ansatzpunkten und ‘Prä-Adaptionen’, die in der Primatenfamilie und bei vielen anderen Tiergattungen weit verbreitet sind, und diese Entwicklung geschah keineswegs so unvermittelt und abrupt, wie das die Anhänger der ‘Big-Bang-Theorie’ behaupten; sie vollzog sich vielmehr langsam und in kleinen Schritten über fünf Millionen Jahre hinweg, Hand in Hand mit der körperlichen und genetischen Evolution der Hominiden. Wer dies abstreitet und uns moderne Menschen statt dessen als eine Art evolutionäre ‘Senkrechtstarter’ betrachtet, der gelangt schließlich zu einem Punkt, wo er unseren Vorfahren nicht einmal mehr solche Fähigkeiten und Leistungen zutraut, die selbst unter heutigen Menschenaffen [...] gang und gäbe sind.“

Was trieb also die frühesten Vorfahren des heutigen Menschen vor mindestens 2 Mio. Jahren aus der „Menschheitswiege“ des tropischen Afrikas? Warum ließen sie sich weder von fremden Klimazonen noch von unwirtlichen Weltgegenden abhalten? Und welche mentalenen Fähigkeiten müssen wir bei unserem direkten Vorfahren, dem Jetzt-Menschen, voraussetzen, wenn selbst Homo erectus vor fast einer Million von Jahren über den Seeweg die östlichsten Inseln der Wallacea kolonisierte?

Die menschlichste aller Fähigkeiten des Menschen

Die Antwort dieser Frage liegt in der unergründlichen Psyche des Menschen. Es ist unsere unermessliche Neugierde, unser genetisch verankerter Urtrieb, über die Grenzen des Bekannten hinauszuschauen. Dieser Urtrieb verbindet die Menschen der Gegenwart ebenso wie die Menschen der Vergangenheit oder Zukunft zu einer Gemeinschaft.

Warum wollen wir heute mit unseren recht bescheidenen technischen Mit-

teln auf den Mars fliegen? Was verspricht sich die Menschheit von einer solchen Reise? Sind es neue Erzlagerstätten oder der Nachweis möglichen extraterrestrischen Lebens? Waren es in der Vergangenheit ausschließlich ökonomische Beweggründe oder Nahrungsmangel infolge von Klimaveränderungen oder Naturkatastrophen, sich aufs Meer zu begeben? Nein! Es war und ist unser unbändiger Wissensdrang, die Suche nach neuen Herausforderungen und Lebensmöglichkeiten, die uns unaufhörlich kolonisieren ließen und lassen. Möglicherweise werden sich unsere späteren Nachfahren an den Kopf fassen, wenn sie die primitiven Raumfahrzeuge studieren, mit denen unsere Zeitgenossen die anstehende Reise zum Mars wagen werden. Mit Sicherheit werden unsere Nachfahren in 1.000 oder 2.000 Jahren ebenso arrogant wie ungläubig fragen, wie man mit solchen 'ausgebauten Coca-Cola-Dosen' überhaupt zu fremden Himmelskörpern reisen konnte.

In gleicher Weise verhält es sich mit den Seereisen der Vorzeit. Auch wenn wir heute nicht die geringsten Anzeichen für die Bauart und Seetüchtigkeit der damals verwendeten Wasserfahrzeuge besitzen, wird durch neue Forschungsergebnisse zunehmend bewiesen, dass die ersten Menschen trotz aller technischen Schwierigkeiten weite Reisen über die Meere durchgeführt haben. Es spielt nach seefahrtstechnischen Gesichtspunkten kaum eine Rolle, welcher Hilfsmittel sich die frühen Menschen dabei bedienten. Sicherlich sind erste Versuche auch mit unzähligen Opfern bezahlt worden. Viel entscheidender ist aber der Umstand, dass sich diese Menschen in den meisten psychologischen und geistigen Eigenschaften in keiner Weise von den heutigen Menschen unterscheiden. Hierin liegt die anthropologische Erklärung dafür, dass die Kontinente, aber auch das Meer, keine Barrieren für die Ausbreitung der ersten Menschen darstellten. Nach der Grundthese des modernen Humanismus ist dem Menschen die Fähigkeit zur Selbstbestimmung und zur Selbstaktualisierung angeboren. Sie sind die Ursache für unseren Trieb zur Selbstentdeckung und für die prinzipielle Veränderbarkeit unseres menschlichen Wesens. Wie sonst wollte man den Umstand erklären, den der Paläobiologe Svante Pääbö so treffend formulierte:

„Und plötzlich bricht vor 100.000 Jahren der ganz normale Wahnsinn aus; der Homo sapiens fährt von Afrika aus ohne Ziel und Wissen über die Meere, um die Welt zu erforschen“ [Pääbö].

Die Auswanderung des frühmodernen Menschen aus seiner Urheimat Afrika ist eine bewiesene Tatsache. Sie ist nur durch die jedem Menschen inne wohnende Fähigkeit erklärbar, die Welt erkennen und auch entdecken zu können. Die Menschen der Vorzeit waren nicht Sklaven ihres Aberglaubens oder ihrer scheinbaren Primitivität, sondern, so es die Umstände erforderten, die Herrscher über ihre Welt. Diese Fähigkeit verbindet die Menschen von damals und heute zu einer einheitlichen Menschheit [Senkewitsch 239].

„Bisweilen vergessen wir einfach, dass der Mensch nur deshalb Mensch geworden ist, weil er eben immer ein Mensch gewesen ist.“

Die Menschen der Steinzeit machen uns bewusst, dass sich unser technisches Geschick in den letzten 5 bis 6 Jahrtausenden mehr als vertausendfacht hat. Doch wie sieht es mit unseren psychologischen Eigenschaften aus?

Wenn wir auf die Spurensuche nach unseren Vorfahren gehen, müssen wir auch einen Blick auf uns selbst richten. Unter diesem Aspekt steht mit großer Sicherheit fest, dass wir uns in den letzten Jahrtausenden kaum weiterentwickelt haben dürften, zumindest was unsere mentalen und psychischen Qualitäten angeht. Wir dürfen deshalb nicht unterschätzen, dass Jahrtausende später mit der aufkommenden bronzzeitlichen Seefahrt der Anreiz des ungeheuren Gewinns einer einzigen geglückten Handelsfahrt auf viele Menschen eine viel stärkere Wirkung ausgeübt hat, als die Angst vor den Gefahren des Meeres. Und vergessen wir auch nicht unsere Neugierde und Faszination nach dem Unbekannten. Wenn man sich vorstellt, dass in der Bronzezeit vielleicht einige Familien auf ihren kargen Böden nicht mehr satt wurden, gab es da nichts Naheliegenderes, als auf einer Schiffsexpedition mitzufahren? Jeder, der am Ufer des Meers steht, weiß aus Erfahrung, hinter dem Horizont liegt ein neues Land, das Hoffnung auf einen Neuanfang verspricht.

Wir brauchen uns keine großen historischen Zeiträume zurück zu bewegen, um zu sehen, dass sich nach der 'Wiederentdeckung' Amerikas in der Neuzeit Zehntausende von Menschen von denselben Motiven angetrieben auf gefahrvolle Reisen begaben, die nicht selten tragisch endeten. Dennoch konnten durch solche Unglücke große Auswanderungen weder vermindert noch aufgehalten werden. Kein anderes Säugetier hat sich wie der Homo sapiens in erdgeschichtlich so kurzer Zeit über die ganze Welt ausgebreitet.

Angesichts der neuesten Erkenntnisse der paläolithischen Besiedlung Australiens ist es absurd zu behaupten, dass die ersten Menschen vor 60.000 Jahren nicht in der Lage waren, seetüchtige Boote zu bauen, um damit Australien oder Amerika zu erreichen. Im gleichen Atemzug wird jedoch behauptet, dass spätere Menschen, wie z.B. aus der Jungstein- oder Bronzezeit, diese Wanderungen nicht hätten meistern können. Wenn Anthropologen heute dem Menschen des Paläolithikums die geistigen und kulturellen Voraussetzungen zutrauen, über das Meer hinweg neue Lebensräume zu kolonisieren, müssen sie diese intellektuellen Fähigkeiten auch späteren Menschengruppen zugestehen. Das technische Geschick der Menschen der Steinzeit und ihr Vermögen, sich mit den natürlichen Bedingungen ihrer Umwelt auseinander zu setzen, muss von uns weit höher eingeschätzt werden, als wir es gegenwärtig annehmen. Angesichts der seefahrerischen Leistungen des altsteinzeitlichen Menschen müssen wir uns auf Zehenspitzen bewegen, wenn wir die Reichweite früher Wanderungen über das Meer beurteilen wollen.

Gibt es Hinweise für paläolithische Wasserfahrzeuge?

Vom archäologischen Standpunkt aus muss man diese Frage verneinen. Es ist aufgrund der weit zurückliegenden Zeiträume kaum zu erwarten, dass einfache, aus Naturmaterialien gebaute Wasserfahrzeuge überdauerten. Auch die Felsbildforschung liefert bisher keinen Anhaltspunkt, dass es außer auf den alteuropäischen Höhlenmalereien Nordspaniens irgendwelche Kunstwerke gibt, die voreiszeitliche Bootsdarstellungen zeigen. Es ist allerdings nicht auszuschließen, dass in der Vielzahl der altsteinzeitlichen Felsmalereien der australischen Aborigines irgendwo sehr alte Bootsabbildungen existieren könnten. Allerdings gibt es für die erwarteten Perioden keine seriösen Nachweise.

Aus diesem Grund können wir nur spekulieren und auf Erkenntnisse der vergleichenden Völkerkunde verweisen. Die Seefahrtsgeschichte teilt alle Urtypen von Wasserfahrzeugen in vier Klassen ein: 1. Flöße; 2. Einbäume; 3. Hautboote und 4. Rindenboote. Alle bekannten Urtypen von Wasserfahrzeugen sind auf dem australischen Kontinent dokumentiert. Aufgrund der einfachen Bauart und der sicheren Handhabung infolge des Schwimmprinzips vermuten die Fachleute, dass zuerst floßartige Fahrzeuge von den Paläolithikern konstruiert worden sind. Zu den Flößen zählen eine Reihe von Bautypen, die je nach den Fertigkeiten und verfügbarem Material gebaut wurden.

Für die Rekonstruktion der Überwindung der Wallace-Linie erbauten der australische Experimentalarchäologe Robert G. Bednarik und der Berufsabenteurer Bob Hobman mit paläolithischen Steinwerkzeugen 1998 die Bambusflöße NALE TASHI I & II. Der erste Versuch scheiterte wegen Mängel in der Konstruktion. Die NALE TASHI II überwand die Timorsee schließlich unter schwierigen Bedingungen in nur 13 Tagen und nach 900 km Fahrstrecke. Obwohl der Floßkörper einfach konstruiert wurde, war die Takelung ähnlich jungsteinzeitlicher Abbildungen. Sie benutzten einen Bi-Podmast, ein rechteckiges Rahsegel und auch Kielschwerter für die Kursstabilisierung. Solche Konstruktionen sind aber erst aus der Felsbildkunst Nordafrikas im 4. Jtsd. wissenschaftlich dokumentiert, wie sie der Autor beim Bau und der Seereise des Binsenschiffes ABORA II auf dem Rundtörn im Ostmittelmeer verwendete [Görlitz 2000]. Dennoch zeigen solche Experimente, dass man mit relativ einfachen Floßfahrzeugen auch bei schwierigen Strömungs- und Windverhältnissen gezielt ferne Orte ansteuern kann, und dass sich diese Fahrzeuge auch bei Sturm als sichere Fahrzeuge herausstellen.

Obwohl es sehr unwahrscheinlich ist, dass Frühmenschen bereits eine so komplexe Takelung wie bei der NALE TASHI II benutzten, müssen sie zur Überwindung der großen Inselkanäle innerhalb der Wallace-Linie mehr als nur Paddel benutzt haben. Die Inseln lagen nie unter 30–50 km Entfernung

auseinander und waren durch starke Strömungen voneinander getrennt. Nach Ansicht von Bednarik befanden sich die Inseln auch während der großen Eiszeiten nicht immer in Sichtweite, sodass wir von echter Hochseefahrt ausgehen können, die ohne technische Hilfsmittel nicht zu bewältigen war. Ob die frühen Menschen bereits Segel und einfache Steuervorrichtungen benutzen, wird wissenschaftlich nicht zu klären sein.

Wie bereits dargestellt, stand die Besiedlung Australiens vor 60.000 Jahren durch den modernen Menschen keineswegs am Beginn der urgeschichtlichen Seefahrt. Die ersten Seereisen des Homo erectus waren eine Art 'Island-Hopping' und wurden bereits vor mindestens 800.000 Jahren durchgeführt.

„Ihre kulturhistorische Bedeutung ist gar nicht hoch genug zu bewerten, denn das offenkundige Geschick dieser Unternehmungen macht deutlich, wie grotesk falsch und irrig, viele, ja vermutlich sogar die meisten der Annahmen sind, die man in den archäologischen Lehrbüchern über den Entwicklungsstand der frühen Seefahrt und des Homo erectus nachlesen kann“ [B/K 158].

Dieser Frühmensch, dem viele Forscher kaum eine eigene Sprache und Kultur zubilligen möchten, vermochte in Wahrheit sogar seetüchtige Wasserfahrzeuge zu bauen, größere Strecken übers Meer zurückzulegen und an neuen Ufern zu kolonisieren. Nichts könnte drastischer deutlich machen, welche hohen intellektuellen Fähigkeiten bei unseren frühen Vorfahren vorausgesetzt werden müssen. Die Menschen der Vorzeit waren *denkende, problemlösende Wesen*, die lange vor dem geglaubten Datum die Seefahrt entwickelten, um ihre Kultur zu verbreiten. Das ist die Botschaft, die uns die ersten Seefahrer aus der Wallace-Linie überbringen.

Quellennachweis

- Bednarik, R.G. / Kuckenburger, M. (1999): Nale Tashi - Eine Floßfahrt in die Steinzeit; Stuttgart
- Dalton, R. (2004): Little lady of Flores forces rethink of human evolution, in: Nature: www.nature.com/news/2004/
- Görlitz, D. (2000): Schilfboot ABORA. Segeln gegen den Wind im Mittelmeer; Hamburg (s.a. www.abora2.com)
- Green, Len (Hg., 1995): Alfred Russel Wallace. His Life and work; Hertford
- Königswald, G.H.R. (1955): Begegnungen mit dem Vormenschen; Düsseldorf · Köln
- Pääbö, S. (1972): DNA aus alter Zeit; in: Spektrum der Wissenschaft 1/1994
- Senkewitsch, J. (1972): Mit dem Papyrusboot über den Atlantik, Leipzig
- Wallace, A.R. (1869): The Malay Archipelago; London

dominique.goerlitz@t-online.de

Saurier-Impakt in Turbulenzen

Heribert Illig

Der Wechsel von einem Paradigma zu einem anderen ist normalerweise schwierig. Es kann Jahrzehnte dauern, bis das Urteil jäh herumschwingt, und es kann weitere Jahrzehnte dauern, bis die letzten Gegner ausgestorben sind. Beim Erklären des Dinosauriersterbens ging es vergleichsweise schnell: Nachdem Dale Russell [1971] ein abruptes Ende der Dinosaurier mit einer Supernova begründet hatte, ging der Physik-Nobelpreisträger Luis Alvarez auf die Suche nach entsprechenden Spaltprodukten. Doch mangels Plutoniumspuren starb die Supernova-These. Aber eine global auffindbare, stark Iridium-haltige Ablagerungsschicht auf den Kreideschichten interpretierten Luis Alvarez und sein Sohn Walter [1979/80] dahingehend, dass ein Meteorit die Aussterbekatastrophe am Ende der Kreidezeit („K/T“) ausgelöst habe. Bereits nach zwölf Jahren galt dies – sogar noch ohne ‘passenden’ Krater – als plausible Erklärung für das Artensterben [Alvarez/Asaro 1990], auch wenn heftiger Vulkanismus zum selben Ergebnis geführt haben könnte [Courtillot 1990]. Als 1991 bei Chicxulub auf Yucatan ein Krater gefunden wurde, schien die katastrophistische Erklärung ‘in trockenen Tüchern’. 2003 wurde dort extraterrestrisches Material erbohrt. Dabei haben sich jedoch Fronten zwischen Katastrophisten der strengen Observanz und solchen mit aktualistischem Unterfutter formiert. Es handelt sich um eine Bohrung, die im Krater niedergebracht worden ist (bei Yaxcopoil, deshalb Yax-1-Bohrung; [vgl. Meteoritics]). Wir folgen hier der Darstellung von Axel Bojanowski [2005].

Vor zwei Jahren kam es auf einer Konferenz in Nizza zum Schlagabtausch [Nice]. *Jan Smit* (Amsterdam) untermauerte „die alte Lehrmeinung“ des Katastrophismus, die doch erst vor 23 Jahren präsentiert worden war und noch nicht ‘seit ewigen Zeiten’ mehrheitsfähig ist.

Als modifizierende Katastrophisten (oder auch gemäßigte Aktualisten) traten *Gerta Keller* (Princeton), *Wolfgang Stinnesbeck* (Karlsruhe) und *Thierry Adatte* (Neuchâtel) vor: Sie sehen über den Spuren des Einschlages eine Sedimentschicht, die viel Zeit zu ihrer Verfestigung brauchte, wie Wurmlöcher und Tonbildungen bezeugten. Weiter finden sie in dieser Sedimentschicht die Schalen von Einzellern (Foraminiferen), die zusammen mit den Sauriern ausgestorben sind. Deshalb habe der Chicxulub-Einschlag 300.000 Jahre früher als gedacht stattgefunden und er sei nicht Ursache für das Sauriersterben. Weil damit dem weltweit durch Iridium-Schichten nachgewiesenen Impakt kein Krater mehr zugeordnet ist, postulieren sie zwei Einschläge geologisch kurz hintereinander, gefolgt von aktualistischer Ruhe.

Für Katastrophisten ist dagegen die Sedimentschicht binnen Tagen entstanden, weil nach dem Einschlag eine Riesenwelle das gesamte Sediment in den Krater kippte. In ihrer Sicht handelt es sich auch nicht um Foraminiferen, sondern um Dolomitekristalle. So stellte es *Alan Hildebrand* (Calgary) in einer Sendung auf VOX [06.01.05] dar und demonstrierte die fragliche Sedimentschicht, die nicht nur tief im Krater liegt, sondern an seinen Rändern offen zu Tage tritt.

Des Dramas zweiter Akt ist dem Sedimentbereich unterhalb des Impaktgesteins gewidmet. Die Katastrophisten, allen voran *Dieter Stöffler* (Berlin), sehen hier riesige Verwerfungen, bei denen gewaltige Schollen wirt in den Krater gerutscht sind.

Gemäßigte Katastrophisten wie Stinnesbeck konstatieren hingegen „unge störte Verhältnisse“ im Gestein. Die fraglichen Ablagerungsformen träten ringsum genau so auf. Die noch vorhandenen erdöhlhaltigen Schichten unterhalb des Impakt-Gesteins wären bei einem Einschlag verdampft. Insofern gäbe es nur eine Erklärung: Die Bohrung ist gar nicht innerhalb, sondern außerhalb des Kraters niedergebracht worden. Ergo messe der Krater nicht 180 km, sondern nur 120 km im Durchmesser – und ein ‘so kleiner’ Einschlag hätte keine globale Katastrophe heraufbeschwören können.

Dritter Akt: Die Katastrophisten um *Timothy Lawton* (New Mexico) haben Glaskügelchen des Meteoriten, so genannte Sphäroide, gefunden, die von der großen Welle in den Krater gespült worden seien. Stinnesbeck lässt hingegen die unbestrittenen Sphäroide binnen Jahrtausende in den Krater gelangen [Geology]

Vierter und vorläufig letzter Akt: Die ‘aktualistische’ Gruppe um *Norman McLeod* (London) erkennen keine den Iridium-Schichten zugehörige Brandspuren, keinen sauren Regen, keinen kosmischen Winter, denn Schildkröten, Amphibien (bei VOX zeigte McLeod einen Baumfrosch), Urkrokodile und viele Fische haben überlebt. Es gibt auch noch Plankton über dem Impaktgestein von Chicxulub. So hätte sich der 10 km messende Sauriermeuchler bereits an Fröschen und karibischen Schlitzrüsslern die Zähne ausgebissen. Schlimmer noch: Die Saurier waren damals und auch 300.000 Jahre zuvor längst beim Aussterben. In den 1 bis 3 Millionen Jahren vor dem Impakt sind schon ca. zwei Fünftel weggestorben.

Der Laie staunt, wie schwierig es ist, einer Sedimentschicht anzusehen, ob sie sich binnen 30 Tagen oder 300.000 Jahren gebildet hat. Weniger wundert ihn, dass auch das Präzisionsuhrwerk moderner high-tech-Forschung rattern kann wie das ausgeschlagene Lager eines alten Schiffsdiesels: Die entscheidende Bohrung ist leichtfertig zum Kraterrand hin verlegt worden, da sie hier weniger tief abgetäuft werden musste. Das Bohrungsteam hat sich auch bei

den Kosten gründlich verkalkuliert: Das Geld war bei 1.510 m Tiefe verbraucht; die restlichen und notwendigen 1.000 m blieben unberührt. Die geförderten Bohrkernproben brauchten viele Monate bis zu den verschiedenen Analyse-Teams. Noch 'besser': Es gäbe Bohrkern einer anderen Bohrung (UNAM-5), die in Mexico-City lagern – doch gerade das meterlange Stück mit dem Sediment direkt über dem Impakt-Gestein hat sich verflüchtigt [Bojanowski].

Und 'nebenan' werden Saurierüberreste ausgegraben, die noch nicht versteint sind [red 2005]. 60 Mio. Jahre alte, intakte Blutgefäße! Sofort ist neue Hoffnung auf DNA-Gewinnung und damit Neuzüchtung eines Sauriers präsent. Dieselbe Situation hatten wir bereits vor 10 Jahren [Heinsohn 1995] – mittlerweile musste die Wissenschaft eingestehen, dass ihr das nicht einmal bei Pharaonenmumien möglich ist –, aber noch immer ist der nahe liegende Schluss 'off limits', dass die 60 Mio. Jahre etliche Luftnullen enthalten.

Wissenschaft, wie sie leibt und lebt. Finten und Fallen, richtige und falsche Fährten, menschliche Schwächen. Doch nirgends steht geschrieben, dass Naturwissenschaftler eine andere species als wir sein müssten.

Quellen

- Alvarez, Luis / Alvarez, Walter / Asaro, Frank / Michel, Helen (1979): Extraterrestrial cause for the Cretaceous-Tertiary extinction. Experiment and theory; in: Lawrence Berkeley Report (LBR 9666), University of California
- / - / - / - (1980): Extraterrestrial cause for the Cretaceous-Tertiary extinction; in: Science v 208, 1055-1108
- Alvarez, Walter / Asaro, Frank (1990): Die Kreide-Tertiär-Wende: ein Meteoriteneinschlag?; in: Spektrum der Wissenschaft, (12) 52-59
- Bojanowski, Axel (2005): Bombe oder Blindgänger. Im Streit um das Ende der Dinosaurier kämpfen Paläontologen mit Zähnen und Klauen; in: SZ, vom 1.3.2005
- Courtillot, Vincent E. (1990): Die Kreide-Tertiär-Wende: verheerender Vulkanismus? in: Spektrum der Wissenschaft (12), 60-69
- Geology* (2005), Bd. 33, 81 ff.
- Heinsohn, Gunnar (2005): Wann starben die Dinosaurier aus? Eine Spekulation zum Galapagos-Archipel; in: ZS 7 (4), 371-382
- Meteoritics = Meteoritics and Planetary Science (2004), Bd. 39 (6/7)
- Nice = EGS-AGU EUG Joint Assembly, Nice, France, April 2003. US1 The Chicxulub crater Scientific Drilling Project: cratering processes and the K/T boundary link <http://www.icdp-online.de/news/workshops/EGS03-Chicxulub.html>
- red (2005): Dem Erbgut eines Dinos auf der Spur; in: Der Standard, Wien, vom 25.03.05 unter Bezug auf einen Science-Artikel
- Russell, Dale / Tucker, W. (1971): Supernovae and the extinction of the dinosaurs; Nature, v 299, 553-554
- VOX (2005): Sendung unbekanntem Titels über den Streit um die richtige Interpretation von Chicxulub; auf VOX, am 6.1.05 um 23.15

Funktionieren Vulkanketten wie Lunten?

Peter Amann

Lange hielten Naturwissenschaftler den Vulkanismus für eine Laune der Natur. Inzwischen, seit Alfred Wegeners (1880–1930) Theorie von der Verschiebung der Kontinente (1911/15) – die Geologen waren damals außer sich und machten ihren Urheber in aller Öffentlichkeit lächerlich – haben die vielfachen Beweise für die Verschiebung gezeigt, dass der Vulkanismus eine grundlegende Rolle in der Entwicklung unseres Planeten spielt. Das Jahr 1961 stellt einen Wendepunkt in den Vorstellungen der Erdwissenschaftler dar. Die statisch konzipierten alten Hypothesen werden ersetzt durch ein dynamisches Erdbild, „neue globale Tektonik“ genannt. Große, starre Platten einer bis zu 70 Kilometer dicken kontinentalen und ozeanischen Kruste ‘schwimmen’ wie Eisschollen auf dem plastischen Bereich des Oberen Erdmantels, ‘produziert’ von den Zentralspalten der mittelozeanischen Rücken und ‘entsorgt’ von den Tiefseegräben. Die Ränder der Platten stellen Schwächezonen in der Kugelgestalt der Erde dar.

Die Folgen sind starke tektonische Beben und Vulkanismus, und in der Tat finden sich mehr als 90 % aller Vulkane an diesen Rändern. Diese Vorstellungen hatte schon 1881 Osmond Fisher (1817–1914), ein englischer Pastor und Leiter eines College, in seinem Buch *Die Physik der Erdkruste* vorweggenommen. Inspiriert hatten ihn treibende Schollen erkalteten Basaltes, die er im Lavasee des Kilauea auf Hawaii beobachtete. Sie strebten auseinander, um sich gleich darauf zusammen- und übereinander zu schieben. Auf gleiche Weise musste sich auch die Erdkruste verhalten, folgerte er. Die wissenschaftliche Welt schenkte dem Buch keine Beachtung. Wegener hatte es zwar gelesen, soll aber skeptisch geblieben sein. Heute unterscheidet man zwei Haupt- und zwei untergeordnete Typen von Vulkanismus:

- a) auf mittelozeanischen Rücken mit effusivem (ausfließendem) Charakter;
- b) auf Inselbögen oder Festland, entlang der Tiefseegräben, mit explosivem (auswerfendem) Charakter;
- c) im Inneren der Plattenränder mit sowohl effusivem als auch explosivem Charakter;
- d) von einem ortsfesten heißen Fleck (Hot Spot) im Erdmantel gespeist, mit effusivem Verhalten.

‘Augenblicklich’ ist der Pazifik das einzige Weltmeer, dessen mittelozeanischer Rücken beiderseits von Tiefseegräben gesäumt wird. Daran angelagert liegen westlich die vulkanischen Inselbögen Ozeaniens und Asiens und östlich die beiden Amerika mit ihren Gebirgsketten aus Vulkanen.

Etwas davon hat auch der Indische Ozean zu bieten: Sein mittelozeanischer Rücken weist östlich den Sundagraben mit daran angelagerter Insulinde auf, und westlich, allerdings im Inneren Afrikas liegend, den ostafrikanischen Graben. Entlang beider Gräben befinden sich ebenfalls explosive Vulkane. Ein weiterer Graben wird in diesem Aufsatz eine Rolle spielen: Er beginnt als namenlose Verlängerung des Sundagrabens nach Norden, der dort unter die Landmasse der Eurasischen Platte eintaucht, unter dem Gebirgsbogen des Himalaya und unter dem Industal verläuft und im Arabischen Meer auf den mittelozeanischen Rücken trifft. Jedoch gibt es bei der Mündung des Indus eine Abzweigung nach Westen: unter den Gebirgen des Iran zum Ararat, über die Vulkane des Taurus, dem hellenischen Vulkanbogen zum Ionischen Graben mit dem Ätna. In der Straße von Gibraltar verlässt er das Mittelmeer und trifft bei den Hot-Spot-Vulkanen der Azoren auf den mittelozeanischen Rücken des Atlantik. Es sollen nun aus der Kategorie b) einige tätige Vulkane der vergangenen 300 Jahre aus einem besonderen Blickwinkel heraus in Beziehung zu einander gebracht werden. An Hand von 22 Beispielen möchte ich aufzeigen, wie in diesen instabilen Zonen der Plattenränder, wenn einmal ein Vulkan aktiviert wurde, eine 'Kettenreaktion' weiterer Vulkane erfolgt, die wie ein Lauffeuer die einmal eingeschlagene Richtung beibehalten.

Beginnen möchte ich sozusagen vor unser aller Haustüre, mit dem Beispiel, das mit den frühesten Daten ausgestattet ist: dem Graben durch das von den Römern so genannte MARE INTERNUM oder MARE NOSTRUM, einem der drei Mittelmeere dieses Planeten.

Um das Jahr -1500 brach in der Ägäis der Thera-Vulkan aus. Die bis dahin runde Vulkaninsel wurde bei diesem gewaltigen Ausbruch in zwei Teile zerrissen, getrennt durch einen 6 x 10 km großen Einbruchskrater. Die Sage von der Deukalionischen Flut, in der Poseidon die Gestade der Ägäis verwüstete, könnte auf dieses Ereignis bezogen sein und würde somit eine sehr frühe Beschreibung von Tsunamis darstellen. Die gute Nachricht dabei ist: Die minoische Kultur wurde nicht durch diese Vulkankatastrophe vernichtet. Die schlechte Nachricht: Sie wurde 50 Jahre später durch ein Erdbeben zerstört. Die schlechteste Nachricht ist: Was dem Beben standgehalten hatte, wie etwa der Palast von Knossos, soll von mykenischen Griechen geschleift worden sein. Thera regte sich -197 wieder, dabei entstand die Insel Kameni im überfluteten Krater. Nahezu gleiches geschah 14 Jahre später 960 km weiter westlich: Im Jahr -183 durchbrach 2,5 km nördlich des aktiven Fossa auf Vulcano (Äolische Inseln) die Spitze von "Vulcanello" die Wasseroberfläche. Im Jahr -126 kam es entlang dieser Subduktionszone des Mittelmeeres zu einer weiteren Duplizität der Ereignisse. Einmal zu untermeerischen Eruptionen bei Panarea (25 km nördlich von Vulcano), zum anderen die 'Geburt' der Insel Hieria im zerstörten Thera-Krater.

1. Beispiel: Die Azoren als westlicher Ausgangspunkt für die Subduktionszone des Mittelländischen Meeres

a)

- 1580: San Jorge (Azoren)
- 1632: in der Straße von Sizilien (untermeerisch)
- 1650: Thera; Ägäis - bzw. 7 km nördliche kurzzeitige Inselbildung
- 1692: Nemrut Dagi, Nähe Vansee; Ost-Anatolien

b)

- 1638: San Miguel; Azoren. Untermeerische Eruptionen bilden neue Insel
- 1651: Vulcano; Äolische Inseln
- 1707: Thera; 'Geburt' der Insel Nea Kameni im überfluteten Krater

c)

- 1718: 1720: Pico; Insel der Azoren
- 1720: Don Joao de Castro Bank; Azoren - untermeerisch
- 1755: See- und Erdbeben Lissabon; etwa 10.000 Tote durch das Beben und 50.000 durch Flutwellen - war ein Stück der untermeerischen Azorenschwelle eingebrochen?
- 1771: Vulcano; Äolische Inseln
- 1840: Ararat; Ost-Anatolien. Letzter Ausbruch des trachytischen Vulkans

d)

- 1808: San Jorge; Azoren
- 1811: San Miguel; Azoren
- 1831: 13. 07. In der Straße von Sizilien 'Geburt' der Insel Ferdinandea bzw. Graham bzw. Julia; sie verschwindet wieder am 28. 12. 1831.
- 1846: in der Straße von Sizilien; untermeerisch
- 1866: Thera; nach 3.366 Jahren die 7. 'Geburt' einer Insel im Krater
- 1871: Nisyros; Insel in der Ägäis

e)

- 1867: Terceira; Azoren
- 1880: San Miguel; Azoren
- 1891: Pantelleria bzw. 5 km nw untermeerische Eruption (Foerstner-Vulkan)
- 1925: 1926: Thera

2. Beispiel: Insulinde - das zweite Mittelmeer

a) entlang des Sunda-Grabens - ostwärts:

- 1550: Krakatau; Sunda-Straße
- 1587: Merapi; Zentral-Jawa
- 1590: Bromo; Ost-Jawa
- 1593: 1597: 1638: Raung; Ost-Jawa
- 1650: Rokatenda auf Palu; Flores

b) von den Kleinen zu den Großen Sunda-Inseln - westwärts:

- 1715: Doro Api, auf Sangeang, nō Sumbawa
- 1730: Raung; Ost-Jawa
- 1752: Kelut; Ost-Jawa
- 1752: Merapi; Zentral-Jawa
- 1772: Slamet; Zentral-Jawa
- 1772: Ciremai; Zentral-Jawa
- 1777: Guntur; West-Jawa
- 1780: Gede; West-Jawa

3. Beispiel: Insulinde - in einem Umkreis von 1.600 km bebte die Erde - auf Sumbawa ist der Tambora ausgebrochen; 10 km³ Asche werden gefördert; über 90.000 Menschen kommen ums Leben (Tsunamis, Hungersnöte). Das folgende Jahr geht weltweit als Jahr ohne Sommer in die Annalen ein; ("Achtzehnhundertsechzehn und Kältetod", so beschreibt ein amerikanisches Lied die Folgen). Büßt der St. Helens 1980 an die 500 m an Höhe ein, so wird der Tambora gleich um 1.300 m niedriger.

Am Anfang der zweiten Staffel steht der Krakatau, dessen Ausbruch ungleich bekannter geworden ist. Seine Tsunamis fordern allein auf Jawa und Sumatra über 36.000 Menschenleben. Die Flutwellen werden noch im Golf von Biscaya registriert - 17.000 km vom Ursprungsort entfernt. Im 5.900 km entfernten Tokyo steigt der Luftdruck um 1,45 Millibar.

Sundagraben westwärts:

a)

- 1815: Tambora; Sumbawa
- 1817: Kawah Ijen; Ost-Jawa
- 1818: Sundoro; Zentral-Jawa
- 1822: Galunggung; West-Jawa
- 1825: Guntur; West-Jawa
- 1826: Tangkubanperahu; West-Jawa
- 1832: Gede; West-Jawa

b)

- 1883: Krakatau; Sunda-Straße
- 1884: Dempo; Süd-Sumatra
- 1887: Kerinci; Mittel-Sumatra
- 1889: Marapi; Mittel-Sumatra
- 1892: Sorikmarapi; Mittel-Sumatra

4. Beispiel: Timorgraben, östwärts über den Daya-Inselbogen zu den Sangihe-Inseln

1660: Lewotolo; Lomblen

1663: Teun; Daya-Inselbogen

1683: Serua; Daya-Inselbogen

1690: Banda Api, Banda-Inseln; Daya-Bogen

1694: Tongkoko; NO-Spitze Celebes

1711: Awu; Sangihe

5. Beispiel: Der Awu auf Sangihe hat 1711, 1812, 1856 und 1892 hochexplosive Eruptionen, die sich alle, in vier Staffeln, mit den immer gleichen Vulkanen der nördlich gelegenen Philippinen verbinden; 2 Beispiele:

a)

1711: Awu; Sangihe

1765: Ragang; Zentral-Mindanao

1827: Hibok-Hibok; Camiguin-Insel

1866: Kanlaon; Negros

1886: Bulusan; Süd-Luzon

1891: Mayon; Süd-Luzon

1903: Taal; Mittel-Luzon

b)

1892: Awu; Sangihe

1915: Ragang; Zentral-Mindanao

1948: Hibok-Hibok; Camiguin-Insel

1969: Kanlaon; Negros

1978: Bulusan; Süd-Luzon

1978: Mayon; Süd-Luzon

6. Beispiel: nördliche Philippinen - Ryukyu-Graben - südliches Japan (zu lesen als Fortsetzung der Beispiele 5 und 4)

1924: Babuyan; Babuyan-Inseln; Philippinen

1924: Iriomate-jima; Ryukyu-Inseln, Japan

1925: Suwanose-jima; Ryukyu-Inseln, Japan

1931: Kuchinoerabu-jima; Ryukyu-Inseln, Japan

1934: Kikai; Ryukyu-Inseln, Japan

1935: Sakura-jima; Kyushu, Japan

7. Beispiel: Marianen-Graben, Japan-Graben. Des Fudschijamas letzter Ausbruch bedeckt das 100 km entfernte Tokyo mit einer dicken Aschenschicht

1580: Pagan; Nördliche Marianen

1606: Hachiji-jima; Izu-Inseln, Japan

1643: Miyake-jima; Izu-Inseln, Japan

1695: Izu-Oshima; Izu-Inseln, Japan

1707: Fudschijama; Honshu, Japan

8. Beispiel: Das unterirdische 'Lauffeuer' verbindet zwei große Vulkankatastrophen Japans: die des Asama-yama und die des Bandai-san. Ein Explosionsknall, der 300 km weit zu hören ist, lässt hausgroße Lavablöcke hernieder fallen; wasserreiche Trümmerströme zerstören

Dörfer. Mindestens 1.200 Menschen sterben. Beim Bandai-san stürzt in weniger als einer Minute der Gipfel ein, gleichzeitig bricht die Nordflanke als Bergsturz mit 1,5 km³ zu Tal. Etwa 500 Menschen kommen um.

Honshu nordostwärts:

- 1773: Niigata-yake-yama; direkt an einer Plattengrenze gelegen, die Honshu mittig am 138.° ö.L. nord-südlich quert.
- 1783: Asama-yama; zeigt mit dem 120 km südlich gelegenen Fudschijama den östlichen Plattenrand an.
- 1805: Kusatsu-Shirane-san; Mittel-Honshu
- 1846; Nasu-dake; Mittel-Honshu
- 1888: Bandai-san; Nord-Honshu
- 1899: Adataru; Nord-Honshu
- 1914: Azuma; Nord-Honshu
- 1940: Zao-san; Nord-Honshu

9. Beispiel: Der Kurilen-Graben - von Japans Nordinsel Hokkaido über den Inselbogen der Kurilen zur sibirischen Halbinsel Kamtschatka - nordwärts (durchaus als Fortsetzung von Beispiel 8 zu lesen):

- 1942: Komaga-take; Süd-Hokkaido
- 1944: Showa-Shinzan; Süd-Hokkaido. Im Umfeld des Vulkans Usu durch 150 m hohe Aufwölbung des Erdbodens in neun Monaten entstanden; dann erfolgt der Ausbruch.
- 1954: Tarumai; Shikotsu-Caldera; Süd-Hokkaido
- 1962: Tokachi; Mittel-Hokkaido
- 1966: Akan; Mittel-Hokkaido
- 1973: Tiatia; Süd-Kurilen
- 1973: Ivan Grosny; Süd-Kurilen
- 1973: Kolokol; Süd-Kurilen
- 1976: Sarychev Peak; Mittel-Kurilen
- 1979: Chirinkotan; Nord-Kurilen
- 1980: Ekarma; Nord-Kurilen
- 1981: Alaid; Nord-Kurilen; besonders heftiger Ausbruch

10. Beispiel: Der stärkste Vulkanausbruch des 20. Jhs. ereignet sich unbeobachtet und fernab jeder Zivilisation auf der Halbinsel "Aleutian Range" von Alaska. Hier explodiert 1912 der Katmai und wirft 12 km³ Magma und 30 km³ Bimsstein aus. Hinzu kommen große Mengen säurehaltiger Gase. (Entsprechend groß, aber auch durch seine nördliche Lage bedingt, ist der Säureeintrag ins grönländische Eis: bisher das Maximum.) Durch sauren Regen wird in bis zu 600 km Entfernung der gesamte Pflanzenwuchs vernichtet, Metallteile an Häusern werden zerfressen; die betroffene Bevölkerung klagt über Hautätzungen und Augenbrennen.

Aleutengraben und Inselbogen der Aleuten - ostwärts:

- 1873: Semisopochnoi; West-Aleuten
- 1873: Gareloi; Mittel-Aleuten
- 1878: Amukta; Ost-Aleuten
- 1878: Okmok; Ost-Aleuten
- 1883: Bogoslof; Ost-Aleuten
- 1883: Makushin; Ost-Aleuten
- 1896: Akutan; Ost-Aleuten
- 1901: Shishaldin; Alaska-Halbinsel
- 1906 -1911: Pavlof; Alaska-Halbinsel
- 1912: Katmai; Alaska-Halbinsel

11. Beispiel: Aleuten-Graben und Alaska-Halbinsel

Diese Serie endet mit einem Erdbeben, welches das stärkste in Nordamerika im 20. Jh. ist. In der Stadt Anchorage, Alaska, sinken 1964 ganze Straßenzüge ab.

- 1960: Okmok; Ost-Aleuten
- 1962: Akutan; Ost-Aleuten
- 1963: Shishaldin; Alaska-Halbinsel
- 1963: 1964: Trident, dem Katmai benachbart
- 1963: 1964: Augustine Island, Cook Inlet
- 1964: Erdbeben Anchorage

12. Beispiel: Vom Kaskaden-Gebirge, USA, zum Mexiko-Graben

Diese Reihe beginnt mit dem sehr bekannten Ausbruch des Mount St. Helens und einem nahezu unbekanntem Ausbruch des mexikanischen El Chichón, der eine Aerosolwolke von 20. Mio. Tonnen freisetzt und der Nordhalbkugel eine verminderte Sonneneinstrahlung beschert.

- 1980: Mount Saint Helens; Washington
- 1982: El Chichón; Chiapas, Mexico
- 1986: Tacaná; Chiapas, Grenze zu Guatemala
- 1987: Fuego; Guatemala
- 1989: Pacaya; Guatemala
- 1995: San Miguel; El Salvador
- 1997: San Cristóbal; Nicaragua
- 1999: Negro; Nicaragua
- 1999: Masaya; Nicaragua
- 1999: Concepción; Nicaragua

13. Beispiel: 'Unter' dem Flusstal der Magdalena, Kolumbien, zur Karibischen Platte - dem dritten Mittelmeer - zum Atlantik hin abgeschirmt durch einen vulkanischen Inselbogen und den Puerto-Rico- und Cayman-Graben; über den Mexico-Graben nach Kalifornien.

'Paris der Antillen' wird St.-Pierre genannt, bis ein gewaltiger Ausbruch der Montagne Pelée die Stadt völlig zerstört; 28.000 Menschen sterben, einer überlebt: ein Gefängnisinsasse.

- 1877: Cumbal; Süd-Kolumbien
- 1889: Galeras; Süd-Kolumbien
- 1899: Puracé; Süd-Kolumbien
- 1902: 7. Mai: Soufrière; St- Vincent, Kleine Antillen, 1.500 Tote
- 1902: 8. Mai: Montagne Pelée; Martinique, Kleine Antillen
- 1902: 25. Okt.: Santa Maria; Guatemala, 6.000 Tote
- 1906: ein tektonisches Beben verwüstet San Francisco
- 1915: Lassen Peak; Kaskaden-Gebirge, Kalifornien

14. Beispiel: Die Schnittstelle von Cocos-, Karibischer- und Nazca-Platte am Golf von Panama

Die Eruption des Nevado del Ruiz in Kolumbien wird von Vulkanologen vorausgesagt, aber die Behörden können nicht überzeugt werden. Schlammströme überfluten die Stadt Armero; 22.000 Menschen sterben.

Südwärts:

- 1985: 1987: Nevado del Ruiz; Mittel-Kolumbien
- 1989: Galeras; Süd-Kolumbien
- 1990: Pichincha; Nord-Ecuador (einst von A. v. Humboldt bestiegen, der am Kraterrand bläuliche Flammen brennen sieht)

15. Beispiel: Entlang des Atacama-Tiefseegrabens (mittleres Südamerika)

Südwärts:

- 1986: Sabancaya; Süd-Peru
- 1987: Gualatiri; Nord-Chile
- 1995: Irruputuncu; Nord-Chile
- 1996: Lascar; Nord-Chile

16. Beispiel: Südlicher Atacama-Graben, südliches Südamerika

Eine der gewaltigsten explosiven Eruptionen im 20. Jh. ereignet sich 250 km südlich von Santiago de Chile: Der Azul im Descabezado Grande-Vulkanfeld stößt 1932 an die 10 km³ Lockermaterial aus.

- 1920: Huequi; Süd-Chile
- 1929: Calbuco; Süd-Chile
- 1929: Puyehue; Süd-Chile
- 1929: Villarrica; Süd-Chile
- 1930: Llaima; Süd-Chile
- 1932: Azul; Mittel-Chile
- 1933: Descabezado Grande; Mittel-Chile
- 1937: Portillo del Planchón; Mittel-Chile
- 1946: Tupungatito; Mittel-Chile

17. Beispiel: Melanesien und der Neupommern-Bougainville-Graben ostwärts:

1993: Long; kleine Vulkaninsel; Papua-Neuguinea

2002: Pago; Neu-Britannien; Papua-Neuguinea

2003: Ulawun; Neu-Britannien; Papua-Neuguinea

2003: Bagana; Bougainville; Papua-Neuguinea

18. Beispiel: Von Melanesien über Neuhebriden-, Tonga- und Kermadec-Graben nach Neuseeland.

Im Archipel der Neuen Hebriden gibt es um 1452 eine Vulkanexplosion, die von größerer Wucht ist als die des Krakatau. Eine 12 km weite, untermeerische Caldera zeugt davon. Es gibt weltweit angstmachende Himmelserscheinungen, die 1453 die Eroberung Konstantinopels begünstigen sollen. Mit dem Nachfolger-Vulkan, der seit 1897 tätig ist, beginnt die Reihe.

Südwärts:

1948: Kuwae; Neue Hebriden; Vanuatu

1949: Matthew; Neukaledonien

1951: Fonualei; Tonga

1958: Tofua; Tonga

1964: Raoul; Kermadec-Inseln

1966: White Island; Neuseeland

1973: Okataina; Neuseeland

1981: Taupo; Neuseeland

1981: 1982: Ruapehu; Neuseeland

19. Beispiel: Auch auf mittelozeanischen Rücken gelegene Vulkane brechen in der Art eines "Lauffeuers" aus. Die Bruchlinie durchzieht Island von SW nach NO:

1963: Surtsey; neue Vulkaninsel vor Island

1973: Eldfell; Vestmannaeyjar; Island

1980: Hekla; Süd-Island

1980: 1981: Krafla; Nord-Island

1985: Beerenberg; Jan Mayen, zu Norwegen gehörende Insel

20. Beispiel: Auch Serien tektonischer Beben behalten die einmal eingeschlagene Richtung bei. Von Island bis Basel - westlich bis zur Camargue, östlich bis nach Venetien - ziehen sich Bruchzonen und tektonische Gräben: durch die Nordsee zum Rheingraben, flankiert von der Vulkan-Eifel, dem Odenwald, dem Kaiserstuhl, den Hegau-Vulkanen. Alle diese Vulkangebiete 'schlafen' - die Erdbeben 'geben sich die Klinke in die Hand'.

a)

- 1991: Jan.: Hekla; Vulkanausbruch; Island
- 1992: 13. 04. Erdbeben Aachen, Maastricht; Epizentrum Roermond; St. 6,0
- 1992: 15. 05. Erdbeben im Rheingraben und der Schweiz
- 1994: 31. 03. Erdbeben in Bludenz, Montafon; Vorarlberg
- 1994: 02. 09. Skopje; Mazedonien

b)

- 1996: Grimsvötn; Vatnajökull, Island
- 1996: 24. 07. Erdbeben im Rheinland und in der Eifel; Stärke 4,0
- 1997: 29. 11. Erdbeben im Taunus; Epizentrum Idstein; Stärke 4,4
- 1999: 14. 02. Erdbeben in Zürich, Bern, Fribourg; Stärke 4,0
- 2001: 17. 07. Erdbeben in Meran und Bozen
- 2002: 14. 02. Erdbeben in Friaul-Julvenetien

c)

- 1999: Vulkanausbruch: Katla; Myrdalsjökull; Island
- 1999: Vulkanausbruch Grimsvötn; Vatnajökull; Island
- 2000: 26. 02. Ausbruch des Hekla; Island
- 2000: 17. 06. Erdbeben auf Island; Stärke 6,9
- 2001: 23. 06. Erdbeben in Aachen und Umgebung; Stärke 4,0
- 2002: 22. 07. Erdbeben in Aachen; Stärke 4,8 - 5,0
- 2003: 22. 02. Erdbeben in den Vogesen; Stärke 5,4
- 2004: 23. 02. Erdbeben in Ostfrankreich und Vogesen; Stärke 5,1
- 2004: 05. 12. Erdbeben in SW-Deutschland, NW-Schweiz und Elsass; Epizentrum Emmendingen, 15 km westlich: Vulkan Kaiserstuhl; St. 5,4

21. Beispiel: Der eingangs beschriebene Subduktionsgraben von Insulinde zu den Azoren ist auch beansprucht: bezogen auf Beisp. 22

- 2001: 26. 01. Erdbeben im indischen Gujarat, südlich des Indusdeltas; stärkstes Beben seit 1950; mindestens 30.000 Menschen sterben.
- 2001: 25. 02. Erdbeben in Nordindien, Pakistan und Afghanistan
- 2002: 22. 06. Erdbeben im NW-Iran; Stärke 6,0
- 2002: 31.10. Erdbeben in Süditalien; Stärke 5,4
und auf der Schwächezone wieder zurück:
- 2003: 01. 05. Erdbeben in der SO-Türkei; Stärke 6,5
- 2003: 26. 12. Erdbeben im SO-Iran; die Stadt Bam an der Seidenstraße wird verwüstet; Stärke 6,3, an die 40.000 Menschen sterben.

22. Beispiel: Insulinde - ein unheilvolles Gebräu aus tektonischen Beben und Vulkanausbrüchen nimmt seinen Lauf...

a) von West nach Ost:

- 1991: Ardjuno-Welirang; Ost-Jawa
- 1991: Raung; Ost-Jawa

1991: Ranakah; West-Flores
1991 - 1992: Lewotobi; Ost-Flores
1992: 12. 12. Erdbeben auf Flores; 3.000 Menschen sterben
1992: 21. 12. Seebeben; Arafura-See nordöstlich von Darwin; Stärke 7,3

b) von Ost nach West:

1992: 24. 12. Seebeben, Timor-Graben; Banda-See, 600 km nö von Darwin
1993: Iliwerung; Lomblen
1993: Iliboleng; Adonara
1994: Rinjani; Lombok
1994: Batur; Bali
1994: Kaweh Ijen; Ost-Jawa
1995: Bromo; Ost-Jawa
1996: Dieng Plateau; Mittel-Jawa
1996: Krakatau; Sunda-Straße
1996: Kerinci; Mittel-Sumatra
1998: Peuetsague; Nord-Sumatra

c) von Nordwest nach Südost:

1991: Barren-Insel; Andamanen
1991: Peutsague; Nord-Sumatra
1994: 06. 02. Erdbeben auf Sumatra (Ortsangabe fehlt)
1994: Dempo; Süd-Sumatra
1995: Krakatau; Sunda-Straße

d) von Südost nach Nordwest:

1997: Krakatau; Sunda-Straße
1998: Kerinci; Mittel-Sumatra
1999: Marapi; Mittel-Sumatra
1999: Peuetsague; Nord-Sumatra

e) von Südost nach Nordwest:

2000: Krakatau; Sunda-Straße
2000: Kaba; Süd-Sumatra
2000: 14. 06. Erd- und Seebeben; Sumatra (Ortsangabe fehlt)
2000: Marapi; Mittel-Sumatra
2000: Peuetsague; Nord-Sumatra

f) von Nordwest nach Südost:

2001: Marapi; Mittel-Sumatra
2001: Talang; Mittel-Sumatra
2001: Kerinci; Mittel-Sumatra
2001: Krakatau; Sunda-Straße

In den Beispielen a), b), e) und f) finden Ausbrüche in ein und demselben Jahr statt. Ob sie sich wirklich in dieser Reihenfolge ereigneten, kann nur über weitere Daten, wie Tag und Monat, erhellt werden.

g) von Südost nach Nordwest:

2002: Tangkubanperahu; West-Jawa

2002: Kerinci; Mittel-Sumatra

2004: 26.12. Erd- und Seebeben, Sumatra; Epizentrum im Meer; St. 9,0

Zwischen 1994 und 2004 fanden also vor und auf Sumatra drei tektonische Erd- und Seebeben statt. Begleitet wurden sie von 29 Vulkanausbrüchen (inkl. Barren und Krakatau). In diesem Zeitraum lässt sich bei Barren, Peuetsague, Kerinci und Krakatau gesteigerte vulkanische Tätigkeit erkennen. So begann Barren nach 160 Jahren Ruhe 1991 wieder; Kerinci nach 20 Jahren Pause 1990 und Krakatau nach 11 Jahren 1992 wieder. Der dem Epizentrum vom 26. 12. 2004 nächstgelegene Vulkan, der 150 km entfernte Peuetsague in der Provinz Aceh, brach nach 58-jähriger Ruhe wieder aus und startete eine Serie mit 6 Ausbrüchen von 1979 bis 2000.

Die Toba-Caldera, ebenfalls in Nord-Sumatra, liegt vom Epizentrum des Erd- und Seebebens 350 km entfernt. Hierbei handelt es sich um eine, wenn nicht die größte "wiederaufsteigende Caldera" der Erde. (Der Begriff wurde 1962 am U.S. Geological Survey geprägt.) Der Ausbruch des Toba-Vulkans vor 75.000 Jahren und der Einbruch des Kraterbodens ließen in dem Riesenkriater einen See entstehen. Später begann der Kraterboden wieder zu steigen und im See entstand die Insel Samosir. "Wiederaufsteigend" sagt, dass der Prozess noch andauert. Wann ein Wiederaufstieg abgeschlossen ist und zu einem erneuten Ausbruch führt, weiß man genauso wenig, wie ob ein Vulkan erloschen ist oder nur 'schläft'.

Noch einmal zum Mittelmeer, dem MARE INTERNUM der Römer. In seiner Mitte, sowohl west-östlich als auch nord-südlich gesehen, liegt der Ätna. (Damals war der Begriff 'Vulkan' noch nicht existent. Alle Feuerberge hießen Hiera oder Ätna, was indogermanisch so viel bedeutete wie: „gebrannt“, „in Brand gesetzt“ oder „die Eigenschaft habend zu brennen“. Der Begriff 'Krater' geht übrigens auf Aristoteles zurück.) Durch diese Lage befindet sich der Ätna im Schnittpunkt der afrikanisch-eurasischen Plattengrenze mit der Störungszone der Còmiso-Messina-Verwerfung. In ihrer Ausrichtung von 27° (SSW-NNO) ist sie 'rheinischer' Natur. Ganz für sich allein liegt 180 km westlich von Stromboli und 60 km nördlich von Palermo die Vulkaninsel Ustica; weit südlich von ihr, zwischen Sizilien und Tunesien, die Vulkaninsel Pantelleria. Verbindet man beide Inseln durch eine Gerade, erhält man zur Còmiso-Messina-Störung eine Parallele. Verlängert man die Gerade über Ustica nach Norden, trifft man auf die vulkanreiche Bucht von Neapel: im Westen beginnend mit Ischia, gefolgt von 150 vulkanischen Objekten der Phlegräischen Felder, im Osten mit dem Vesuv abschließend. Da ich vom Schreibtisch aus dieser Gerade nicht unterstellen darf, im geologischen Sinn

eine Verwerfung zu sein, dem Kind aber einen Namen geben will, nenne ich sie die Pantelleria-Ustica-Ischia-Linie.

Die früheste überlieferte Beobachtung vulkanischer Tätigkeit stammt von Strabo, unter Bezugnahme auf Platons *Timaios*. Es wird von einem Vulkanausbruch auf Ischia um -500 berichtet. Dann bricht +79 der Vesuv aus, begleitet von Eruptionen auf Ischia +69 und 80. Auf den PHELEGRÄISCHEN FELDERN entsteht 1538 ein neuer Vulkan, der Monte Nuovo, und wird innerhalb einer Woche 140 m hoch. Was aber sind die CAMPI PHELEGRAEI noch, außer Schauplatz des Kampfes der Götter mit den Giganten? Sie sind eine 35.000 Jahre alte, wiederaufsteigende Caldera von 15 km Durchmesser, deren eine Hälfte damals im Meer versank. Damit ist sie jünger als die, die als die jüngste angenommen worden war, die Toba-Caldera auf Sumatra!

Streng genommen brach 79 nicht der Vesuv aus, sondern sein Vorgänger, der Monte Somma. Dieser umgibt heute, als erloschener Krater, im Norden den Vesuv wie ein Halbkreis. Sein bislang letzter Ausbruch fand 1944 statt.

Wenn man nun annimmt, dass sich seismische und vulkanische Ereignisse entlang von sekundären Verwerfungen, im Sinne eines "Lauffeuers", auch nur in eine Richtung fortbewegen – und wenn meine skizzierte Linie eine Verwerfung sein sollte – dann besteht die Möglichkeit, dass der Vesuv bei seinem Ausbruch von 1822, bei "Julius Geburt", 1831 'Pate gestanden' hat.

Jedenfalls: Der 'kolonialistische' Vulkan Ferdinandea-Graham-Julia liegt untergegangen tatsächlich auf dieser Parallele zur Còmisio-Messina-Störung, auf der Adventure-Bank 50 km nnö von Pantelleria. (Position "Julia": 37° 9' 45" n.B., 12° 17' 4" ö.L.) Und fast wollte Pantelleria wohl selbst wieder aktiv werden, als es an ihrer Westküste 1891 zu einem submarinen Ausbruch kam. Hierzu bieten sich zwei Vesuvausbrüche aus den Jahren 1872 und 1906 an. Zwischen nur zwei Vulkanen ist nicht lesbar, wer auf wen reagiert hat und in welche Richtung die Lunte abbrennt. Ustica würde der dritte im Bunde, soll aber vor 150.000 Jahren zum letzten Mal ausgebrochen sein.

Die entdeckte "Verwerfungslinie" ist über den Vesuv hinaus verlängerbar: Sie erreicht die Adria an einer 85 km langen, untermeerischen Bruchzone (!) zwischen Vasto und Šibenik. Die Linie endet nach insgesamt 1.230 km am Plattensee, begleitet von Basaltbergen am Nordufer bei Tapolca, gefolgt von der vulkanischen Halbinsel Tihany, auf der Geysire springen.

Abschließend sei bemerkt, dass sich ein neues "Lauffeuer" durch die mittelmeerische Subduktionszone bereits angekündigt hat:

1957: Faial; Azoren

1988: Vulcano; Äolische Inseln

bzw.:

2004: Straße von Sizilien; untermeerisch

????: Thera; Ägäis

Der Thera-Vulkan reagiert auf Ausbrüche im Großraum Sizilien bisher mit einer durchschnittlichen Verzögerung von rund 30 Jahren. Zieht man den Ausbruch von Vulcano, 1988, heran, dann sollte Thera rein rechnerisch um 2018 wieder von der 'brennenden Lunte' erreicht werden.

Eine Anmerkung noch: Nicht alle Vulkane, die hinter einem Tiefseegegraben liegen und ein und derselben Kette angehören, brechen aus, auch wenn sie von ihrem Steckbrief her dazu in der Lage wären. Welche Vulkane in einer Kette aktiviert werden und welche nicht, vermag bislang niemand zu sagen. Das Muster scheint willkürlich zu sein.

Eine zweite Lesart vulkanischer Ereignisse ergibt sich aus dem gleichen Ausbruchsjahr benachbarter Vulkane. So brach im Sundabogen, der mit 45 tätigen Vulkanen bestückt ist, der Krakatau 1883 mit 5 und der Tambora 1815 mit 3 weiteren Vulkanen aus. Dies suggeriert vordergründig eine Gleichzeitigkeit der Ausbrüche und damit das Ende der Idee eines Lauffeuers. Kommen aber weitere Daten wie Monat und Tag hinzu, ergibt sich bereits wieder ein zeitliches Nacheinander. Ob es dabei zur Richtungslosigkeit in der Abfolge von Ausbrüchen kommt, muss noch offen bleiben. Ein einziger Tag entschied 1902 (im 13. Beispiel, in der Karibik) über die Beibehaltung der Richtung.

Literatur

- Bertelsmann Atlas International (1984): Bertelsmann, Berlin u. a.
Columbus Hausatlas (1956); Columbus, Berlin · Stuttgart
Fisher, Osmond (1881): Physics of the earth's crust; London
Frank, Felix (2003): Handbuch der 1350 aktiven Vulkane der Welt; Ott, Thun (CH)
Friedrich, Walter L. / Pichler, Hans / Schiering, Wolfgang (1980): Der Ausbruch des Thera-Vulkans; in: Pichler (Hg.), 70-77
Goldmanns Handatlas (1961); Goldmann, München
Krafft, Maurice (1981): Unsere Erde - ein lebender Planet; Herder, Freiburg im Breisgau
- (1993): Vulkane, Feuer der Erde. Die Geschichte der Vulkanologie; Ravensburger, Ravensburg
Kümmerly & Frey / Rand Mc Nally / Westermann (1978): Internationaler Atlas; Rand Mc Nally & Company, Bern · New York
Pichler, Hans (Hg., ²1988): Vulkanismus: Naturgewalt, Klimafaktor und kosmische Formkraft (1988); Heidelberg (Aufsatzsammlung aus *Spektrum der Wissenschaft*)
Pichler, Hans / Schick, Rolf (1985): Der Ätna; in: Pichler (Hg.), 16-28
Stommel, Henry und Elizabeth (1983): 1816 · Das Jahr ohne Sommer; in: Pichler (Hg.), 128-135
Wegener, Alfred (1915): Die Entstehung der Kontinente und Ozeane; Braunschweig

Darwinismus als Ideologie

Stefan Diebitz

Es ist eine von Wissenschaftshistorikern gern kolportierte Legende, dass der Darwinismus zu den drei großen Kränkungen gehört, die dem modernen Menschen zugemutet wurden, zusammen mit der kopernikanischen Wende und der Psychoanalyse. Derjenige, der diese Legende in Umlauf gebracht hat, war kein anderer als Sigmund Freud selbst, der sich so einen Platz auf dem Sockel neben den beiden Geistesheroen Kopernikus und Darwin erschlich.

Von Freud und Kopernikus soll hier nicht die Rede sein, sondern von Darwin. Ist es denn überhaupt wahr, dass die Zeitgenossen Darwins die Evolutionstheorie als „biologische Kränkung des menschlichen Narzissmus“ [Freud 1978, 8] empfunden haben? Lange habe sich die Menschheit vergeblich gegen die tieferen Einsichten des großen Naturforschers gesträubt, spiegelt uns Freud mit seiner Legende von den drei Kränkungen vor. Aber das ist nicht wahr, wie ein Blick auf die Rezeption der Evolutionstheorie beweist. Der Darwinismus war „das echte Kind der utilitarischen Lebensanschauung, die auch über unser Volk im letzten Jahrhundert verheerend dahingegangen ist“ [Dacqué 1924, 7], und auch laut Egon Friedell „lag der Darwinismus, selbst ein Produkt der menschlichen Anpassung an den Zeitgeist, in der Luft“ [Friedell 1984, 1155], so dass er sogleich anerkannt wurde. Trotz gelegentlicher Angriffe erlebte Darwin einen Triumph sondergleichen. An ihren eigenen Maßstäben gemessen, wurde die Evolutionstheorie extrem erfolgreich, und sie zu hinterfragen oder abzulehnen, schien gleichbedeutend mit Skepsis gegenüber der Wissenschaft.

Darwin konnte nicht allein als Naturwissenschaftler an andere Autoren anknüpfen, sondern er übertrug auch, was beileibe nicht erst Edgar Dacqué und Friedell bemerkten, die ökonomischen Vorstellungen seiner Zeit auf die Natur – beide Aspekte zusammen verstärkten einander und trugen so wesentlich zu dem triumphalen Erfolg seiner Theorie bei. Ideologisch bedeutet deshalb im Zusammenhang mit dem Darwinismus ein doppeltes: Seine Geburt hängt eng mit den Ideologien seiner Zeit zusammen, aber die Evolutionstheorie selbst wurde schon bald selbst zu einer Ideologie und als solche die intellektuelle Grundlage des Nationalsozialismus, der ohne den Darwinismus gar nicht denkbar wäre. Eigenartigerweise gab oder gibt das letzte Faktum, das sich überhaupt nicht wegdiskutieren lässt, zu keinerlei kritischen Nachfragen Anlass.

Aber auch noch die ökonomische Diskussion unserer Tage ist ohne die Plattheiten des Darwinismus gar nicht vorstellbar. So hat mit dem Präsidenten

der Leibniz-Gesellschaft einer der prominentesten Funktionäre der deutschen Wissenschaft herausgefunden, dass in Deutschland der Darwinismus „mit dem abwertenden Stempel des ‚Sozial-Darwinismus‘ versehen ist“, und erklärt sich auch in seiner Eigenschaft als unabhängiger Intellektueller sogleich mit dem Sozialdarwinismus solidarisch. Hans-Olaf Henkels Belehrung der deutschen Nation lässt sich in einem einzigen kurzen Satz zusammenfassen, denn der zweite Satz ist ja bereits die Variation, die dieser scharfe Denker den Begriffsstützigen unter seinen Lesern anbietet: Eine

„Spezies, die sich nicht anpasst, wird untergehen. Man könnte ebenso gut sagen: Wer nicht lernt, den bestraft das Leben“ [Henkel 2002, 207 f.]

Nach Hannah Arendt besteht das Wesen einer Ideologie darin, nach diesem Schema – „Wo gehobelt wird, da fallen Späne“ lautet ihr Beispiel – aus einer Idee eine Prämisse zu machen. Eine Ideologie bildet sich, wenn ein offenes, undogmatisches Gedankengebäude sich abschließt, wenn es nur noch logizistisch aus seinen vielleicht willkürlichen, vielleicht begründeten Grundvoraussetzungen folgert, ohne sich kritisch an der Erfahrung oder an konkurrierenden Theorien zu messen. Wesentlich ist deshalb weniger die Fragwürdigkeit der Prämissen als vielmehr die Abgeschlossenheit des Systems bzw. die „Verlassenheit“ [Arendt 1986, 727] des Ideologen, die keine neue Erfahrungen und damit keine Korrekturen mehr zulassen. Deshalb ist das „Zwangsfolgern [...] der Extremismus, der allem ideologischen Denken eignet“ [Arendt 1986, 729]. Dieses Zwangsfolgern konstituiert die prophetische Kraft, die eine Ideologie sich selbst zuspricht. Zu einer jeden Ideologie gehört die Zukunft, und es passt schön in diesen Zusammenhang, dass jetzt nicht allein „Docufictions“ über das Leben von Dinosauriern, sondern auch über die künftige Entwicklung der Tierwelt angeboten werden.

Der Darwinismus als Ideologie ist am leichtesten in den zahllosen Naturreportagen des Fernsehens aufzufinden, die uns mit wunderbaren Bildern verwöhnen und mit furchtbaren Kommentaren peinigen; als Dokumentationen gehen ja selbst die von Heerscharen von Biologen wissenschaftlich begleiteten, immerhin von der BBC produzierten Computeranimationen von Dinosauriern durch. Schwer erträglich sind hier wie in traditionellen Naturfilmen die pausenlos auf uns einströmenden Kommentare schon wegen ihrer Überflüssigkeit, aber eben auch, weil sie die Theoreme des Darwinismus in rohester Form zu Gehör bringen. Dank dieser Propaganda (und trotz der von Henkel, aber wohl auch nur von ihm bemerkten Abstempelung) trifft eine Ablehnung der Evolutionstheorie fast immer auf ungläubiges Staunen, so, als lehne man Wissenschaft an sich ab und sei einfach nicht auf der Höhe der Zeit, vielleicht gar Bibelfundamentalist.

Die wenigsten wissen, dass der Darwinismus auf Voraussetzungen beruht, die problematisch, weil unbewiesen oder in sich widersprüchlich sind. Mit

Hypothesen zu arbeiten ist nicht allein legitim, sondern in der Wissenschaft auch notwendig, aber die Hypothesen des Darwinismus werden längst nicht mehr als Hypothesen erkannt. Die Kommentare von Naturreportagen besitzen für uns nun den Vorteil, dass ihre Autoren in aller Regel viel weniger vorsichtig und abwägend die bei den Großen des Faches schamhaft verschwiegenen Grundvoraussetzungen oder auch Konsequenzen ausplaudern; kein ernsthafter Forscher wird sich die Blöße geben, einem herumstreuenden Löwen expressis verbis die Absicht zu unterstellen, seine Gene vererben zu wollen, aber der naive Kommentar sagt es uns in schöner Offenheit und spricht damit das aus, was den Darwinismus auszeichnet: seine teleologische Grundstruktur. Laut Nicolai Hartmann hat sich

„der Schein finaler Determination am Gegenstande selbst sich bis zu einer Art Denkwang verdichtet. Dieses Gebiet ist das der biologischen Wissenschaften“ [TD 23].

Die Evolution meint „nicht Abstieg, sondern Aufstieg“ [Hartmann 1950, 662] und richtet sich auf Perfektion, sie kennt „so etwas wie eine Richtung“ [Mayr 2003, 24] und wird deshalb Orthogenese genannt. Ganz naiv spricht Julian Huxley von „Vervollkommnung“ [Huxley 1952, 38, 116, 138 u.ö.], als sei nur eine Richtung des Entwicklungsprozesses denkbar, jene zum Besseren, Perfekten, Vollkommenen. Noch zu Dinosaurierzeiten kamen „die ersten häßlichen Säuger“ [Riedl 1984, 221], aber die Unansehnlichkeit hat sich längst erledigt, wie man an uns sehen kann. Denn Vervollkommnung ist die logische Folge einer der Evolutionstheorie ohne Prüfung vorangestellten und sie bis ins letzte Glied bestimmenden Prämisse, des im Kampf ums Dasein mächtigen Ausleseprinzips, und es ist deshalb eine bare Selbstverständlichkeit, ausgestorbene Tiere als primitiv oder häßlich zu bezeichnen. Sie werden behandelt wie technische Geräte von früher, die sich mit heutigen Modellen keinesfalls messen können [vgl. das schöne, vom Autor kritisch kommentierte Zitat bei Gould 1991, 367].

Mit Otto Muck beharrt ein Außenseiter darauf, dass Archaeopteryx hervorragend an seine Umwelt angepasst und im Vergleich zu heutigen Vögeln „der Lebentüchtigere und Höherentwickelte“ [Muck 1978, 117] gewesen sei, aber auch Stephen J. Gould betont, dass der Biologe bei ausgestorbenen Tiergruppen kein „Anzeichen anatomischer Unzulänglichkeit“ [Gould 1991, 340] erkennen könne. Spricht er der Evolutionstheorie damit nicht selbst das Urteil?

Archaeopteryx ist schon lange tot, aber der Mensch lebt, und doch ist er primitiv, ja, seine Primitivität führte nicht nur nicht zu seinem Aussterben, sondern ließ ihn gar das „erfolgreiche“ Wesen werden, das heute die Erde bevölkert. Die Primitivität ist einer der Gründe, die Arnold Gehlen als einen der Begründer der philosophischen Anthropologie zu der Diskussion der provozierenden These verführten, dass „der Mensch nicht vom Affen, sondern der Affe vom Menschen abstamme“ [Gehlen 2004, 95]. Gehlen und nach ihm

einige andere Außenseiter (denn in diesem Punkt ist auch der große Soziologe Außenseiter geblieben) haben ganz ernsthaft diese These durchdacht und wussten dafür auch eine Reihe von Gründen anzugeben.

Zunächst die Primitivität des Menschen, seine Nicht-Spezialisiertheit. Das Dollosche Gesetz besagt ja, dass die „Entwicklung nicht umkehrbar ist und verlorene Organe nicht wiedergewonnen werden können“ [Gehlen 2004, 97 f.], und deshalb ist es offensichtlich, dass sich unter den Vorfahren des Menschen kein spezialisiertes Wesen befunden haben kann. Der Mensch stand oder steht deshalb eher am Anfang denn am Ende einer Entwicklung. Sodann die erstaunliche Menschenähnlichkeit des jungen Schimpansen, die erst bei dem erwachsenen Tier wieder verloren geht, zusammen mit gewissen intellektuellen Fähigkeiten. Vielleicht erinnert ja das juvenile Stadium des Tieres an einen menschenähnlichen Vorfahren?

Es gibt auch noch andere Gründe, von denen Gehlen einige in *Der Mensch* anführt, aber in diesem Zusammenhang wesentlich ist nur die Tatsache, dass sich wohl ein undogmatischer Gelehrter wie Gehlen, aber kein Evolutionsbiologe mit der bloßen Möglichkeit auseinandersetzt, dass eine Geschichte der Natur auch in einer anderen Richtung denkbar sein muss: als Regression. Eine Entwicklung zurück wäre sogar ein paradoxer Ausdruck – die Metapher sagt uns ja, dass etwas ausgewickelt wird, das irgendwann von irgendwem eingewickelt worden sein muss –, und dieses von fern an die aristotelische Entelechie erinnernde Bild zeigt deutlich, welche Rolle eine Prämisse spielen kann: die Rolle eines Denkverbotes. Aber was spricht dagegen, in der Naturgeschichte nicht allein eine Bewegung zum Besseren, gar zum Vollkommenen, sondern auch eine zum Schlechteren zu sehen? Ein Ineinander zweier Bewegungen, ein Hin und Her, ein Auf und Ab?

Man könnte nicht von Vervollkommnung sprechen, wenn man der Entwicklung nicht eine teleologische Determination zusprechen würde. Tatsächlich werden Evolutionsbiologen wegen ihres unreflektierten Gebrauches teleologischer Ausdrücke immer wieder kritisiert, und Ernst Mayr, „der Darwin des 20. Jahrhunderts“, hat seinem Buch über *Eine neue Philosophie der Biologie* deshalb ein Kapitel über dieses Problem eingefügt, das „eine neue Analyse“ [ebd., 51-87] verspricht. Das nun ist mehr als vollmundig, denn Mayr setzt sich zwar mit Aristoteles, Kant und Christoph Sigwart auseinander, aber nicht mit den bis heute maßgeblichen Analysen, die von Hartmann an vielen Stellen seines Werkes vorgetragen wurden, erstmals 1925 in seiner Ethik, später in seinen Arbeiten zur Naturphilosophie oder in *Teleologisches Denken* (= TD). Das Niveau dieser Überlegungen wird von Mayr auch nicht im entferntesten erreicht. Der Biologe diskutiert allein das Telos einer einzelnen Handlung (der Inselbesuch einer Schildkröte zum Zwecke des Eierablegens), nicht aber die der Evolutionstheorie inhärente teleologische Struktur.

Das sind zwei vollkommen verschiedene Aspekte – anlässlich der Eiablage der Schildkröte kann die Ausrichtung instinktiver Handlungen und die mögliche Bewusstheit des Vorganges diskutiert werden, aber Ausrichtung ist eben nicht Telos. Teleologie findet in mente statt, und das Telos ist einer planenden Vernunft bekannt bzw. von ihr vor Aufnahme ihrer Handlungen gesetzt und keinesfalls mit einem dumpfen Ahnen zu verwechseln. Selbst ein so reflektierter und auch geisteswissenschaftlich gebildeter Autor wie Rupert Riedl deutet aber schon in dem Titel seines Buches an, dass die Biologie unter Evolution so etwas wie einen Gott versteht, denn wie erklärt es sich sonst, dass er der Evolution sogar eine Strategie zusprechen zu können glaubt? Er kennt wirklich eine *Strategie der Genesis* [1980].

Hartmann stellt eine kausale Determination der finalen bzw. teleologischen gegenüber. Eine kausale Determination ist „rechtsläufig“, was hier bedeutet, dass sie in der Zeit nach dem einfachen Prinzip actio - reactio verläuft, wie sie Newton seiner Mechanik zugrunde gelegt hat. Gäbe es keine andere Determination, so wäre alles Geschehen absolut zwangsläufig und idealiter bis in die fernste Zukunft hinein berechenbar. Aber die Kausalität ist allein die Determination der niedrigsten Seinsschicht, der unbelebten Natur. Die finale Determination dagegen verläuft wesentlich komplizierter und auch nicht linear in der Zeit. Sie gliedert sich dreifach auf: Man formuliert zunächst ein Telos (Ziel) und geht von diesem Schritt für Schritt „linksläufig“ bis zur Gegenwart zurück, um von dieser aus mit Hilfe der kausalen Determination das Ziel anzustreben [TD 69].

Eine finale Determination wäre deshalb ohne die kausale überhaupt nicht möglich, denn sie funktioniert nur, weil es einen Verstand gibt, der die kausale Determination seinen Zwecken unterzuordnen weiß. Die teleologische Determination besteht in einem Ineinander von Finalität und Kausalität. Das einzige uns bekannte Wesen, das zu ihr fähig ist, ist der Mensch. Aber man kann von der Natur oder der Genesis so sprechen, als besitze sie Geist, könne Zwecke setzen und eine Strategie verfolgen. Kant hat in der *Kritik der Urteilskraft* geschildert, wie das in einer methodisch unanfechtbaren Weise geschehen kann. Der Darwinismus ist hier ganz vorkritisch, denn eine Art Finalnexus durchzieht die gesamte Evolutionsbiologie. Hartmann hat diese Argumentationsstruktur einer vernichtenden Kritik unterzogen:

„Die aus der Zweckmäßigkeit, einem eindeutigen Phänomen, gezogenen spekulativen Konsequenzen sind in sich selbst leere Tautologien; sie ‚erklären‘ etwa die organischen Regulationen mit dem Zweck, zu regulieren, die Wiederbildung der Artenform in der Fortpflanzung mit dem Zweck, sich wiederzubilden usf.; kein Wunder, daß man auf diese Weise nicht vom Fleck kommt.“ [TD 83]

Hartmann ist auch deshalb in diesem Zusammenhang wichtig, weil er immer wieder darauf hinweist, dass wir nur die oberste und die unterste Determination kennen, die finale und die kausale, aber nicht jene der dazwischenliegenden Seinsschichten. In seiner *Philosophie der Natur* ist er leider so inkonsequent, den Kampf ums Dasein als „das seligerende Prinzip der Naturzüchtung“ [Hartmann 1950, 642] anzuerkennen, obwohl er selbst an anderer Stelle immer wieder einwendet, dass wir von den wirkenden Prinzipien des organischen Lebens nichts wissen. Wie bilden sich Kristalle? Kennen wir ihr Formgesetz? Bereits hier scheitert jedes Verständnis, und erst recht gilt das von höheren Determinationstypen, die in der belebten Natur wirksam sind.

Der Vitalismus Hans Driesches war ein Versuch, diesen Determinationen gerecht zu werden, ein Versuch also, morphogenetischen Prozessen ein eigenes Recht zu geben, und dass es ihm nicht gelang, zeigt zunächst lediglich die Grenze unseres eigenen Verstandes, der eben nur kausale und teleologische Determinationen begreifen kann und einen „nexus organicus“ [TD 94] nicht kennt. Auch andere Versuche, wie etwa jene von Dacqué in *Urwelt, Sage und Menschheit* oder von Rupert Sheldrake in *Das schöpferische Universum*, reagieren auf die ganz offensichtliche Tatsache, dass sich die meisten Prozesse der belebten Natur weder kausal noch teleologisch beschreiben lassen. Sheldrakes morphogenetische Felder sind in nichts irrationaler als Gravitationsfelder, sondern folgen sogar deren Logik. Blöss und Illig haben Spekulationen zu diesem Thema zusammengestellt [Blöss 1988, 128 ff.; Illig 1992, 206 ff.]. Diese Theorien müssen irrational sein, weil ihr Gegenstand transintelligibel ist. Auch die sog. Chaosforschung mit ihrer komplizierten Mathematik ist so ein Versuch, und selbstverständlich ist er ebenso legitim, aber weil er vorwiegend mathematisch ist, scheint er einem einseitigen Wissenschaftsverständnis als rationaler und überlegen.

Gould, der zu den unkonventionellen Köpfen unter den Darwinisten zählt, betont in *Zufall Mensch* die „Kontingenz des Naturgeschehens“ [Gould 1991, 339], aber den Zufall gibt es eben nur für einen beschränkten Verstand wie den unseren. Wir sprechen deshalb von Zufall, weil wir andere wirksame Determinationen als die kausale und die teleologische nicht kennen, sondern nur ihre Auswirkungen beobachten. Die Kontingenz beweist deshalb eine Vielfalt und ein Ineinander teils bekannter, teils unbekannter Determinationen.

Gould fragt sich, warum nach einem Aussterben, also an den Bruchstellen zwischen den großen erdgeschichtlichen Epochen, „andere Regeln“ [Gould 1991, 345] gegolten haben, aber darunter versteht er nicht andere Determinationsformen, sondern veränderte Begleitumstände – nach wie vor gilt der Kampf ums Dasein als einziges Prinzip der Entwicklung, und deshalb stellt auch Goulds Ansatz keine wirkliche Revision des Darwinismus dar.

Allerdings bietet sein Buch noch mehr. Es stellt „die wertvollste und wichtigste Fossilfundstätte der Welt“ [ebd., 11] vor, den Burgess Shale, dessen Fossilien allen Erwartungen der (darwinistischen) Paläontologen insofern widersprechen, als sie eine von der Theorie nicht zu erklärende breite Basis bieten, von der die Abstammungslinien ausgehen; das „Burgess-Muster der maximalen anfänglichen Vielfalt“ [ebd., 339] zertrümmert die im Grunde romantische, auch in ganz anderen Gebieten wie etwa der Sprachgeschichte wirksame Vorstellung, das Leben in seiner Gesamtheit habe sich wie ein Baum aus einem einzigen Spross entwickelt und erst spät zu der gewaltigen Vielfalt ausgebreitet, die im Bild einer reich verästelten Krone veranschaulicht wird. Es war aber Dacqué, der sich bereits 1924 [46] gegen diese Vorstellung gewandt und seine eigene „Lehre von den konvergierenden und wieder auseinandertretenden Typenkreisen“ dagegengestellt hat.

Hartmanns Untersuchungen sind trotz der gewaltigen Fortschritte der biologischen Wissenschaften immer noch wichtig, weil er in streng systematischer Form die logischen Möglichkeiten einer Erklärung auseinandersetzt. Seine Analyse der Kategorien besitzen nach wie vor ihr Recht, und die Unbestechlichkeit seines Fragens kann seine Voreingenommenheiten an vielen Stellen korrigieren, etwa, wenn er kritisch fragt, wie es möglich sein soll, dass „die späteren Prozeßstadien [...] auf die früheren einwirken“ [Hartmann 1950, 693]. Ihre „Ziele setzt die Evolution“, hat der Systemtheoretiker und Biologe Riedl dazu erläutert, „mit den jeweiligen Obersystemen“ [Riedl 1980, 157], aber mit dieser zweideutigen Formulierung, die an *Die Strategie der Genesis* erinnert, will er nicht einen *nexus finalis* ansprechen, sondern behauptet eine Wechselwirkung zwischen dem Organismus und seiner Umgebung.

Auch Hartmann greift angesichts dieser Problematik auf die Kategorie der Wechselwirkung zurück, aber diese erscheint doch nur geeignet, eine Feinabstimmung des Organismus auf seine veränderte Umgebung durchzuführen, nicht aber, etwas wirklich Neues, also etwa eine Art, zu kreieren. Die Wechselwirkung kann vorhandene Arten anpassen, aber keine neuen schaffen. Mit ihr lässt sich ebenso wenig wie mit dem ganz negativen Begriff der Selektion das merkwürdige Phänomen erklären, das bereits Dacqué zu seinem Buch angeregt hat, das zwei- oder mehrmalige Auftreten der selben Gestalt in verschiedenem Habitus: als Säugetier, Reptil oder Beuteltier.

Hartmann gibt eine anthropologische Erklärung dafür, warum wir den *nexus organicus* nicht kennen: Es würde den menschlichen Verstand zu sehr belasten, wenn alle leiblichen Vorgänge bewusst und damit steuerbar wären. So bleibt die Entstehung unserer Organe ebenso wie ihre Arbeit unserem Wissen und unserer direkten Lenkung entzogen und ist absolut rätselhaft. Wir kennen nicht die Prinzipien ihrer Determination, sondern diese liegen außerhalb unseres Verstandes und werden es auch immer bleiben. Hartmann selbst

schränkt ein, es sei unmöglich, diese „breite Lücke unseres Wissens ohne weiteres auszufüllen“ [TD 92 f.], aber es scheint doch eher so, dass es prinzipiell unmöglich ist: hier gibt es einen von dem großen Aporetiker sonst immer wieder beschworenen *hiatus irrationalis*, eine Kluft, die für alle Zeit bestehen bleibt. Wir werden vielleicht schon bald so glücklich sein, das menschliche Genom in nahezu jeder Richtung manipulieren zu können, aber wir werden es niemals lesen und verstehen. Hier verspricht bereits die Metaphorik der Genetiker viel zu viel.

Quellen

- Arendt, Hannah (1986): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft; München · Zürich
- Blöss, Christian (1988): Jenseits von Darwin. Globale Katastrophen und die Entwicklung des Lebens. Neue Perspektiven der Naturgeschichte; Frankfurt/M.
- Dacqué, Edgar (1924): Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie. 2., wenig veränderte Auflage; München
- Freud, Sigmund (1978): Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. In: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. 12. Band: Werke aus den Jahren 1917-1920; Frankfurt am Main, 3-12
- Friedell, Egon (1984): Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg; München (1927-1931)
- Gehlen, Arnold (2004): Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt (mit einer Einführung von Karl-Siegbert Rehberg); Wiebelsheim
- Gould, Stephen Jay (1991): Zufall Mensch. Das Wunder des Lebens als Spiel der Natur; München
- Hartmann, Nicolai (1950): Philosophie der Natur. Abriss der speziellen Kategorienlehre; Berlin
- (1951): Teleologisches Denken; Berlin (= TD)
- Huxley, Julian (1954): Entfaltung des Lebens; Frankfurt/M. · Hamburg
- Illig, Heribert (1992): Chronologie und Katastrophismus. Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag; Gräfelfing
- Huxley, Julian (1954): Entfaltung des Lebens; Frankfurt/Main, Hamburg
- Mayr, Ernst (1991): Eine neue Philosophie der Biologie. Vorwort von Hubert Markl; München · Zürich
- (2003): Das ist Evolution. Mit einem Vorwort von Jared Diamond; München
- Muck, Otto (1978): Geburt der Kontinente. Ein Protokoll zum 8. Schöpfungstag. Hrsg. von Mario Muck und Ferdinand Wackers; Düsseldorf · Wien
- Riedl, Rupert (1980): Biologie der Erkenntnis. Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Vernunft; Berlin · Hamburg
- (1984): Die Strategie der Genesis. Naturgeschichte der realen Welt; München
- Sheldrake, Rupert (1983): Das schöpferische Universum; München
- TD s. Hartmann, N.

Stefan Diebitz, 23568 Lübeck, Wilhelm-Wisser-Weg 49

Leserbriefe und anderes

Widukind von Corvey und Wibald von Stablo [zu ZS 3/2004, 523]:

In meinem Thüringen-Betrag [ZS 10 (3) 489-491] habe ich die These vertreten, dass die Sachsengeschichte des Widukund von Corvey im 10. Jh. noch vor Otto III. entstanden ist, weil der Autor Ereignisse, die sich im 7., 8. und 9. Jh. abgespielt haben sollen, nicht gekannt hat. Das kurze Übergangskapitel, in dem der „große Karl“ erwähnt wird [I.15], bezeichnete ich als spätere Interpolation, zumal es in keinem Zusammenhang mit dem vorhergehenden 14. und dem folgenden 16. Kapitel steht und im übrigen Text „Großkarl“ nicht erwähnt wird.

Gerhard Anwander [ZS 15 (3) 523] hat vor kurzem, Hans Constantin Faußner folgend, die These vertreten, dass mit Wibald von Stablo ein Autor des 12. Jhs. der wirkliche Verfasser der Sachsengeschichte sei. Einige ZS-Leser baten mich hierzu um eine Stellungnahme.

Nach wie vor vertrete ich meine These aus dem Jahr 1999. Ich halte es jedoch für möglich, dass Wibald die bezeichnete Interpolation vorgenommen, vielleicht auch andere Ergänzungen am Text zu verantworten hat. Hierzu sind weitere konkrete Analysen notwendig, die Anwander noch nicht vorgenommen hat. Ich sehe jedoch keinen grundlegenden Widerspruch zwischen meinen und seinen Thesen.

Dr. Klaus Weissgerber

*

Dolf Sternberger (1907–1989) war Politikwissenschaftler, luzider Sprachkennner und Journalist; er hat sich in dem Abschnitt “Ersatz der Ewigkeit” bereits 1938 Gedanken über Darwin und „das Zauberwort ‘Entwicklung’” gemacht [*Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert*; Hamburg, 1938, 116 f.]:

„Denn die natürliche Zuchtwahl wirkt nur dadurch, dass sie sich kleine allmähliche Abänderungen zunutze macht; sie kann nie einen grossen und plötzlichen Sprung machen, sondern muss mit kurzen und sicheren, aber langsamen Schritten vorschreiten.“

Für diese eigentümliche Gangart braucht die Zuchtwahl, wie sich versteht, außerordentlich viel Zeit. Die großen Zeiträume, die Jahrmillionen [...] sind der Karton, auf den die Entwicklung malt. Je weniger nämlich zu hoffen steht, daß sie mit ihren kurzen Schritten je aus ihrem Reiche herausführen werde in ein anderes, um so ungeheuerlicher erweitert sich dieses selber nach rückwärts. Schon ist es gegen den Eingriff von oben, den Finger Gottes, abgesperrt, schon wird auch der von unten gefährlich störende Zufall kaum noch bemerkt, schon sind die inneren Grenzen durch ‘Übergänge’ verschliffen, und

das Ganze ist eben glücklich vor dem Chaos bewahrt. Nun bilden die 'Jahr-millionen' schließlich eine Art von Ersatz für die entgangene Ewigkeit, weswegen denn auch die Vorstellung davon für die Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts etwas außerordentlich Befriedigendes an sich trägt, ja sie mit genießerischem Stolz erfüllt."

Sternberger spricht dann von der "Scheu vor den großen Zahlen", wie sie Friedrich Albert Lange erkannt haben wollte, und fährt fort:

"Nur die Scheu muß zuvor überwunden werden, der tote Punkt gleichsam – so stellen sich alsbald auch die strengsten Beweise ein. Die Scheu ist das Eintrittsgeld, dessen man sich entäußern muß, um in der Betrachtung des Zeit-Raums, als welcher dies Panorama sich im Innern darbietet, sich mit Gewinn verlieren zu können."

*

Toronto Conference „Anomalous Eras: Best Evidence: Best Theory”

As opposed to just simply attacking chronological weaknesses in the disciplines of History, Geology and Astronomy, an attempt will be made to clarify the parameters of an alternate, more reliable and valid chronology in these disciplines.

June 28, 29, 30, 2005: Formal sessions 9:00 am to 4 pm daily

Conference Venue: Gladstone Hotel, 1214 Queen St. W. Toronto

Conference Organizer and contact for inquiries about accommodation and payment: Frank Wallace 913 C Adelaide St. W. Toronto, Ontario Canada M6J 3T2 fwallace@sympatico.ca

Cost: \$ 115 US includes liquid refreshments, food, etc.

Speakers: Amy Acheson: Dating the universe / Gunnar Heinsohn / Emmet Sweeney: Venus of the flood: Mars of the Exodus / Frank Wallace: The Last Ice Age / Clark Whelton: Earliest inscribed AD dates in the UK / Milton Zysman: Carboniferous Era.

*

Neu bei **Mantis** (Erscheinen, Umfang, Preise s. www.mantis-verlag.de):

Werner Thiel: Schwert aus Pergament. Ein Roman um die Erfälschung von Geschichte, am Beispiel der Münsteraner Bischofsgründung (vorauss. Mai/Juni)

Heribert Illig: Die verjüngte Vorzeit (erweiterte Neuauflage von 'Die veraltete Vorzeit; vorauss. Juni/Juli)

Gunnar Heinsohn: Die Sumerer gab es nicht (Neuauflage; vorauss. August)

Mantis Verlag (Abonnentenpreise *inklusive* deutschem Porto)

Specht K. Heidrich (2004): Mykenische Geschichten. *Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand;* 416 S., 24,50 €, für Abonnenten (= f. Abo.) 21,50 €

Volker Friedrich (2004): Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451. Ca. 75 S., Brosch., 7,50 €, f. Abo. 7,- €

Andreas Birken (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients
Karten und Regentenlisten. CD, f. Abo. 17,50 €

Klaus Weissgerber (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte
Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken
325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, f. Abo. 17,50 €

Heribert Illig · Franz Löhner (⁶2003): Der Bau der Cheopspyramide
270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁵2003): Wann lebten die Pharaonen?
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, f. Abo. 24,- €

Gunnar Heinsohn (⁴2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, f. Abo. 12,- €

Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes
Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte
170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, f. Abo. 13,- €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit
Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, f. Abo. 25,- €

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung
240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, f. Abo. 15,- €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, f. Abo. 18,- €

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indus?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, f. Abo. 10,- €

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, f. Abo. 5,- €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 11,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 17, Heft 1, April 2005

- 4 Werner Frank: 21. März - Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582
- 15 Heribert Illig: Die Christianisierung über den Limes. Reihengräber, irische Mission, Bistümer
- 36 Werner Thiel: Schliemanns Fluch oder Das wundersame Verschwinden des Münsteraner Bistumsgründers
- 46 Alexander Glahn: Die Slawen besiedelten Ende des 4. Jahrhunderts Norddeutschland
- 76 Gunnar Heinsohn: Löschung der frühmittelalterlichen Regenten Spaniens.
- 98 Andreas Birken: Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung
- 111 Heribert Illig: Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte
- 125 Peter Winzeler: Wo das Geld die Zeit regiert. Das lukansche Doppelwerk und Rom. Abschluss der Redatierungen
- 142 Klaus Weissgerber: Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland I (Hellenica II)
- 172 Hans-E. Korth: Europa-Geraden I. Auf den Spuren der Sonnwendlinien des Montblanc
- 203 Armin Wirsching: Nofretete - falsifiziert und identifiziert? Meinhard Hoffmanns Überblendungen von Mumien
- 208 Meinhard Hoffmann: Erwiderung auf Dr. Armin Wirsching
- 211 Armin Wirsching: Fertigungstoleranz und Fertigungsspuren. Indizien für die Deutung der Himmelscheibe von Nebra
- 221 Dominique Görlitz: Neues aus der paläolithischen Seefahrt. Hochseereisen durch Homo Erectus
- 232 H. Illig: Saurier-Impakt in Turbulenzen
- 235 Peter Amann: Funktionieren Vulkanketten wie Luntent?
- 249 Stefan Diebitz: Darwinismus als Ideologie

- 3 Impressum
- 124 Fortsetzung der MA-Debatte
- 257 Leserbriefe und anderes
- 259 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233